

Julia Engelschalt, Jason Lemberg, Arne Maibaum,
Andie Rothenhäusler, Meike Wiegand (Hg.)
WISSENSKRISEN
KRISENWISSEN
Zum Umgang mit Krisenzuständen
in und durch Wissenschaft und Technik
[transcript]
ScienceStudies

Julia Engelschalt, Jason Lemberg, Arne Maibaum, Andie Rothenhäusler, Meike Wiegand (Hg.)
Wissenskrisen – Krisenwissen

Proceedings der 4. INSIST-Netzwerktagung, 11.-12. März 2021

Science Studies

Julia Engelschalt ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Medizingeschichte der Universität Zürich. Sie promoviert an der Universität Bielefeld zur Geschichte der Tropikalität in der US-amerikanischen Medizin und Public Health im frühen 20. Jahrhundert. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Medizin- und Umweltgeschichte, Imperial- und Globalgeschichte und die Geschichte des Rassismus.
Jason Lemberg arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl zur Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocaust an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Er forscht zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte des Nationalsozialismus.
Arne Maibaum promoviert an der TU Berlin zur Robotik als Wissenschaft und Robotik-Wettkämpfen. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Techniksoziologie, Science and Technology Studies und das Feld der robotischen Pflege.
Andie Rothenhäusler ist Doktorand am Institut für Technikzukünfte des Karlsruher Instituts für Technologie. In seiner Dissertation beschäftigt er sich mit Konflikten um neue Technologien. Darüber hinaus ist er in der Wissenschaftskommunikation tätig, unter anderem beim ZDF-Format »Terra X Geschichte – der Podcast«.
Meike Wiegand ist wissenschaftliche Hilfskraft am Panel on Planetary Thinking der Justus-Liebig-Universität Gießen. Sie forscht zur Wissenschaftsphilosophie der (Molekular-)Biologie.

Julia Engelschalt, Jason Lemberg, Arne Maibaum, Andie Rothenhäusler, Meike Wiegand (Hg.)

Wissenskrisen – Krisenwissen

Zum Umgang mit Krisenzuständen in und durch Wissenschaft und Technik

[transcript]

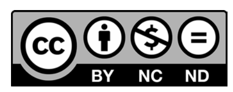
Gefördert durch den Publikationsfonds der Universität Bielefeld und durch das GRADE Center GPE – Geschichte, Philosophie, Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main



INSIST – Interdisciplinary Network for Studies Investigating Science and Technology



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.



Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld
Umschlagabbildung: Dr. Laura Voss
Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar
Print-ISBN 978-3-8376-6160-6
PDF-ISBN 978-3-8394-6160-0
https://doi.org/10.14361/9783839461600
Buchreihen-ISSN: 2703-1543
Buchreihen-eISSN: 2703-1551

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.
Besuchen Sie uns im Internet: *https://www.transcript-verlag.de*
Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter *www.transcript-verlag.de/vorschau-download*

Inhalt

Mit Planungswissen aus der Krise

Krisenwissen

Geleitwort

Helen Ahner & Franz Kather

Seit seiner Gründung 2013 setzt sich das Netzwerk INSIST – kurz für »Interdisciplinary Network for Studies Investigating Science and Technology« – für die Sichtbarmachung der Arbeiten von Wissenschaftler*innen in Qualifikationsphasen verschiedenster Disziplinen ein, die Wissenschaft und Technik erforschen. INSIST bringt diese Forschenden auf Netzwerkveranstaltungen wie Tagungen, digitalen Stammtischen und Schreibworkshops zusammen und will sie dazu inspirieren, miteinander in Austausch zu treten. Außerdem ist es INSIST ein Anliegen, den kreativen und innovativen Arbeiten von Forschenden in frühen Karrierestadien Aufmerksamkeit und Anerkennung zu verschaffen, ihnen eine Bühne zu geben und sie auch über ihre jeweiligen Disziplinen hinaus bekannt zu machen. Deshalb kooperiert INSIST mit etablierten Institutionen – immer mit dem Ziel, die Forschungslandschaft um neue Ansichten zu bereichern und den sogenannten wissenschaftlichen Nachwuchs ins Sichtfeld zu rücken. Dafür sind neben den Veranstaltungen auch Publikationsformate wie dieser Sammelband, der wiederum auf der INSIST-Tagung im Jahr 2021 fußt, wichtige Plattformen, um sichtbar zu werden und zu bleiben.

Die vierte INSIST-Netzwerktagung im Pandemie-Jahr 2021 stand in vielerlei Hinsicht unter besonderen Vorzeichen. Nicht nur hatte sich das Tagungsthema »Wissenskrisen – Krisenwissen«, konzipiert bereits 2019, als unverhofft aktuell erwiesen. Auch stellten die sehr greifbaren Aushandlungsprozesse von Wissen in der Krise die Organisation der Tagung vor ungekannte Hindernisse, die uns nach mehrfacher Terminverschiebung zur Online-Durchführung veranlassten.

Dass sich dieses neue und für unsere Prozesse unerprobte Format zu einer so erfolgreichen Tagung fügen konnte, ist zweifelsohne dem unermüdlichen Einsatz des Tagungsteams zu verdanken, dem unser herzlicher Dank gilt. Ebenso danken wir der Goethe-Universität Frankfurt für ihre Unterstützung über den langen Planungszeitraum hinweg. Doch erst im gemeinsamen Wirken der Organisator*innen mit dem herausragenden Spektrum der Beiträge und lebhaften Interesse der Teilnehmenden konnte sich der produktive Austausch einstellen, von dem die in diesem Band versammelten Beiträge zeugen.

Über die Veröffentlichung des Bandes in der Reihe »Science Studies« bei transcript freuen wir uns besonders. Dass die Aktualität des Themas wie auch die Notwendigkeit von Vernetzung und Austausch hierin gewürdigt werden, bestärkt uns in der Fortführung unserer Netzwerkarbeit und Publikationstätigkeit. Somit gilt unser herzlicher Dank ebenso allen Beteiligten an der Herausgabe des vorliegenden Bandes.

Während sich die nächste Tagung – diesmal wieder in Präsenz – bereits nähert und wie eine Rückkehr zu Normalität wirken mag, lohnt der Blick auf die vergangene Reflektion von Krise(n) und ihrem Verhältnis zu Wissen ungemindert. Vor diesem Hintergrund verheißen die Beiträge in diesem Band aktuelle Einsichten und Inspiration für einen wissenschaftlichen Blick auf eine Gegenwart, deren Wahrnehmung als krisenhaft uns sicher noch eine Weile begleiten wird. Dennoch und gerade deshalb wünschen wir viel Vergnügen beim Lesen und Mitdenken!

Editorial: In Krisen über Krisen sprechen

Julia Engelschalt, Jason Lemberg, Arne Maibaum, Andie Rothenhäusler, Meike Wiegand

Der Begriff »Krise« hat Hochkonjunktur. Als wir diesen Satz Ende 2019 für den Call for Participation für die 4. INSIST-Netzwerktagung formulierten,[1] war noch nicht absehbar, wie relevant akute Krisen auch für uns als Organisationsteam der Veranstaltung werden sollte. Der Satz gilt aber nicht erst seit der Covid-19-Pandemie, die sowohl auf die Durchführung der Tagung als auch auf die Schwerpunktsetzung vieler Beiträge unmittelbaren Einfluss hatte. Die Aktualität des Krisenbegriffs ist auch in Debatten rund um Klimawandel und Ressourcenknappheit, um weltwirtschaftliche und -politische Entwicklungen und in vielerlei anderen gesellschaftlichen Bereichen zu beobachten.

In diesem Zusammenhängen werden und wurden nicht zuletzt in den Bereichen von Wissenschaft und Technologie, über nationale und kulturelle Grenzen hinweg, Krisensemantiken aufgerufen. Zum einen geschieht dies mit Blick auf die Produktion und Anwendung von Wissen, das aus Krisen hervorgeht bzw. zur Lösung von als krisenhaft wahrgenommenen Zuständen angewendet wird und wurde. Zum anderen gerät Wissen selbst immer wieder ins Zentrum von Krisendiskursen – sei es in der als *science wars* betitelten Debatte der 1990er und frühen 2000er Jahre (u.a. Callon 1999, Nowotny 1999) oder in den jüngsten Diskussionen rund um *fake news* unter dem Stichwort der Postfaktizität (Keyes 2004). Dass beide Aspekte des Zusammenhangs zwischen Krise und Wissen keine neuen Phänomene sind, zeigt ein Blick in die Geschichte des Krisenbegriffs und seiner Verwendung (Koselleck 2018). Zugleich lassen sich zahlreiche historische Beispiele ausmachen, welche die komplexe Rolle von Wissen als handlungsleitendem Orientierungswissen in Krisenzuständen, aber auch als Triebfeder und zugleich Objekt von Krisendiskursen verdeutlichen. Zu nennen sind hier unter anderem die Anwendung sozialmedizinischen Wissens als Antwort auf bevölkerungspolitische Krisen in den sich industrialisierenden

1 Die vorliegende Einleitung zum Editorial folgt in wesentlichen Teilen dem Call for Participation zur Tagung. Wir bedanken uns daher bei unseren Co-Autorinnen Kathrin Eitel und Julia Zaenker für ihre Mitwirkung. Zudem gedenken wir mit diesem Band unserer Kollegin Linda Richter, die ebenfalls an der Tagungskonzeption beteiligt war und im September 2022 nach schwerer Krankheit verstorben ist.

Gesellschaften des 19. Jahrhunderts oder die Indienstnahme und Selbstmobilisierung der Wissenschaften durch die großen Ideologien und politischen Regime des 20. Jahrhunderts (vgl. Raphael 2001, Mackensen 2006, Unger 2006, Orth 2012).

Während sich – unter anderem im Kontext der Covid-19-Pandemie – wissenschaftskritische Stimmen mehren, wird andererseits, beispielsweise in der Debatte um den menschengemachten Klimawandel, der Appell lauter, wissenschaftliche Forschungsergebnisse als Grundlage politischer Entscheidungen auf nationaler wie globaler Ebene ernster zu nehmen. Der Anspruch lautet, Wissenschaft solle mit ihren Einschätzungen zu ihrer vermeintlich leitenden Funktion innerhalb der Gesellschaft zurückkehren. Gleichzeitig betonen vor allem Sozial- und Geisteswissenschaften die zeitliche, kulturelle und kontextspezifische Gebundenheit jeglicher Form der Wissensproduktion. Wahrheit ist damit das Resultat verschiedener Verflechtungen, die lokal spezifische, multiple Formen hervorbringt. Diese Multiplizität und der historische Wandel von Kriterien der Wissenschaftlichkeit gehen einher mit ihrer wachsenden Komplexität. Es folgen Unsicherheit und Nicht-Wissen beteiligter Akteure im Umgang mit wissenschaftlichem Wissen, gerade im Kontext komplexer Modellierungen. Eine weitere Folge dieser Verunsicherung ist eine ›Krise‹ der Expertise: Wissenschaft, Gesellschaft und Politik ringen um die Deutungs- und Definitionshoheit virulent gewordener Begrifflichkeiten und der sich dahinter verbergenden Konzepte. Neue methodologische Ideen der *postnormal science* (Funtowicz & Ravetz 1990), Transdisziplinarität oder der Stärkung von *citizen science* bergen das Risiko einer Wissenskrise, aber auch das Versprechen einer inklusiveren Wissenschaft (Schrögel & Kolleck 2019). Schließlich findet auch wissenschaftliche Arbeit selbst angesichts eines zunehmend neoliberalen Modells der unternehmerischen Hochschule unter prekären, krisenhaften Bedingungen statt (Wentland et al. 2012).

Unter diesen Vorzeichen luden wir unter dem Titel »Wissenskrisen – Krisenwissen: Zum Umgang mit Krisenzuständen in und durch Wissenschaft und Technik« zur 4. INSIST-Nachwuchstagung ein, um über diese Fragen aus den Perspektiven unter anderem der Soziologie, Philosophie, Kulturanthropologie, Ethnologie, Humangeographie und der Geschichte der Wissenschaften zu diskutieren. Die Veranstaltung wurde in Kooperation mit der Goethe-Universität Frankfurt a.M. geplant, musste jedoch wegen der Covid-19-Pandemie verschoben werden und fand schließlich im März 2021 virtuell statt. Das vorliegende Buch versammelt als vierter Band der INSIST-Proceedings-Reihe insgesamt zwölf zur Veröffentlichung ausgearbeitete Beiträge.

Um der disziplinären Vielfalt und Unterschiedlichkeit der einzelnen Disziplinen und Beiträge gerecht zu werden, haben wir uns – wie schon bei den vorangehenden Bänden der Reihe – dafür entschieden, die Wahl von Zitiersystemen in Fußnoten und bibliographischen Angaben unseren Autor*innen zu überlassen und die jeweiligen Texte lediglich im Layout zu vereinheitlichen. Auch der Umgang mit ge-

schlechtergerechter Schreibweise blieb den Autor*innen überlassen. Alle Beiträge haben ein doppelt anonymisiertes Peer-Review-Verfahren durchlaufen.

Wir möchten uns daher nicht nur bei unseren Autor*innen für ihre Einreichungen, sondern auch bei den jeweiligen Gutachter*innen für ihre konstruktiven Anmerkungen und Verbesserungsvorschläge bedanken.

Darüber hinaus bedanken wir uns für die großzügige Finanzierung des vorliegenden Bandes in gedruckter Form und als digital verfügbarer Open-Access-Band bei den Verantwortlichen des Publikationsfonds der Universitätsbibliothek Bielefeld sowie beim »GRADE Center GPE – Geschichte, Philosophie, Ethnologie« der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ein besonderer Dank gilt zudem Dr. Laura Voss für die künstlerische Gestaltung der Titelabbildung, einer Papiercollage, die den Zusammenhang zwischen Wissenschaft, Technik und Krise sinnbildhaft einfängt und illustriert.

Inhalt und Aufbau des Bandes

Aus der disziplinären und thematischen Vielfalt der hier versammelten Perspektiven auf die Rolle von Wissenschaft und Technik in aktuellen und historischen Krisenkontexten lassen sich vier konzeptuelle Schwerpunkte ableiten, die den vorliegenden Band rahmen.

Der erste dieser Schwerpunkte verbindet drei Beiträge, die sich der Infragestellung von zuvor als gesichert geltenden Wissensbeständen in Krisen annähern und dabei vor allem die Rolle des Nicht-Wissens in den Blick nehmen. So liest **Johanna Wischner** im Eröffnungsbeitrag postmoderne Wahrheitskritik gegen den Strich und schlägt in ihrer Rekonstruktion der Habermas-Foucault-Debatte vor, die Postmoderne nicht als normative Arbeit an der Abschaffung des Wahrheitsbegriffs zu verstehen, sondern vielmehr als Werkzeug zur Analyse eines Wissens- und Wahrheitsbegriffs, der bereits seit dem 19. Jahrhundert zunehmend an Legitimation verliert. Auch wissenschaftliche Methodendebatten können durch Krisen beeinflusst werden, etwa wenn bestehende Verfahren sich als mangelhaft erweisen. **Lukas Griessl** zeigt dies anhand der Geschichte des zufälligen Stichprobenverfahrens, welches sich erst nach dem krisenhaften Scheitern bis dato bewährter demoskopischer Methoden im Kontext der US-Präsidentschaftswahlen von 1936 und 1948 durchsetzen konnte. Um das »Schreiben in der Krise« geht es im Beitrag von **Annika Hammer**, die das Potenzial der Gegenwartsliteratur als Raum für Aushandlungsprozesse über Wissen und Nicht-Wissen auslotet. Ihr besonderes Augenmerk gilt dabei Texten verschiedener Gattungen, die vor dem Hintergrund aktueller Debatten rund um Transhumanismus und das Anthropozän die komplexe Beziehung zwischen Mensch, Umwelt und Technik verhandeln.

Eine weitere Gruppe von Beiträgen beleuchtet die Wechselwirkung zwischen Krisen und verschiedenen Praktiken ihrer Bewältigung. Eine Krise im Gesundheitsbereich, die erst in jüngster Zeit wieder mehr Beachtung findet, waren die Polio-Epidemien in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Technische Hilfsmittel wie die »eiserne Lunge« ermöglichten Betroffenen ein Überleben mit starken Einschränkungen, das sie von politischer und kultureller Teilhabe ausschloss. **Robert Stock** untersucht, inwiefern diese Teilhabe erst durch den Aktivismus von Polio-Erkrankten selbst möglich wurde, da ihr Erfahrungswissen den medizinischen Wissensstand in wichtigen Punkten bereichern konnte. Um individuelle Krisen und deren Bewältigung geht es im Beitrag von **Manuel Bolz**. Ausgangspunkt sind Interviews zur in westlichen Gesellschaften weitgehend tabuisierten Praxis der Rache, die der Autor im Rahmen seiner Forschung führte. Bolz arbeitet anhand eines Close Readings der Interviews heraus, dass Rachewünsche und -praktiken oft laienpsychologisch begründet werden, wobei die eigenständige Lektüre von Fach- und Selbsthilfeliteratur als Wissensbasis dient. **Mats Werchohlad** fragt schließlich nach den Auswirkungen der paradigmatischen Wende innerhalb der Physik auf die Gestaltungsschule des Bauhauses. Der Autor beleuchtet dabei die Potenziale, die die Auseinandersetzung mit der Relativitätstheorie Albert Einsteins im Hinblick auf die künstlerische und pädagogische Praxis der Gestaltungsschule bot.

Die dritte Gruppe von Beiträgen untersucht anhand verschiedener Beispiele, welche Auswirkungen ein (wahrgenommener) Mangel an Wissen auf wissenschaftliche und politische Institutionen und Prozesse haben kann. So geht **Reiner Fenske** der Frage nach, inwiefern die westdeutsche Entwicklungsforschung als »Krisenwissenschaft« bezeichnet werden kann. Mit seiner Analyse der Forschungsdebatten zwischen 1950 und 1970 liefert er nicht nur Einblicke in deren Verlauf, sondern zeigt vor allem auf, dass und wie Vertreter*innen der Entwicklungsforschung ihre Arbeit grundsätzlich in Frage stellten. In einer weiteren historischen Studie befasst sich **Luboš Studený** mit dem politischen Gebrauch der Prognostik im Spätsozialismus und in den 1990er Jahren. Am Beispiel der Tschechoslowakei beziehungsweise Tschechiens zeichnet der Autor das Bild einer Krisenwissenschaft zwischen Unterordnung und Machtanspruch. Auch **Hajo Raupachs** Beitrag »Beton und Krise« beleuchtet Wissen beziehungsweise dessen Mangel im Staatssozialismus anhand der Rolle, die der Baustoff bei der Bewältigung der Wohnungsnot in der Sowjetunion der 1950er Jahre spielte. Die Regierung unter Nikita Chruščev sah in Betonbauten ein geeignetes Mittel gegen die angespannte Lage in den Großstädten der frühen poststalinistischen Ära. Ihrem massenhaften Bau ging jedoch ein Machtkampf zwischen staatlicher Führung und architektonischen Eliten voraus, dessen Verlauf Raupach nachzeichnet.

Im abschließenden, vierten Abschnitt beleuchten drei Autor*innen die Herstellung und Verfügbarmachung von Wissen in und für Krisen beziehungsweise zu deren Bewältigung. **Stefan Rindlisbacher** zeichnet anhand der Influenza-

Pandemie von 1918 historische Verwerfungslinien zwischen der sogenannten Schulmedizin und Vertreter*innen der Naturheilkunde in der Schweiz nach und zeigt sowohl wechselseitige Abgrenzungsmechanismen als auch die strategische Einbettung schulmedizinischen Wissens in naturheilkundliche Diskurse auf. **Kevin Hall** und **Klaus Scheuermann** befassen sich mit dem scheinbaren Paradox zwischen der Verfügbarkeit ausgearbeiteter Pandemiepläne einerseits und der offensichtlichen Überforderung deutscher Behörden 2020 andererseits. In ihrem Beitrag weisen sie auf strukturelle Grenzen der bisher üblichen Wissenstechniken zur Vorbereitung auf eine Pandemie hin. **Paula Muhr** verfolgt in ihrem Beitrag, wie sich das Krankheitsbild der Hysterie innerhalb der Neurologie seit dem frühen 20. Jahrhundert verändert hat. Sie zeigt dabei das transformatorisches Potenzial von Krisen auf, indem sie die Genese der Hysterie vor dem Hintergrund verstärkter Forschungsbestrebungen und moderner bildgebender Verfahren von einer Ansammlung somatischer Symptome hin zu einem distinkten wissenschaftlichen Objekt nachvollzieht.

Literatur

Callon, Michel (1999). Whose Impostures? Physicists at War with the Third Person, Social Studies of Science 29(2), 261–86.

Funtowicz, Silvio O. und Jerome R. Ravetz (1990). Uncertainty and Quality in Science for Policy. Amsterdam: Kluwer.

Keyes, Ralph (2004). The Post-Truth Era: Dishonesty and Deception in Contemporary Life. New York: St. Martin's Press.

Koselleck, Reinhart (2018 [1973]). Kritik und Krise: Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt. 14. Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mackensen, Rainer (Hg.) (2006). Bevölkerungsforschung und Politik in Deutschland im 20. Jahrhundert. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Nowotny, Helga (1999). Es ist so – es könnte auch anders sein. Über das veränderte Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1999.

Orth, Karin (2012). Neuere Forschungen zur Selbstmobilisierung der Wissenschaften im Nationalsozialismus, NTM Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin 20(3), S. 215–224.

Raphael, Lutz (2001). Radikales Ordnungsdenken und die Organisation totalitärer Herrschaft: Weltanschauungseliten und Humanwissenschaftler im NS-Regime, Geschichte und Gesellschaft 27(1), 5–40.

Schrögel, Philipp und Kolleck, Alma (2019). The Many Faces of Participation in Science, Science & Technology Studies 32(2), S. 77–99.

Unger, Corinna R. (2006). Cold War Science: Wissenschaft, Politik und Ideologie im Kalten Krieg, Neue Politische Literatur 51(1), S. 49–68.

Wentland, Alexander; Knie, Andreas; Ruhrort, Lisa; Simon, Dagmar; Egeln, Jürgen; Aschhoff, Birgit; Grimpe, Christoph (2012). Forschen in getrennten Welten. Konkurrierende Orientierungen zwischen Wissenschaft und Wirtschaft in der Biotechnologie. Baden-Baden: Nomos.

(Nicht-)Wissen in der Krise

Wissenskrise als Wahrheitskrise

Postmoderne Wahrheitskritik gegen den Strich gelesen

Johanna Wischner

In der Philosophie ist Wissen immer schon in der Krise. Sie fragt: Was können wir wissen? Woher wissen wir, was wir wissen? Und wie können wir *sicher* sein? Diese Fragen zu stellen ist die Kernaufgabe der Epistemologie, eines Teils der theoretischen Philosophie. Insofern ist für die Philosophie das In-die-Krise-Bringen von Wissen Teil des täglichen Geschäfts. Zugleich weist die Frage nach dem Wissen auf eine viel tiefere, metaphysisch deutlich aufgeladenere Frage: auf die Frage nach der Wahrheit. Im Folgenden wird ein fast vergessener philosophischer Streit um die Wahrheit analysiert, die habermasianische Kritik an der Postmoderne, die zwar inzwischen historisch ist, aber ein bis heute wirksames theoretisches Framing gesetzt hat. Habermas' Vorwürfe des Relativismus und die deutlich normativ geprägte Stoßrichtung seiner Kritik verdecken einerseits die wahrheitstheoretische Unausgegorenheit seiner Position und weisen andererseits der wahrheitskritischen Position der Postmoderne eine rein destruktive Rolle zu. Der vorliegende Text will hier eine Gegenposition einnehmen und darstellen, wieso diese Deutung ein Missverständnis ist und auf welche Weise das konstruktive Potenzial postmoderner, wahrheitskritischer Theoriebildung sogar besonders gut geeignet sein könnte, auf die aktuelle Lage der politisch-gesellschaftlichen Wahrheitskrise zu reagieren.

Die Beziehung zwischen Wahrheit und Wissen ist weit weniger klar als man meinen könnte. Wahrheit ist natürlich das, auf das Wissen sich bezieht – der Inhalt des Wissens kann nur Wahrheit sein, sonst ist es kein Wissen (vgl. dazu auch Hardy/Meier-Oeser 2004). Allerdings gehen die epistemologischen Ansichten darüber, ob und inwiefern Wissen überhaupt *erreichbar* ist, naturgemäß auseinander. Skeptisch werden die Positionen genannt, die diese Möglichkeit tendenziell bezweifeln, realistisch diejenigen, die grundsätzlich von einer Erkenntnismöglichkeit der Realität ausgehen – Abstufungen und Differenzierungen erzeugen aus diesem Befund ein kaum überblickbares Meer an Positionen.

In Bezug auf die Wahrheitstheorie bedeutet das, dass realistische Positionen grundsätzlich davon ausgehen *müssen*, dass Wahrheit in einer für den Menschen handhabbaren Weise *existiert*, sonst wäre die Forderung, sie sei erkennbar, witzlos. Skeptische Positionen können hingegen in Wahrheitsfragen sehr unterschiedliche

Auffassungen vertreten: Eine zum Beispiel wissenschaftstheoretisch verstandene Skepsis, jemals überzeitlich gültige wahre Aussagen über die Wirklichkeit im Sinne von bewiesenen Naturgesetzen treffen zu können, wie sie Poppers Falsifikationismus ausdrückt (vgl. Poser 2001: 119f.), bedeutet nicht, dass nicht im Hintergrund dennoch die Vorstellung steht, es *gebe* eine solche, absolut gültige Wahrheit – sie ist in dieser Epistemologie nur nicht *erkennbar*. Die von Jürgen Habermas für seine Philosophie in Anspruch genommene »Fallibilität«, die im Fortgang dieses Textes zur Sprache kommt, muss, so meine ich, in ähnlicher Weise verstanden werden.

Wahrheitstheorien

Eine klassische und intuitiv wohl auch die einleuchtendste Vorstellung des Zusammenhangs von Wissen und Wahrheit ist die, dass Wissen (sei es nun erreichbar oder nicht) die Realität *abbilden* soll und auf diese Weise wahr ist. Das Prädikat »wahr« zeigt hier die Übereinstimmung zwischen Wissen und Welt an. Wahrheit ist etwas, das sinnvollerweise (spätestens seit dem *linguistic turn*) nur *Aussagen* zukommen kann, das heißt, sie ist sprachlich verfasst. Die Abbildungsfunktion, die Sprache also einnimmt, wenn es um die Erkenntnis der Realität geht, wurde exemplarisch von Ludwig Wittgenstein in seinem berühmten Werk »Logisch-philosophische Abhandlung« (Wittgenstein 1963/1922), auch bekannt als »Tractatus«, dargestellt. Auch wenn sich seither die philosophische Forschung weiterentwickelt hat, nicht zuletzt hat Wittgenstein selbst in seinem zweiten großen Werk, »Philosophische Untersuchungen« (Wittgenstein 2001/1953) das Verständnis von Sprache als Abbild in Frage gestellt, so entspricht dieses dennoch nach wie vor einer weit verbreiteten Intuition über die Beziehung zwischen Realität, Wissen und Wahrheit. Es steht insbesondere auch im Hintergrund vieler skeptischer Positionen, die zwar die *Erkenntnismöglichkeit* von Wahrheit in Frage stellen, aber die grundsätzliche Vorstellung, dass Wissen die Realität abbilden muss (bzw. müsste, wenn es möglich wäre) und dass diese Beziehung als »Wahrheit« verstanden wird, besonders stark betonen.[1]

---

1 Das, was heute in der Regel als erkenntnistheoretische Skepsis bezeichnet wird, geht auf das Konzept der so genannten »pyrrhonischen Skepsis« zurück. Pyrrhon hat die klassische, heute als skeptisch bezeichnete Position vertreten (vgl. insbes. Long 1995: 939, 943f.): Diogenes Laertios »beschreibt ihn als jemanden, der ›eine Philosophie der Unbegreiflichkeit der Dinge (…) und der Urteilsenthaltung (…) praktiziert‹« habe. (Long 1995: Sp. 939, vgl. insges. Long 1995) Dass in einer solchen Haltung ein besonders *starker* Wahrheitsbegriff zu finden sein kann, zeigt ein Cicero-Zitat, das paraphrasiert, dass »die Wahrheit in die Tiefe versenkt worden sei und daß alles von Meinungen und Konventionen beherrscht werde« (zit. n. Long 1995: Sp. 941). Skepsis ist also auch verstehbar als eine Haltung, die der Wahrheit einen besonders *großen* Stellenwert einräumt, aber bezweifelt, diesem Anspruch durch die menschliche Forschung gerecht werden zu können. Es kann dabei ein besonders herausgehobener,

So einleuchtend diese Vorstellung von Wahrheit als die Wirklichkeit abbildend ist, gab es immer auch Gegenbewegungen zu einem zu optimistischen Wahrheitsbegriff.[2] In der neueren Philosophie hat sich spätestens ab dem Ende des 19. Jahrhunderts in der Geistesgeschichte eine metaphysik- und wahrheitskritische Bewegung vollzogen, die die Existenz von Wahrheit als etwas Absolutes, nicht Korrumpierbares – d.h. vor allem auch nicht mit Machtfragen Vermischtes – und überzeitlich Gültiges zunehmend in Frage stellte. Und diese Bewegung, die in der so genannten »Postmoderne« kulminierte, war keine primär epistemologische Erschütterung, sondern letztlich eine der *Metaphysik*. Es war eine *Wahrheits*krise, die aber vielerorts als *Wissens*krise begriffen wurde und deren Erscheinen sich in der Breite tatsächlich oftmals als Krise des Wissens zeigte.

Die Postmoderne und ihre Gegner*innen

Die »Postmoderne« wurde 1979 durch Jean-François Lyotard ausgerufen. In diesem Jahr veröffentlichte er »La condition postmoderne«, auf deutsch 1986 »Das postmoderne Wissen«, das als Gegenwartsdiagnose zu verstehen ist. Hier brachte er die zeitgenössischen Entwicklungen so pointiert auf den Punkt, dass sich die Bezeichnung breit durchsetzte und ein *topos* geschaffen wurde, der auch einen bestimmten philosophischen Standpunkt markiert. Es mag zunächst einmal eine empirische Diagnose gewesen sein, aber Lyotard ergreift in diesem Werk auch Partei für eine bestimmte Wirklichkeitsdeutung und eine bestimmte Metaphysikkritik.

Interessanterweise ist es wiederum Wittgenstein, auf den er sich beruft, und zwar auf einen Begriff aus den »Philosophischen Untersuchungen«: Um die *Gebrauchsfunktion* von Sprache – in Abgrenzung zur reinen Bildfunktion – in den Fokus zu rücken, prägte Wittgenstein den Begriff des »Sprachspiels«, in dem Sprache als regelgeleitete, lebensweltlich eingebettete Praxis aufgefasst wird. »[E]ine Sprache vorstellen heißt, sich eine Lebensform vorstellen.« (PU § 19) In Wittgensteins Konzeption kann es unendlich viele Sprachspiele geben, da auch unendlich viele

---

metaphysisch gehaltvoller Wahrheitsbegriff eine Rolle spielen, vergleicht man das etwa mit dem pragmatistischen Wahrheitsbegriff – der Pragmatismus ist eine dezidiert antiskeptische Philosophie –, der es den Handelnden relativ einfach macht, herauszufinden, ob eine Aussage wahr ist oder nicht (vgl. klassisch James 1994, Kap. 6).

2 Man könnte mitunter den Eindruck erhalten, es gebe in der Philosophie eine unendliche Pendelbewegung zwischen Konstruktivismus und Realismus (vgl. Heidenreich 2015: 229) – kürzlich wurde mit dem »Neuen Realismus« eine Bewegung hin zu mehr »Erkenntnisoptimismus« ausgerufen. Dessen Anspruch, neu oder innovativ zu sein, stellt Felix Heidenreich (2015) allerdings in Frage (Zitat ebd. S. 229) und legt überdies eine pointierte Darstellung des momentanen Stands der Postmoderne-Diskussion vor.

soziale Kontexte denkbar sind, für die eigene Verständigungsweisen entwickelt werden.

Lyotards Postulation der Postmoderne entwickelt aus diesem Begriff des Sprachspiels heraus eine Gegenwartsdeutung, die von einer »Heterogenität der Sprachspiele« (Lyotard 1986: 16) ausgeht. Er stellt dar, warum die »großen Erzählungen« der Moderne nicht mehr funktionieren: die spekulative Erzählung und die Erzählung der Emanzipation, die für die Moderne als Fundierungsnarrative für Wissen fungieren. Seiner Analyse nach können diese Erzählungen nicht mehr das Wissen legitimieren, weil sie aufgrund innerer Erosion, der Erosion ihrer Anlage und Prinzipien, nicht mehr glaubwürdig sind (Lyotard 1986: 112–119).

Die Heterogenität der Sprachspiele, die nicht durch gemeinsame »große Erzählungen« überbrückt werden kann, führt letztlich zu einer Zersplitterung der Wissensansprüche, die nicht mehr in eine einzige große und glatte Weltdeutung übersetzbar sind. Zugleich ist in der Postmoderne das Wissen gesellschaftlich in einem Regelkreis der Performativität an Geld und Macht gebunden und daher tendenziell auch als problematisch zu verstehen, aber: »Das postmoderne Wissen ist nicht allein das Instrument der Mächte. Es verfeinert unsere Sensibilität für die Unterschiede und verstärkt unsere Fähigkeit, das Inkommensurable zu ertragen.« (Lyotard 1986: 16)

Es lehrt uns also Kernkompetenzen für das Zurechtfinden in einer komplexer werdenden Welt. Dieser zwischen philosophischer und soziologischer Analyse changierende, monumentale Text wurde aber auch als Stellungnahme aufgefasst: als Stellungnahme in der Debatte um die Fundierungskrise, die die Geisteswissenschaften, insbesondere die Philosophie, seit dem Ausgang des 19. Jahrhunderts erfasst hatte.

Der von Lyotard in dem Buch direkt angegriffene Habermas hat mit seinem Buch »Der philosophische Diskurs der Moderne« der Postmoderne eine bestimmte Haltung gegenüber Grundlegungsfragen zugeschrieben, die bis heute das Bild der Postmoderne und von postmodernen Denker*innen prägt. Die Parallelführung von Postmoderne und »neostrukturalistische[r] Vernunftkritik« wird bereits im Vorwort des Bandes angedeutet (Habermas 1988a: 7) – hier wird deutlich, dass es sich um eine »Herausforderung« handelt, auf die Habermas durch die Rekonstruktion seines eigenen Moderneverständnisses reagiert (vgl. ebd.).

So uneins sich Habermas und Lyotard in der *Deutung* der Krise sein mögen, *dass* das Wissen in der Krise ist und damit auch der Wahrheitsbegriff zur Disposition steht, ist für beide unstrittig. Mehr noch: Sie sind sich auch darüber einig, dass es sich um eine Fundierungs-, eine Legitimationskrise handelt. Während allerdings Lyotard in gewisser Weise auf der beschreibenden Ebene bleibt, auch wenn er ebenso über Umgangsweisen mit den von ihm herausgearbeiteten Befunden nachdenkt, hebt Habermas stark auf die normative Ebene ab und geht davon aus, dass diejenigen, die die Zerstörung der modernen Legitimierungen beschreiben, diese guthei-

ßen. Ich glaube, das ist ein zentrales Missverständnis der Debatte, die später besonders heftig, auch von jeweiligen Schüler*innen, als die »Foucault-Habermas-Debatte« geführt wurde.

Motiv 1: Relativismus

Die Prägekraft, die Habermas' Deutung der so genannten Postmodernen, des »Neostrukturalismus«, wie er es auch nennt, im deutsch- und englischsprachigen Diskurs entfaltet hat, ist kaum hoch genug einzuschätzen. Mit ihr hat sich die Überzeugung festgesetzt, die Postmoderne würde einem »Relativismus« das Wort reden und grundsätzlich jede Art von rationalen oder Wahrheitsansprüchen ablehnen (vgl. dazu insbes. die Kapitel X und XI in Habermas 1988a).

Doch hier ist zunächst zu fragen: Relativ zu *was* soll Wahrheit sein? Naturgemäß ist sie relativ zu einem Sprachsystem, denn Wahrheit kann nur Aussagen zukommen oder zumindest muss man sich sprachlich über sie verständigen. Darüber hinaus ist vollkommen klar, dass jeder naturwissenschaftliche Wahrheitsanspruch heute fallibilistisch sein muss; das heißt, er wird immer nur vorbehaltlich seiner eigenen Widerlegung erhoben.

Habermas selbst legt Wert auf die Feststellung, seine Philosophie sei fallibel (vgl. Habermas 1988a: 247, FN 74). Damit beansprucht er, »zwischen der Scylla des Absolutismus und der Charybdis des Relativismus hindurchzusteuern« (Habermas 1988a: 351) und eine nicht-fundamentalistische aber auch nicht relativistische Philosophie vorzulegen. Wenn aber das Denken grundsätzlich fallibel sein soll, dann muss man davon ausgehen, dass es keine Wahrheiten produzieren kann, die ewig gültig sind – und damit verschwimmt die Abgrenzung zum »Relativismus«.[3] Die Betonung von Fallibilität, einem erkennbar aus der naturwissenschaftlichen Wissenschaftstheorie entlehnten Begriff, weist im Übrigen auf einen gewissen Szientismus in Habermas' Theorie hin, der eher im Hintergrund steht, aber in seiner Bedeutung für Habermas' Theorieverständnis nicht zu unterschätzen ist.

Zwar wird das Wort »Relativismus« als Anschuldigung gegenüber Philosophien verwendet, die angeblich *überhaupt nichts* mehr als Wahrheit anerkennen oder für die Wahrheit vollkommen beliebig ist. Allerdings ist dieser Maximalvorwurf eher zu verstehen als der Einsatz einer Strohpuppe zur Abgrenzung der eigenen Annahmen. Mir wäre keine Philosophie bekannt, die das wirklich in dieser Radikalität und mit Ernsthaftigkeit vertreten würde. Vielmehr wird der Vorwurf des Relativismus in

3 Eine gänzlich anders gelagerte aber gründlich ausargumentierte Kritik an der Zwiespältigkeit und Widersprüchlichkeit in Habermas metaphysikkritischen Aussagen, deren Kontext eine Auseinandersetzung mit Dieter Henrich Ende der 1980er Jahre ist, legt Volker Gerhardt (1988) vor.

der Regel Philosophien gegenüber erhoben, die radikal die Vorstellung von »letzten Wahrheiten« ablehnen – prominent etwa Richard Rorty und Michel Foucault.

Das ist gar nicht weit entfernt von einem Fallibilismus-Begriff, der allerdings eher epistemologisch als metaphysisch verstanden werden muss. Dass eine Erkenntnis fallibel, also nicht sicher wahr ist, bedeutet nicht, dass die Person, die diese Fallibilität in Anspruch nimmt, nicht dennoch davon ausgeht, dass eine, eben nicht sicher zugängliche, absolute, »letzte« Wahrheit existiert.

Der Fehler, der häufig im Relativismus-Vorwurf zu finden ist, liegt darin, der »Arbeit an der Wahrheit« und der Feststellung, dass Wahrheit mit Macht verknüpft ist, auf einer normativen Ebene zu begegnen und damit den Eindruck zu erwecken, es gehe hier darum, die Wahrheit oder die Rationalität abzuschaffen. Dabei ist es zunächst ein im Grunde empirischer Befund über die Komplexität der Wahrheits- und Wissenszugriffe in der zeitgenössischen Realität (und, wenn man auf Foucault schaut, auch in der Geschichte), letztlich der Krisenhaftigkeit des Wissens und des Wahrheitsbegriffs. Lyotards, Foucaults und auch Rortys[4] Philosophien können verstanden werden als der Versuch, *durch* die Arbeit am Wahrheitsbegriff Verfahren zu entwickeln, die die philosophische Rationalität teilen, aber die Krisenhaftigkeit der Wahrheit in sich aufnehmen und somit Realitätsbeschreibungen zu liefern, die nicht auf dem Fundament moderner Aporien ruhen.

Motiv 2: Fundamentalismuskritik mit doppeltem Boden

In der Darstellung Habermas', der in »Der philosophische Diskurs der Moderne« Foucault als Gegner besonders heraushebt, indem er ihm als einzigem der dort bearbeiteten Denker zwei Kapitel widmet, wird Foucault, vor allem aufgrund seines angeblichen Relativismus, zum »Zyniker« (Habermas 1988a: 297). Das Problem besteht für Habermas darin, dass der postmodernen Kritik »die Richtung nicht eingeschrieben« (Habermas 1988a: 145) ist,[5] und dass damit keine Kriterien und keine Absicherung gegenüber normativ »falschen« Entwicklungen mehr möglich sind. Plakativ ausgedrückt lässt sich Habermas' Haltung folgendermaßen zusammenfassen:

4 Rorty ist zwar kein »Neostrukturalist«, sondern dem Pragmatismus zuzuordnen, aber er hat sich durchaus als der postmodernen Bewegung zugehörig verstanden und ist einer der prominentesten Betroffenen regelmäßiger Relativismusvorwürfe in der Philosophie der letzten Jahrzehnte.

5 Diese Aussage bezieht sich auf Max Horkheimer und Theodor W. Adorno, die in dem Band ebenfalls stark kritisiert werden. In meiner Dissertation (Wischner 2022) konnte ich zeigen, dass die starke Ablehnung des postmodernen Denkens bei Habermas im Grunde mit einer Auseinandersetzung und Neubewertung der Modernekritik von Adorno und Horkheimer einsetzt und dass bestimmte gedankliche Muster auch bei Foucault angewandt werden. Wie diesen bezeichnet er auch Adorno und Horkheimer als zynisch (vgl. Habermas 1988: 143).

Wer nicht annimmt, dass es eine unabhängige und allgemein zugängliche Rationalität gibt, der öffnet der Unmoral Tür und Tor.[6]

Diese Denkbewegung hat sich in das kollektive philosophische Bewusstsein eingebrannt und ist in sich »habermasianisch« verstehenden Kreisen nach wie vor abrufbar, auch wenn das Interesse an der Postmoderne insgesamt nachgelassen hat. Habermas' Ablehnung der postmodernen Wahrheitskritik beruht, neben dem Relativismus-Vorwurf, auf zwei weiteren Argumentationslinien, die nur zum Teil explizit gemacht werden. Zum einen ist es die behauptete Fundamentalismuskritik bei gleichzeitiger Ablehnung theoretischer »Bodenlosigkeit« in der eigenen Theorie, zum anderen ist es der Vorwurf des »performativen Widerspruchs« bei den vernunftkritischen Gegner*innen und damit das Setzen eines ganz bestimmten theoretischen Framings.

Habermas' Haltung gegenüber dem Fundamentalismus ist weit weniger eindeutig als es zunächst scheinen mag. Zwar betont Habermas, im Gegensatz zu Karl-Otto Apel, mit dem er gemeinsam an der Entwicklung der Diskursethik gearbeitet hatte, keinen Letztbegründungsanspruch zu erheben (vgl. Habermas 1991: 192f.[7]) und untermauert das auch mit der Forderung nach fallibilistischer Theorie. Er legt Wert auf nachmetaphysische und nicht-fundamentalistische philosophische Theoriebildung,[8] die mit der grundlegenden Einsicht in Fallibilität einhergeht (vgl. ebd.: 206). Die philosophischen Probleme, die die Forderung nach einer sicheren Gründung nach sich zieht, sind ihm also klar und es ist auch klar, dass es sich hierbei wiederum um den Versuch handelt, sowohl Relativismus als auch Fundamentalismus auszuschließen. Es ist also nicht zu viel behauptet, wenn man feststellt, dass auf dem Terrain der Philosophie, in der Auseinandersetzung zwischen Moderne und Postmoderne, die Wissenskrise, die als Wahrheitskrise verstanden werden kann, letztlich als *Fundierungs*krise begriffen werden muss.

Andererseits aber, und das führt mitten hinein in die spezifisch habermasianische Kritik, ist in seinen Angriffen gegen »die Postmoderne« wiederholt der Vorwurf der *Bodenlosigkeit* zu finden.[9] Theoretisch bodenlos zu sein, ist ein schwerer Vorwurf Habermas' an von ihm untersuchte Theorien, den er immer wieder vorbringt und

6 Diese Art von Dammbruch-Argument wird gegenüber wahrheitskritischen Positionen häufig vorgebracht; Heidenreich schildert, wie der »neue Realist« Mario Ferraris »innerhalb weniger Sätze von Rortys Begriff der Solidarität zu Joseph Goebbels überleitet« (Heidenreich 2015: 229). Argumente dieser Art, wenn auch weniger brachial ausformuliert, durchziehen Habermas' Postmodernekritik.

7 Für den Zusammenhang vgl. Habermas 1991: 185–199.

8 Vgl. in Bezug auf die Diskursethik etwa Habermas 1991: 73, 209. Insgesamt ist insbesondere der Begriff des »Nachmetaphysischen« stehender Terminus in Habermas' Theorie, dessen Bedeutung auch deutlich wird anhand seines Gebrauchs im Titel zweier Sammelbände (vgl. Habermas 1988b, 2012).

9 Exemplarisch gegen Horkheimer und Adorno in Habermas 1988a: 154.

der wie eine Abkürzung für eine Argumentation wirkt, die in der Kritik an Horkheimer und Adorno zumindest angedeutet ist als Kritik an Theorien, die Macht- und Geltungsansprüche vermischen (Habermas 1988a: 154). Doch wie ist es zusammenzubringen, fallibilistisch und nicht-fundamentalistisch denken zu wollen und dennoch einen festen Boden für die eigene Theorie zu beanspruchen?

Trotz der Forderung nach einer nicht-fundamentalistischen und nachmetaphysischen Grundhaltung will Habermas eine *grundlegende Rationalität* absichern, die auch dafür notwendig ist, in der ethisch-politischen Sphäre sicher und gut zu navigieren und dabei vor allem einer zynischen, richtungslosen Haltung zu entgehen. Diese Anstrengung unternimmt Habermas in seiner Theorie des kommunikativen Handelns und im Entwurf der Diskursethik (Habermas 1991, 2014a,b). Hier wird aus einem sprachtheoretisch ausgearbeiteten Kommunikationsbegriff heraus eine grundsätzliche Absicherung von Rationalität im öffentlichen politischen Diskurs konstruiert, die als Garantie für gute politisch-ethische gesellschaftliche Entscheidungen verstanden wird. Damit versucht er, das traditionelle moderne Band zwischen Rationalität und Moralität neu zu knüpfen und das heißt, die Emanzipationserzählung (vgl. Lyotard 1986: 117f.), die genau auf dieser Verknüpfung beruht, neu zu beleben. Ob man nun Lyotards Diagnose, dass das zum Scheitern verurteilt ist, teilt oder nicht: Deutlich wird, dass hier zwar auf der Oberfläche beansprucht wird, nicht-fundamentalistisch zu denken, dass aber gleichzeitig der Versuch unternommen wird, bestimmte moderne Errungenschaften zu befestigen und theoretisch abzusichern. »Bodenlose« Rationalitätskritik bedeutet daher für Habermas eine Infragestellung des Gesamtsystems, was seine vehemente Kritik an »der Postmoderne« erklärt und auch sein Unbehagen mit Kritik, die eine solche Absicherung der »richtigen Richtung« nicht liefert.

Schließlich trifft das tatsächlich auf die von ihm kritisierten Philosoph*innen zu: Dass sie keine Werkzeuge zu haben scheinen, um ein Abdriften in antidemokratische oder unterdrückerische politische Systeme zu verhindern – wohingegen Habermas mit seiner Diskursethik einen Entwurf für eine deliberative Demokratie vorlegt, die aus der *systematischen Anlage* heraus gut funktionieren soll. Die aktuelle politische Situation, in der »Fake News« und »Bullshit«[10] an der Tagesordnung sind und das Vertrauen in eine gemeinsame, an Wahrheitskriterien orientierte Weltbeschreibung vollkommen erodiert zu sein scheint, erweckt den Eindruck, als

10 Vgl. dazu weiterführend auch Frankfurt 2014. Hier wird beschrieben, wie die spezifische Form des »Bullshits«, der im Gegensatz zur Lüge keinerlei Beziehung zur Wahrheit eingeht – es ist einfach egal, ob das, was gesagt wird, wahr ist –, den Diskurs verunsichert. Der im Original erstmals 1986 erschienene Text bezieht allerdings implizit auch Stellung zur Postmoderne und bringt die Vermutung vor, dass gerade die zeitgenössischen »›antirealistischen‹ Doktrinen« (Frankfurt 2014: 47) dieser Verunsicherung Vorschub leisten (vgl. Frankfurt 2014: 46f.).

könnte Habermas recht haben: Wenn es keine verbindliche Absicherung von Wahrheit, von Richtigkeit und Falschheit gibt, keinen Minimalkonsens in dieser Hinsicht, dann rutscht unsere Welt in ein wahrheitstheoretisches Chaos, das zu politisch und ethisch problematischen Folgen führen kann.

Motiv 3: Performativer Widerspruch

Das Problem ist allerdings: Die Postmoderne spricht sich gar nicht grundsätzlich *gegen die Wahrheit* aus. Sie arbeitet nur heraus, warum und wie unsere Legitimierungen nicht mehr funktionieren; wie der bisher verwandte Wahrheitsbegriff eben nicht unabhängig, sondern in Machtbeziehungen eingebunden ist.[11] Das ist es ja, was Habermas fordert: eine Rationalität, die unbeeinflusst von politischen Einflüssen über das Richtige entscheidet; den »herrschaftsfreien Diskurs«. Die Diagnose, dass es einen solchen nicht geben kann, ist natürlich ein direkter Angriff auf die von Habermas verteidigten modernen Werte. Aber es ist keine Infragestellung von Rationalität »an sich« und auch nicht die Behauptung, es gebe keine Wahrheit, alles sei beliebig. Diese Darstellung, die eine bestimmte Form der Kritik diskreditieren soll, verdeckt vollkommen das *konstruktive* Potenzial postmodernen Denkens.

Kritik an einer solchen sozusagen »schwebenden« Haltung gegenüber Fundierungsfragen wird häufig mit dem Vorwurf des »performativen Widerspruchs« verbunden – und das ist die andere Argumentationslinie, die Habermas gegen »die Postmoderne« und ihren angeblichen Relativismus in Stellung bringt. Das Konzept »Performativer Widerspruch«, das Habermas beispielsweise gegenüber der Vernunftkritik von Adorno und Horkheimer anwendet,[12] besagt, dass ein*e Sprecher*in, der*die die Möglichkeit sicheren Wissens und sicherer Wahrheit abstreitet, dies mit einem Allgemeinheits- bzw. Rationalitätsanspruch tue, den er oder sie selbst ablehnt. Das ist ein kluger Einwand gegen wahrheitskritische Positionen, allerdings funktioniert er nur in einem fundamentalistischen Setting, in dem die Alternative »Fundamentalismus oder Relativismus« ist. Rorty würde sagen, der Vorwurf des Relativismus funktioniere nur in einem platonischen (und damit meint er unter anderem: fundamentalistischen) Vokabular – und daher sollten die Gegner*innen eines metaphysischen Absolutismus sich nicht auf diese Weise bezeichnen lassen (Rorty 1997).

---

11 Diese Darstellung ist natürlich eine grobe Verallgemeinerung »der Postmoderne«, die nie als Gruppe existiert hat, in der sich Philosoph*innen mit ähnlichen Annahmen zusammengeschlossen hätten, sondern die in einem Großteil der Fälle ein von außen angeheftetes Etikett blieb. Allerdings trifft diese Diagnose von der Verschränkung von Wissen und Macht eine Kernannahme, die auch Habermas zentral kritisiert hat. Prominent vertreten wurde sie etwa von Lyotard (1986) und insbesondere von Foucault in seinem gesamten Schaffen.

12 Vgl. Habermas 1988a: 130–157, insbes. S.144f.

Der Vorwurf des performativen Widerspruchs schreibt philosophischen Aussagen einen Allgemeinheits- und damit verbunden einen Wahrheitsanspruch zu, den in der Tat viele Theorien, insbesondere postmoderne, gar nicht erheben und bewertet somit diese Theorien innerhalb seines eigenen (»modernen«, fundamentalistischen) theoretischen Framings. Ein gutes Beispiel für diese vollkommen anders gelagerten rahmenden theoretischen Ansprüche ist Foucaults partikularistische kritische Praxis, die zwar auf eine bestimmte Analysematrix mit den Achsen Wissen, Macht und Subjekt zurückgreift,[13] sie aber nicht als Arbeit an einer vollständigen oder allgemeingültigen Beschreibung der Realität versteht. Immer höchst skeptisch gegenüber allgemeinen Aussagen, war Foucaults wichtigstes Thema doch die Wahrheit und ihre historische Gewordenheit. Das als »relativistisch« zu bezeichnen oder hier einen »performativen Widerspruch« zu finden, legt vollkommen unpassende Maßstäbe an diese theoretischen Anstrengungen.

Deren Potenzial liegt gerade in theoretischen Analysen dieser Art; in der akribischen Kleinarbeit, in der Foucault die Muster herausgearbeitet hat, in denen sich Macht und Wissen in Diskursen, in Institutionen verschränken. Eine solche Analysepraxis ist eine Möglichkeit, auch ohne festes philosophisches Fundament kritisch, man könnte sogar sagen: kritisch im Sinne der Aufklärung, tätig zu sein.

Das Erbe der Aufklärung und das Potenzial postmoderner Theoriebildung

Wie eine fundamentalismuskritische theoretische Praxis aussehen kann, die darüber hinaus auch in der Tradition der Aufklärung steht, hat Foucault nicht nur in seinem Schaffen vorgeführt, sondern auch in seinem Spätwerk analysiert. Seine Vorlesungen am *Collège de France* aus den Jahren 1983 und 1984 behandeln die antike Praxis der *parrhesia* (Foucault 2012a,b). Diese Art des freimütigen Sprechens, des »Muts zur Wahrheit«, konturiert Foucault als *die* philosophische Praxis *par excellence* und schreibt damit zugleich seiner eigenen Zunft, der Philosophie, eine Genealogie.

Die Philosophie, so könnte man rekonstruieren, ist immer schon durch einen besonderen Mut ausgezeichnet, die Wahrheit zu sprechen, ein »wahres Leben« zu führen, und dieser Mut hat auch eine politische Komponente. Foucault selbst rahmt die erste Vorlesungsreihe durch Überlegungen zu Kants »Was ist Aufklärung?«, ein Text, zu dem er bereits gearbeitet hatte (Foucault 1992); *parrhesia* ist für ihn aufklärerische und philosophische Praxis. Aus dieser Perspektive *ist* Aufklärung Philosophie, eine Praxis des Wahrsprechens, auch und gerade *gegenüber* der Macht (was nicht dasselbe ist wie die Forderung, »die Macht«, bzw. die Politik, solle sich an »der Wahrheit« orientieren).

---

13 Vgl. dazu Foucault 2005c: 759.

Es ist die Stärke einer so verstandenen kritischen Praxis, dass sie »bodenlos« ist, denn das bedeutet, sie ist sich der Verschränkung von Macht und Wahrheit immer bewusst und situiert auch das Subjekt in diesem dynamischen Geflecht. Einer solchen Praxis ist, das muss mit Habermas zugegeben werden, »die Richtung nicht eingeschrieben« (Habermas 1988a: 145). Aber nur deswegen kann sie sich am Ende auch gegen sich selbst richten und die *eigene* Praxis als ebenfalls historisch geworden und immer in einem Spannungsverhältnis zwischen Wahrheit und Macht sich verhaltend verstehen. Damit stellt Foucault eine alternative Deutung von der Entstehung der Philosophie vor: In dieser Deutung steht weniger die *Erkenntnis* als die *Praxis* – an deren Wurzel immer schon Politisches und die Wahrheitsfrage miteinander verwoben sind – im Mittelpunkt einer antiken Traditionslinie, die im Kynismus[14] ihre erste idealtypische Ausprägung fand, die aber in der Moderne im Schatten einer dominanteren Erkenntnistradition steht.

Es ist nicht ohne Ironie, dass sich sowohl Habermas, der sich selbst als »Verteidiger« der Moderne versteht, als auch Foucault, ein von ihm als »postmodern« abgelehnter Philosoph, sehr positiv auf die Aufklärung beziehen und ihre eigene Theorie in deren Erbe stellen. Foucaults Modernebezug ist auch keinesfalls abwertend, sondern, wenn auch kritisch, durchaus affirmativ.[15] Während es Habermas allerdings darum geht, das Erbe der Aufklärung *systematisch* abzusichern und auf diese Weise gute ethisch-politische Verfahren zu gewährleisten, liegt bei Foucault der Aufklärungsbezug eher in einer bestimmten *Haltung des Widerstands*, die er einmal als »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden« (Foucault 1992: 12) charakterisiert hat.

Foucaults theoretisches Schaffen, das immer wieder auch politische Interventionen hervorgebracht hat, zeigt mit aller Deutlichkeit, dass man nicht unbedingt ein allgemeingültiges, widerspruchsfreies theoretisches Fundament benötigt, um Kritik zu üben oder politisch zu handeln.

Die Deutung, wie sie Habermas maßgeblich geprägt hat, geht davon aus, dass man zunächst ein theoretisches Fundament benötigt, einen Boden, der mindestens die Trennung zwischen Wahrheit und Macht gewährleistet. Erst dann ist eine politische Deliberation möglich, die tatsächlich auf Rationalität beruht und daher die besten Ergebnisse sichert. Die Postmoderne hingegen sei bodenlos und verdeckt selbstwidersprüchlich und damit relativistisch.

Aber nur weil Wahrheit nicht als absolut und unabhängig betrachtet wird, verliert Rationalität nicht automatisch an Bedeutung und Wahrheit wird auch nicht

---

14 Die Analyse des Kynismus widmet Foucault vor allem die zweite seiner *parrhesia*-Vorlesungen, die unter dem Titel »Der Mut zur Wahrheit« erschienen ist (Foucault 2012b).

15 Tatsächlich ist die Thematik bei Foucault weniger stark betont als man denken könnte. In seiner im Spätwerk stärker ausgearbeiteten Aufklärungsrezeption wird allerdings auch die Moderne zum Thema; ebenso wie die Aufklärung mehr als Haltung denn als historische Epoche (vgl. exemplarisch Foucault 2005b: 694f.).

einfach durch Beliebigkeit ersetzt (vgl. dazu Foucault 2005a: 333f.).[16] Eine kritische Wahrheitspraxis, wie sie Foucault konturiert und durchführt, zeigt das schließlich deutlich. Aber auch Texte wie Lyotards »Bericht« über das postmoderne Wissen können in dieser Weise als Vollzug einer bestimmten Analyse- und Kritikpraxis verstanden werden.

Postmoderne Theorie als Wegweiserin in einer postmodernen Lage

Es mag sein, dass Wahrheit in der Postmoderne keinen metaphysisch herausgehobenen Status mehr beanspruchen kann, gerade auch in Bezug auf die Rechtfertigung moralischer Normen. Allerdings bedeutet das nicht, dass man beispielsweise eine Lüge nicht erkennen könnte. Es ist durchaus auch vor diesem Hintergrund möglich, zu erkennen, ob eine Behauptung nach redlichen Kriterien erfolgt, oder nicht.

Das Schreckgespenst der Beliebigkeit, der Vereinnahmung des Diskurses durch Lügen und Ideologie, das im Hintergrund von Habermas' Sorge vor einem Relativismus zu stehen scheint – nicht anders ist sein Zynismus-Vorwurf zu verstehen –, ist gleichwohl eines, das in unserer Gegenwart durchaus Relevanz besitzt. Das Schlagwort »Fake News« ist seit einigen Jahren weit verbreitet und es wird allen Ernstes von »alternativen Fakten« gesprochen. Die in diesen Debatten genutzten Wahrheits- und Faktenbegriffe wären tatsächlich Gegenstand für weitere Forschungen.[17] Aber es ist nicht von der Hand zu weisen, dass hier eine echte öffentliche Verunsicherung in Bezug auf Wahrheit und Wahrheitsansprüche zu beobachten ist. Man könnte also folgern, Habermas' Sorge habe sich bewahrheitet und die beschriebenen Verunsicherungen seien durch den »Erfolg« der Postmoderne hervorgerufen worden.

---

16 Mehrfach nutzt Habermas in seiner Kritik an Foucault auch dessen Bezeichnung der Genealogie als »Antiwissenschaft« (Habermas 1988a, Kap. IX und X). Allerdings präzisiert Foucault diese gerade nicht als »Verweigerung des Wissens« (Foucault 2003: 219), sondern vielmehr als »Aufstand des Wissens […] gegen die zentralisierenden Machteffekte, die mit der Institution und dem Funktionieren eines innerhalb einer Gesellschaft wie der unseren organisierten wissenschaftlichen Diskurses verbunden sind.« (Ebd.: S. 220.)

17 Die Literatur zum Thema »Fake News« hat sich in den letzten Jahren geradezu explosionsartig vermehrt, allerdings handelt es sich dabei vornehmlich um Veröffentlichungen aus journalistischer, politologischer, psychologischer und soziologischer Perspektive. Der philosophisch-geisteswissenschaftliche Diskurs steht offenbar noch am Anfang – obwohl das vielerorts ausgerufene »postfaktische Zeitalter« doch ein philosophisches Kernthema berührt. Hervorzuheben sind Jaster/Lanius (2019), Zingg/Mazenauer (2019) und Philosophie-Magazin/Reclam (2019).

Aber das würde bedeuten, dass das *Ziel* der Postmoderne die Abschaffung eines verbindlichen Wahrheitsbegriffs gewesen wäre. Überzeugender erscheint mir die Deutung, dass Arbeiten im »Geist der Postmoderne« den Verlust dieses verbindlichen Begriffs *beobachten* und *beschreiben*. Gerade in dieser Hinsicht ist ihre Arbeit wesentlich *Analyse*. Eine kontinuierliche theoretische und kritische Praxis, wie Foucault sie vorschlägt, könnte als Versuch gelesen werden, diesem Befund konstruktiv zu begegnen. Wenn es keine allgemeinverbindlichen Fundamente gibt, die Sprachspiele sich pluralisiert haben und ein Konsens ausgeschlossen ist – liegt es da nicht nahe, eine kontinuierliche Praxis der Kritik zu verfolgen, die die Wahrheits- wie die Machtfrage immer wieder thematisiert und so das Bewusstsein für die Problematik wachhält? Gerade eine aufklärerische Haltung, die immer auch Selbst-Kritik beinhaltet (und sich nicht in der selbstgerechten Überzeugung, »die Wahrheit« bereits gefunden zu haben, einrichtet), könnte in all ihrer Unbequemlichkeit das beste verfügbare Mittel für die Aufklärung von Lügen und Ideologien sein – Unbequemlichkeit deshalb, weil sie die Wahrheit nicht mehr als »Schiedsrichterin« für den öffentlichen Diskurs heranziehen kann. Trotzdem scheint mir das der beste verfügbare Ansatz zu sein in Bezug auf die Frage, wie man sich Analyse- und Handlungsspielräume in einer pluralistischer und unübersichtlicher werdenden Realität und Theorie erhalten soll.

Anstatt also »die Postmoderne« zu beschuldigen, Relativismus zu verbreiten, obwohl ihre Infragestellung eines absoluten Wahrheitsbegriffs eher als analytischer Befund denn als normative Forderung zu verstehen ist,[18] sollten postmoderne Theorien vielmehr als theoretische Hilfestellung für den Umgang mit dieser (gar nicht mehr so neuen) Unübersichtlichkeit verstanden werden. Die Postmoderne stellt *Werkzeuge* der Analyse und der Kritik zur Verfügung, die *gerade* dazu geeignet sind, gegen Beliebigkeit anzuarbeiten und deren Potenzial für die gegenwärtige Diskurslage daher noch längst nicht voll begriffen ist.

Das von Habermas gesetzte normative Framing in Bezug auf Moderne und Postmoderne, das der Postmoderne einen wesentlich destruktiven Charakter zuschreibt, erschwert bis heute das Erfassen der Chancen postmoderner Theoriebildung, die, wie skizziert, auch konstruktiv ausgedeutet werden kann. Anstatt das systemphilosophische Erbe Kants hochzuhalten mit seinen unerreichbar hohen Ansprüchen wäre es angezeigt, sein *aufklärerisches* Erbe, das auch verstehbar ist als eine bestimmte parrhesiastische oder philosophische *Haltung* gegenüber sich selbst und dem Gemeinwesen, in den Vordergrund zu rücken und so auch die Moderne denkerisch neu zu erfassen.

---

18 Was nicht heißen soll, dass es von Seiten der »Postmodernen« keinerlei normative Forderungen gab und gibt. Mir scheint aber, dass der analytische Aspekt dieses theoretischen Ansatzes in der Debatte häufig zu kurz kommt und damit die Interpretation in der geschilderten Weise einseitig bleibt.

Literatur

Foucault, Michel (1992): Was ist Kritik? Berlin: Merve. [OT: Qu'est-ce que la critique?, 1990.]

Foucault, Michel (2003): »Vorlesung vom 7. Januar 1976«, in: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. III. 1976–1979. Hg. von Daniel Defert und François Ewald. Unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 213–231.

Foucault, Michel (2005a): »Raum, Wissen und Macht«, in: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. IV. 1980–1988. Hg. von Daniel Defert und François Ewald. Unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 324–341.

Foucault, Michel (2005b): »Was ist Aufklärung?«, in: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. IV. 1980–1988. Hg. von Daniel Defert und François Ewald. Unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 687–707.

Foucault, Michel (2005c): »Zur Genealogie der Ethik: Ein Überblick über die laufende Arbeit«, in: Ders.: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. IV. 1980–1988. Hg. von Daniel Defert und François Ewald. Unter Mitarb. von Jacques Lagrange. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 747–776.

Foucault, Michel (2012a): Die Regierung des Selbst und der anderen. Vorlesung am Collège de France 1982/83. Hg. von Frédéric Gros. Unter Mitarb. von François Ewald und Alessandro Fontana. Berlin: Suhrkamp. [OT : Le gouvernement de soi et des autres. Cours au Collège de France, 1982–1983, 2008.]

Foucault, Michel (2012b): Der Mut zur Wahrheit. Die Regierung des Selbst und der anderen II. Vorlesung am Collège de France 1983/84. Hg. von Frédéric Gros. Unter Mitarb. von François Ewald und Alessandro Fontana. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. [OT : Le courage de la verité. Le gouvernement de soi et des autres II. Cours au Collège de France, 1983–1984, 2009.]

Frankfurt, Harry G. (2014) : Bullshit. Frankfurt a.M. : Suhrkamp. [OV 1986 in Raritan 06.2.]

Gerhardt, Volker (1988): »Metaphysik und ihre Kritik. Zur Metaphysikdebatte zwischen Jürgen Habermas und Dieter Henrich«, in: Zeitschrift für philosophische Forschung 42, S. 45–70.

Habermas, Jürgen (1988a): Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1988b): Nachmetaphysisches Denken. Philosophische Aufsätze. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1991): Erläuterungen zur Diskursethik. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (2012): Nachmetaphysisches Denken II. Aufsätze und Repliken. Berlin: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (2014a): Theorie des kommunikativen Handelns. Band I. Handlungsrationalität und gesellschaftliche Rationalisierung. 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (2014b): Theorie des kommunikativen Handelns. Band II. Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft. 9. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Hardy, Jörg; Meier-Oeser, Stephan (2004): s.v. »Wissen. I. – A. Terminologie«, in: HWPh 12, S. 855–856.

Heidenreich, Felix (2015): »Politik der Wahrheit, Wahrheit der Politik. Was ist neu am »Neuen Realismus«?«, in: Philosophische Rundschau 62, S. 225–242.

James, William (1994): Der Pragmatismus. Ein neuer Name für alte Denkmethoden. Hg. von Klaus Oehler. 2. Aufl., mit neuen bibliogr. Hinweisen. Hamburg: Meiner. [OT: Pragmatism: A New Name for Some Old Ways of Thinking, 1907.]

Jaster, Romy; Lanius, David (2019): Die Wahrheit schafft sich ab. Wie Fake News Politik machen. Ditzingen: Reclam.

Long, Anthony A. (1995): s.v. »Skepsis; Skeptizismus. I. Antike«, in: HWPh 9, S. 938–950.

Lyotard, Jean-François (1986): Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Hg. von Peter Engelmann. Vollst. überarb. Fassung. Graz, Wien: Böhlau. [OT: La condition postmoderne, 1979.]

Philosophie Magazin; Reclam Verlag (2019) (Hg.): Und woran zweifelst du? Leitfaden für das postfaktische Zeitalter. Ditzingen: Reclam.

Poser, Hans (2001): Wissenschaftstheorie. Eine philosophische Einführung. Stuttgart: Reclam.

Rorty, Richard (1997): »Relativismus: Finden und Machen«, in: Antje Gimmler; Mike Sandbothe; Walther Ch. Zimmerli (Hg.): Die Wiederentdeckung der Zeit. Reflexionen – Analysen – Konzepte. Darmstadt: Primus Verlag, S. 9–26. [OT: Relativism: Finding and Making, 1996.]

Wischner, Johanna (2022): Fundamentalismuskritik. Eine Neubetrachtung der politischen Philosophien von Foucault, Habermas und Rorty. Frankfurt a.M./New York: Campus.

Wittgenstein, Ludwig (1963): Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt a.M.: Suhrkamp. [OV 1922/1933]

Wittgenstein, Ludwig (2001): Philosophische Untersuchungen. Kritisch-genetische Edition. Hg. von Joachim Schulte. Frankfurt a.M.: WBG. [OV 1953]

Zingg, Martin; Mazenauer, Beat (2019) (Hg.): Fake? News. Versuche zum informativen Zwielicht. alit – Verein Literaturstiftung Bern.

Zwischen Konsens und Kontroverse

Grenzarbeit in der Geschichte der Stichprobe

Lukas Griessl

1. Einleitung

Einen Tag vor Beginn der Fußball-Weltmeisterschaft 2018 tauchten Bilder der deutschen Nationalspieler Mesut Özil und İlkay Gündoğan mit dem türkischen Präsidenten Recep Tayyip Erdoğan auf. In Deutschland führten diese zu viel Kritik von Seiten der Medien, Fans und Politik und sie waren der Auftakt für eine Kontroverse über die Loyalität der beiden Spieler zu Deutschland und deren Platz in der Nationalmannschaft.[1] Wenn der Fototermin und die dadurch ausgelöste Kontroverse sicherlich Politik- und Sportgeschichte geschrieben haben, so nimmt diese Episode auch einen Platz in der Geschichte der Meinungsumfragen ein: Einen Tag nachdem das Foto aufgenommen wurde, veröffentlichte Focus Online einen Artikel mit der Überschrift *Repräsentative Civey-Umfrage für FOCUS Online – Nach Erdogan-Fotos: Mehrheit für Ausschluss von Özil und Gündoğan aus Nationalelf*[2]. Laut dieser als repräsentativ deklarierten Umfrage wollten 80 % der über 18-Jährigen in Deutschland Mesut Özil und İlkay Gündoğan nicht mehr in der deutschen Nationalmannschaft sehen. Einer anderen, von Forsa durchgeführten Umfrage zufolge sah die Lage etwas anders aus: Demnach sahen 71 % der Deutschen in dem Foto keinen Grund, die beiden Spieler nicht für die Weltmeisterschaft zu nominieren.[3] Im Anschluss an die Veröffentli-

1 Dieser Aufsatz ist Teil meines Dissertationsprojektes an der University of Essex. Für hilfreiche Anmerkungen und Diskussionen bedanke ich mich bei Max Gropper, Sebastian Klimasch, Carsten Ohlrogge und Emilie Köhler sowie besonders dem*der anonymen Gutachter*in.

2 Focus Online. 2018. *Repräsentative Civey-Umfrage für FOCUS Online. Nach Erdogan-Fotos: Mehrheit für Ausschluss von Özil und Gündoğan aus Nationalelf*. Online verfügbar: https://www.focus.de/politik/deutschland/repraesentative-civey-umfrage-fuer-focus-online-nach-erdogan-fotos-klare-mehrheit-will-oezil-und-guendogan-aus-nationalelf-ausschliessen_id_8934133.html [25.01.2022]

3 welt.de. 2018. *RTL-Forsa-Umfrage: 61 Prozent gegen Treffen von Özil und Gündogan mit Erdogan*. Online verfügbar unter: https://www.welt.de/newsticker/sport-news/article176424191/Fussball-RTL-Forsa-Umfrage-61-Prozent-gegen-Treffen-von-Oezil-und-Guendogan-mit-Erdogan.html [25.01.2022]

chung der ersten Umfrage reichten die drei deutschen Meinungsforschungsinstitute Forsa, Infas und die Forschungsgruppe Wahlen eine Beschwerde gegen Focus Online beim deutschen Presserat ein. In der Begründung hieß es, dass »[b]ei der zugrundeliegenden Umfrage […] ein Befragungsdesign verwendet [wurde], das nach den allgemein anerkannten wissenschaftlichen Kriterien der empirischen Sozialforschung *ganz grundsätzlich* nicht geeignet ist, ›repräsentative‹ Ergebnisse zu liefern«[4] (Hervorhebung durch den Verf.). Laut dieser Beschwerde überschritt Civey mit seiner Methodik also eine Grenze, indem sie das verletzten, was gemäß den Beschwerdeführern den allgemein anerkannten wissenschaftlichen Kriterien der empirischen Sozialforschung entspricht. Die Beschwerde, so lässt sie sich interpretieren, richtete sich dabei jedoch nicht nur gegen das Unternehmen Civey, sondern grundsätzlich gegen das verwendete Befragungsdesign. Dies wirft die Frage auf, wie der Konsens darüber, was als allgemein anerkannt gilt, historisch gewachsen ist. Die Aufarbeitung dieser Genealogie eröffnet die Möglichkeit, die Frage nach ebensolchen methodischen Grenzziehungen und deren rhetorischen Manifestationen als soziale Konstruktion zu erörtern.

Im vorliegenden Aufsatz beschäftige ich mich in diesem Sinne mit der Entwicklung der Stichprobenziehung und den rhetorischen Manifestationen methodischer Kontroversen und Konsensen. Zuerst stelle ich das *Konzept der »Grenzarbeit«* vor, um dieses für die anschließende historische Analyse nutzbar zu machen. Daran anknüpfend zeichne ich die *Geschichte der Stichprobenziehung* nach, mit einem besonderen Augenmerk auf rhetorische Figuren der Grenzarbeit. Hierbei erläutere ich zunächst den *epistemischen Kontext des 18. und 19. Jahrhunderts*, um in einem nächsten Schritt die *Realisierung einer innerdisziplinären Übereinkunft* über die grundsätzliche Akzeptanz von Stichproben im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts zu beschreiben. In einem nächsten Schritt wende ich mich der daran anschließenden *Diskussion um die richtige Methode der Stichprobenzi*ehung zu, welche, wie im nächsten Schritt dargestellt, etwa Mitte des 20. Jahrhunderts entschieden wurde. Dabei argumentiere ich, dass es sich bei der in der Einleitung erwähnten Kontroverse strukturell um eine ähnliche Auseinandersetzung handelt wie bei jenen, die bereits in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geführt wurden. Abschließend gehe ich kurz auf die *kommerzielle Nutzung empirischer Forschung* ein, und skizziere ein mögliches Feld zukünftiger Grenzarbeit im Bereich der Umfrageforschung.

---

4 marktforschung.de. 2018. *Beschwerde beim Presserat wegen Civey-Umfrage*. Online verfügbar unter: https://www.marktforschung.de/aktuelles/marktforschung/beschwerde-beim-presserat-wegen-civey-umfrage/[25.01.2022]

2. Methodenstreit als Grenzarbeit

Der Begriff der »Grenzarbeit«, den ich im Folgenden verwende, ist eine Übersetzung von »boundary-work«, einem Konzept in den englischsprachigen Science Studies. Grob zusammenfassen lässt sich dies als ein Aufziehen von Grenzen um die (und innerhalb der) Wissenschaften durch die in ihnen Arbeitenden, welches der Herstellung eigener Autorität dient. Boundary-work beschreibt nach Gieryn (1983) einen »ideologischen Stil«, der darin besteht, dass Wissenschaftler*innen ein öffentliches Bild von Wissenschaft zeichnen, indem sie es positiv von anderen Aktivitäten abheben. Gieryn ging es in seiner Arbeit um die Frage, wie Wissenschaft epistemische Autorität gegenüber anderen wissensproduzierenden Bereichen wie etwa der Religion erlangen konnte. Das Konzept der Grenzarbeit stellt dabei ein »dezidiert konstruktivistisches« (Prietl und Ziegler 2016, S. 9) Analyseinstrument dar, welches in den Blick nimmt, »*wie* und *welche* Eigenschaften Wissenschaft selektiv *zugeschrieben* werden, um sie als Produzentin wahren Wissens auszuweisen« (ebd.). Der Fokus wissenschaftssoziologischer Betrachtung liegt dementsprechend auf der Darstellung und Wahrnehmung von Wissenschaft und besonders auf den »rhetorischen Prozesse[n], in denen wissenschaftlichen Praktiken und Akteur_innen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden und in denen sie von anderen intellektuellen Aktivitäten abgegrenzt werden, um sie als wissenschaftlich auszuweisen« (ebd. S. 10). Wissenschaftliche Autorität und Autonomie sind demnach ein Ergebnis ebendieser Praktiken der Grenzziehung.

Während Gieryn mit seinem Konzept von Grenzarbeit auf die soziale Konstruktion einer Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft abzielte, wurde dieses von Jasanoff in einem weiteren Sinne als »a communally approved drawing of lines between ›good‹ and ›bad‹ work (and, not trivially, between good and bad workers) within a single discipline, between different disciplines, and between ›science‹ and other forms of authoritative knowledge« (Jasanoff 1995, S. 53) weiterentwickelt. Nach Jasanoff beschreibt Grenzarbeit also nicht nur die Konstruktion und Aufrechterhaltung der Unterscheidung zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft, sondern auch Auseinandersetzungen um Autorität und Anerkennung innerhalb einer wissenschaftlichen Gemeinschaft. Als Vorgehen bietet sich hierfür Latours (1987) Charakterisierung der Forschungsweisen *Science in the Making* und *Ready Made Science* an. Während Wissenschaft im Modus des *Science in the Making* als ergebnisoffen und kontrovers beschrieben werden kann, wird sie im Modus der *Ready Made Science* als eine auf »fertige Tatsachen und Forschungen gerichtete Perspektive« (Gertenbach und Laux 2019, S. 40) beschrieben. Anstatt eine bestimmte Realität einer fertigen Wissenschaft zu beschreiben, ermutigt Latour dazu, stattdessen die im Entstehen begriffene Wissenschaft als Ausgangspunkt zu nutzen. Diese Perspektive ermöglicht einen Blick darauf, wie wissenschaftliches Wissen konstituiert wird und durch welche Prozesse Gewissheit und Konsens innerhalb der Wissenschaft entste-

hen. Grenzarbeit stellt dabei einen Teil der Praktiken dar, wie Konsens hergestellt und aufgelöst wird.

3. Eine kurze Geschichte der Stichprobenziehung

3.1 Gefährliche Spekulation

Bevölkerungszählungen und Befragungen gibt es schon erstaunlich lange. Im Gegensatz zur wohl bekanntesten Volkszählung der Geschichte, bei der sich Josef aus Galiläa im Neuen Testament noch in Person nach Bethlehem aufmachen musste, »auf dass er sich schätzen ließe«, werden in der Gegenwart sehr unterschiedliche Methoden angewendet. Die Idee, Aussagen über eine Bevölkerung anhand einer Stichprobe, also eines kleinen Teils der Bevölkerung zu treffen ist dabei vergleichsweise jung: Zwar wurden Stichproben schon im 17. Jahrhundert vorgeschlagen, ernsthaft diskutiert und anerkannt wurden sie allerdings erst im 20. Jahrhundert. Um den epistemischen Kontext nachzuvollziehen, also die disziplinären Überzeugungen, innerhalb derer sich Stichproben als anerkannte wissenschaftliche Methode entwickelten, ist es notwendig, sich zunächst mit dem Beginn der Stichprobenziehung zu beschäftigen. Nennenswert sind im 17. und 18. Jahrhundert die Arbeiten von John Graunt (1620–1674) und William Petty (1620–1683), sowie die von Pierre Simon Laplace (1749–1827). Laplace stellte 1785 der Akademie der Wissenschaften in Frankreich eine Methode zur Schätzung der Einwohnerzahl vor (vgl. Laplace 1786). Sein Vorschlag war, die Einwohnerzahl Frankreichs auf Basis der Geburtenregister einer Stichprobe von 30 Departements aus dem gesamten Gebiet Frankreichs zu extrapolieren. Laplace wollte das Verhältnis zwischen der Zahl der Einwohner*innen und der Zahl der Geburten in diesen Stichprobenregionen berechnen, um es dann mit der Zahl der Geburten im ganzen Land (welche bekannt waren) zu multiplizieren. Im Laufe des 19. Jahrhunderts geriet das Werk von Laplace und damit der ernsthafte Vorschlag, Stichproben zu ziehen, jedoch fast vollständig in Vergessenheit.

Als entscheidende Figur in der Geschichte der Stichprobe für den Übergang vom 18. in das 19. Jahrhundert kann der Belgier Adolphe Quételet (1796 – 1874) gesehen werden. Quételet kannte Laplace und seine Arbeiten und war zunächst von dessen Vorschlag der Stichprobenziehung beeindruckt. Er schlug sogar vor, den Zensus für das Königreich der Vereinigten Niederlande im Sinne Laplaces zu erstellen. Wie Stigler (1986, S. 164) betonte, machte er jedoch eine abrupte Kehrtwende, offenbar aufgrund eines Arguments des Baron de Keverberg, eines hohen Beamten, der ein fundamentales Problem in Laplaces Vorschlag sah. Dieser lehnte Laplaces Ansatz als »unvollständig und spekulativ« (ebd. S. 165) ab, da solche Stichproben seiner Ansicht nach niemals repräsentativ für die Bevölkerung sein könnten, welche hinsichtlich

der Geburten- und Sterberaten zu heterogen sei, um Aussagen aus einzelnen Stichproben auf das ganze Land übertragen zu können. Seine Sorge war, dass das Land in fast so viele Teile geteilt werden müsste, wie es Menschen gibt, was keinen Vorteil mehr hinsichtlich der eingesparten Arbeit mit sich bringen würde. In einem Brief an den Herzog von Sachsen-Coburg und Gotha schrieb Quételet schließlich, dass Laplaces indirekte Methode so weit wie möglich zu vermeiden sei. Der Hauptgrund für seine Ablehnung partieller Daten war, dass er ihre mangelnde Genauigkeit befürchtete: »Die Statistik ist nur durch ihre Genauigkeit wertvoll; ohne diese wesentliche Eigenschaft wird sie nichtig, ja sogar gefährlich, da sie zu Fehlern führt[5]« (Quetelet 1846, S. 293 [Übers. L.G.]). Teilerhebungen galten als dubios und passten nicht in die Vorstellung von Wissenschaft im 19. Jahrhundert. Es lässt sich also bereits hier eine Form der Grenzarbeit beobachten, wodurch Teilerhebungen epistemische Autorität abgesprochen und nur Vollerhebungen wissenschaftliche Autorität zugesprochen wurde.

Diese epistemische Verfassung, welche dieser Grenzarbeit zugrunde lag, lässt sich paradigmatisch etwa in der Rhetorik von Frederic J. Mouat (1816 – 1897) nachvollziehen, dem Gründer des International Statistical Institute (ISI). Dieser schrieb in seinem Aufsatz über die Geschichte der Statistical Society of London: »[S]tatistical inquiry has introduced order, method, and precision, in the place of speculation, conjecture, and uncertainty« (Mouat 1885). Mouat kontrastiert hier die im 17. und 18. Jahrhundert aufkeimenden Stichprobenerhebungen mit dem im 19. Jahrhundert vorherrschenden Primat der Vollerhebung. Solche Charakterisierungen können ebenfalls als Form der Grenzarbeit gelesen werden: Vollerhebungen, charakterisiert durch Ordnung, Methode und Präzision werden von Stichproben, charakterisiert durch Spekulation, Vermutung und Ungewissheit getrennt. Hier wird klar aufgezeigt, dass Stichprobenerhebungen nicht in das wissenschaftliche Terrain gehören und damit nicht als autorisierte Quelle von Wissen gelten können. Innerhalb des von Mouat gegründeten ISI vollzog sich im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts jedoch ein Wandel, welcher zum einen durch das Aufbrechen einer Grenze, wie auch durch das Errichten einer neuen Grenze beschrieben werden kann.

3.2 Grenzverschiebungen zur Jahrhundertwende

Das ISI wurde im Jahr 1885 als Nachfolgeorganisation des International Statistical Congress (ISC) gegründet und diente der Vernetzung und dem Austausch unter Statistikern (das ISI bestand zunächst nur aus Männern). Das ISI wurde unter anderem aufgrund seiner strikten Aufnahmeregelungen zu einer exklusiven Organisa-

5 Übersetzt aus dem Französischen: »La statistique n'a de valeur que par son exactitude; sans cette qualité essentielle, elle devient nulle, dangereuse même puisqu'elle conduit à l'erreur.«

tion mit einem hohen Maß an Kohäsion. Lusinchi (2021) macht am Beispiel des ISI deutlich, dass solche kohäsiven Gemeinschaften oft abweichende Meinungen ablehnen. Die Debatten am ISI zwischen 1895 und 1903 widmeten sich oft der Frage, ob »man das Ganze (also Vollerhebungen) in legitimer Weise durch einen Teil (das heißt durch Teilerhebungen) ersetzen kann« (Desrosières 2005, S. 236).

Als zentrale Figur dabei gilt der Norweger Anders Nicolai Kiær (1838–1919), Gründer und erster Leiter der Statistisk sentralbyrå, der zentralen Statistikbehörde Norwegens. Dieser nannte den von ihm entwickelten Ansatz *repräsentative Methode*, stellte diese zunächst im Jahr 1895 bei einem ISI-Treffen in Bern vor und entwickelte sie in den darauffolgenden Jahren bei weiteren Treffen weiter. In Anlehnung an Thomas Kuhn (2012) beschreibt Bethlehem (2009) diesen Zeitpunkt als »intellectually violent revolution«, als Einführung eines neuen Paradigmas im statistischen Denken. Zu dieser Zeit führte Kiær bereits seit mehr als 15 Jahren Stichprobenstudien in Norwegen durch und war davon überzeugt, dass eine Vollerhebung, wie es zu diesem Zeitpunkt Standard war, nicht immer notwendig sei. Kiær beschrieb seine Methode als »a partial exploration with observations on a large number of scattered localities, distributed over the whole territory so that they form a miniature of that whole« (Kiær in: Kruskal und Mosteller 1980, S. 176). Die Befragten sollten gemäß eines rationalen Verfahrens basierend auf Zensusdaten ausgewählt und überprüft werden. Die Stichprobe sollte also bewusst so gewählt werden, dass sie die Bevölkerung als ganze repräsentiere, daher auch der Name *repräsentative Methode*.

Als Kiær seine Methode im Rahmen des ISI-Treffens in Bern vorschlug, wurde sie von den Diskutanten mehrheitlich abgewiesen. Wie bereits dargestellt, war der epistemische Kontext zu dieser Zeit derart, dass Vollerhebungen die Praxis der Normalwissenschaft darstellten und Teilerhebungen von den meisten Statistiker*innen grundsätzlich abgelehnt wurden. Einer der Hauptkritiker Kiærs war der Statistiker Georg von Mayr (1841–1925), welcher die Methode als gefährlich und als etwas, wogegen man sich wehren müsse, beschrieb:

> »[I]ch halte den Standpunkt, den man in seinem Werk findet[,] für sehr gefährlich. […] Man kann die wahre Beobachtung von Tatsachen nicht durch Kalkulation ersetzten. […] Es ist besonders gefährlich, repräsentative Stichproben inmitten einer Versammlung von Statistikern vorzuschlagen. […] Wir müssen standhaft bleiben und sagen: keine Kalkulationen, wenn Beobachtungen gemacht werden können«[6] (von Mayr in: IIS 1895, S. xciv [Übers. L.G.]).

6 Übersetzt aus dem Französischen : »[J]e regarde très dangereux le point de vue d'appréciation qui se trouve dans son travail. […] On ne peut pas remplacer par le calcul l'observation réelle des faits. […] C'est surtout dangereux de se déclarer pour ce système des investigations représentatives au sein d'une assemblée de statisticiens. […] Mais il faut rester fermes et dire : pas de calcul là où l'observation peut être faite.«

Während von Mayr zumindest auf Kiærs Argumente einging, erwiderte etwa Dr. Heinrich Rauchberg (1860–1938), dass dieses Thema keinerlei Diskussion verdiene. In ähnlichem Duktus wehrte sich auch Edmund Wilhelm Milliet (1857–1931), welcher Kiærs repräsentative Methode von »seriöser« Statistik abgrenzte: »Ich glaube, es ist nicht richtig, der repräsentativen Methode (die letztlich nur ein Notbehelf sein kann) durch eine Stimme des Kongresses eine Bedeutung beizumessen, die ihr die seriöse Statistik niemals zugestehen würde[7]« (Milliet in: IIS 1895, S. xcv [Übers. L.G.]). In diesen Äußerungen lassen sich erneut rhetorische Grenzziehungen finden, welche den epistemischen Kontext des 19. Jahrhunderts widerspiegeln. So wird Kiærs Vorschlag als »gefährlich« beschrieben, als etwas, wogegen man sich wehren müsse und etwas, das die »seriöse« Statistik niemals anerkennen würde. Unter den anderen Diskutanten während des Kongresses gab es allerdings auch andere Stimmen. So bezeichnete etwa Dr. Gustav Schmoller (1838–1917) Kiærs Gegner als »Statistikfanatiker« (Schmoller in: IIS 1895, S. xcvi [Übers. L.G.]), die seiner Meinung nach nicht einsehen wollen, dass, je komplexer statische Fragen werden, umso mehr die Notwendigkeit bestehe, sich nur einen Teil anzuschauen. Unter den Diskutanten war auch Louis Guillaume (1833–1924), der, obwohl er davon ausging, dass »das System der repräsentativen Erhebungen niemals an die Stelle der wissenschaftlichen Methode treten und die derzeit praktizierten Erhebungen vollständig ersetzen könnte« dafür warb, »keine kompromisslosen Doktrinäre«[8] (Guillaume in: IIS 1895, S. ivxc [Übers. L.G.]) zu sein und Kiærs Vorschlag vorurteilsfrei zu begutachten. Obwohl Kiær auf heftigen Widerstand stoß, hatte er also auch Unterstützer und konnte in den Folgejahren seine Methode weiterentwickeln.

In der dargestellten Historie lassen sich zunächst rhetorische Grenzziehungen feststellen, wodurch das Terrain epistemischer Autorität innerhalb der Statistik abgesteckt wurde. Dabei zeigt sich eine besondere Form von Grenzarbeit: Im Sinne Gieryns stellt Grenzarbeit die soziale Konstruktion einer Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft dar. Das trifft hier nur teilweise zu, vielmehr wird einer bestimmten wissenschaftlichen Praxis der Charakter der Wissenschaftlichkeit ab- und einer anderen Praxis zugesprochen. Es handelt sich also im Sinne Jasanoffs mehr um »a communally approved drawing of lines between ›good‹ and ›bad‹ work […] within a single discipline« (Jasanoff 1995, S. 53), womit letztlich ebenso eine

7 Übersetzt aus dem Französischen : »Je crois qu'il n'est pas juste de donner par une voix du Congrès à la méthode représentative (qui enfin ne peut être qu'un expédient) une importance que la statistique sérieuse ne lui reconnaître jamais.«

8 Übersetzt aus dem Französischen : »Bien que le système des dénombrements représentatifs ne puisse jamais être substitué à la méthode scientifique et remplacer entièrement les dénombrements tels qu'ils sont pratiques actuellement, il convient de montrer que nous ne sommes pas de doctrinaires intransigeants, mais que nous examinons sans préjugé les propositions […].«

Grenze zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft konstruiert wird. Die rhetorische Grenze zwischen guter und schlechter Arbeit innerhalb der Statistik hing maßgeblich davon ab, wie die jeweiligen Statistiker*innen zum Verhältnis des Ganzen zum Teil standen. Das Ganze durch einen Teil beschreiben zu wollen galt vielen als gefährlich und unseriös; diese Haltung sollte sich jedoch in den im folgenden Jahrhundert ändern. In diesem Schritt wird die historische Bedingtheit dieser Grenzen nochmal deutlich. Sie sind ein »historical phenomena, with a local and episodic (rather than transcedent) existence« (Gieryn 1999, S. x).

3.3 Zufällig oder bewusst?

Einen Unterstützer fand Kiær 1903 beim ISI-Kongress in Berlin in dem Franzosen Lucien March (1859 – 1933), der postulierte, dass Kiærs Stichprobenverfahren durch zufällige Auswahl der Stichprobe auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt werden könnte. March stellte fest, dass bereits im 18. Jahrhundert Stichproben erhoben wurden und erinnerte die Anwesenden an Laplaces Studien zur Schätzung der französischen Bevölkerung. Seine Idee wurde im Anschluss von Arthur Lyon Bowley (1869–1957) weiterentwickelt, der ebenfalls die Bedeutung einer zufälligen Auswahl der Teilnehmer*innen hervorhob und eine zentrale Rolle dabei spielte, das ISI von Kiærs Methode zu überzeugen.

In den 1890er Jahren war Bowley bereits von Kiærs Arbeiten zur ›repräsentativen Methode‹ fasziniert. Im Folgenden sollte er die Person werden, die die statistische Theorie der Stichprobenziehung mit der Sozialforschung verband; ihm gelang der »decisive methodological breakthrough for the social survey as we know it today« (Marsh 1982, S. 25). In einer Rede vor der British Association for the Advancement of Science im Jahr 1906 (Bowley 1906) stellte Bowley eine theoretische Rechtfertigung der Stichprobenerhebung vor und demonstrierte zudem deren praktische Durchführbarkeit mittels einer 1912 in der britischen Stadt Reading durchgeführten Erhebung (Bowley 1913), welcher ähnliche Studien unter seiner Leitung in Northampton, Warrington und Stanley folgten. Im Jahr 1924 wurde Bowley Mitglied eines ISI-Ausschusses (zusammen mit Corrado Gini, Adolphe Jensen, Lucien March, Verrijn Stuart und Frantz Zizek), welcher mit der Aufgabe betraut wurde, die repräsentative Methode zu evaluieren. Dieser erarbeitete daraufhin einen Bericht mit dem Titel *Measurement of the precision attained in sampling* (Bowley 1925), der 1925 auf dem ISI-Kongress in Rom vorgestellt wurde und in dessen Anschluss der Ausschuss letztlich postulierte, dass die Anwendung der repräsentativen Methode in einer Reihe von Fällen genaue Ergebnisse liefern kann und sie somit unter bestimmten Voraussetzungen auch empfahl (vgl. IIS 1926, S. 62–69). 30 Jahre nach Kiærs ursprünglichem Vorschlag und sechs Jahre nach seinem Tod war damit der Grundstein für die moderne Theorie der Stichprobenerhebung gelegt. In diesem Jahr wurden sowohl die ›bewusste Auswahl‹ Kiærs als auch die ›zufällige Auswahl‹ Bowleys vom ISI als zwei

akzeptierte Ansätze der Stichprobenerhebungen anerkannt. Anders als bei Kiær erfordert Bowleys Methode keine Kenntnisse oder Annahmen darüber, wie sich die Grundgesamtheit von der Stichprobe unterscheidet, worin ihr großer Vorteil gegenüber ersterer besteht, wie sich im nächsten Teil dieses Textes zeigen wird.

Adolphe Jensen, ein Mitglied des ISI-Ausschuss, von welchem die repräsentative Methode evaluiert worden war, fasste diesen Einstellungswandel gut zusammen. Er befand 1926, dass es bei der frühen Debatte des Jahres 1903 hauptsächlich um die »recognition of the method in principle« (Jensen et al. 1926, S. 59) gegangen sei, während es nun kaum noch Statistiker*innen gebe, »who in principle will contest the legitimacy of the representative method« (ebd.). Das Stichprobenverfahren war zwischen 1895 und 1925 vom ISI anerkannt worden und hatte damit an epistemischer Autorität gewonnen. Dies war allerdings nur der Auftakt für neue Konflikte – mit neuen Grenzziehungen – welche bis heute eine Rolle in statistischen Fachdiskursen spielen.

3.4 Der Zufall setzt sich durch

Konfliktpotenzial lieferte im Jahrzehnt, das auf die Anerkennung von Stichprobenerhebungen folgte, die Frage danach, ob Stichproben bewusst oder zufällig ausgewählt werden sollten. Zwischen 1925 und 1934 fanden sowohl die ›bewusste‹ und die ›zufällige‹ Auswahl von Stichproben Anwendung; ab 1934 setzte sich die zufällige Auswahl durch. Eine maßgebliche Rolle dabei spielten die Arbeiten von Jerzy Neyman (1894–1981), welcher in seinem bahnbrechenden Artikel *On the Two Different Aspects of the Representative Method: The Method of Stratified Sampling and the Method of Purposive Selection* (Neyman 1934) nicht nur die Theorie der Konfidenzintervalle entwickelte, sondern auch zeigte, dass die repräsentative Methode Kiærs unter bestimmten Bedingungen zu unvollständigen Ergebnissen führte. Konfidenzintervalle beschreiben einen Bereich, welcher den tatsächlichen Wert mit einer bestimmten Wahrscheinlichkeit enthält. Derlei Aussagen konnten im Falle von Kiærs Methode nicht getroffen werden.

Dass sich randomisierte Verfahren in Folge durchsetzten, war allerdings nicht nur das Ergebnis theoretischer Arbeiten wie denen Neymans, sondern auch konkreter Ereignisse, die die Mängel der bewussten Auswahl bei der Anwendung offenlegten. Großen Einfluss hatten die US-Präsidentschaftswahlen von 1936 und 1948, deren Ausgang von der Zeitschrift Literary Digest bzw. von dem Meinungsforschungsunternehmen Gallup falsch prognostiziert wurde.

Der 1890 gegründete Literary Digest führte schon lange Leser*innenbefragungen durch und baute dadurch eine mit der Zeit immer größer werdende Addressdatei auf. Im Jahr 1895 umfasste dieses Verzeichnis bereits mehr als 350 000 Adressen; 1932 waren es 32 Millionen. Zur Vorhersage des Wahlergebnisses von 1928 verschickte der Literary Digest 18 Millionen Fragebögen an seine Leser*innen und konnte da-

mit den Sieg Herbert Hoovers erstaunlich gut vorhersagen. Im Jahr 1936 scheiterte der bisher als sehr vertrauenswürdig eingestufte Literary Digest jedoch kläglich, als er fälschlicherweise den Sieg des Republikaners Alf Landon über den amtierenden Präsidenten Roosevelt prognostizierte.[9] Als Grund für die falsche Voraussage des Digests gilt ein Stichprobenfehler: Befragte wurden vor allem aus dem Telefonbuch und einem Register von Autobesitzer*innen rekrutiert, wodurch mehr wohlhabende Personen in die Stichprobe gelangten als weniger wohlhabende. Zudem gab es eine Schweigeverzerrung und eine geringe Ausschöpfungsquote, was bedeutet, dass relativ wenige der Befragten tatsächlich auch antworteten (vgl. etwa Squire 1988); die vom Literary Digest gezogene Stichprobe war also nicht repräsentativ für die Bevölkerung. George Gallup (1901 – 1984), der gerade sein eigenes Umfrageunternehmen aufbaute, zog mit seinen eigenen Methoden eine Stichprobe von 3.000 Personen und sagte lange vor deren Veröffentlichung mit einem Fehler von nur einem Prozentpunkt voraus, wie die Digest-Vorhersagen ausfallen würden. Mit einer weiteren Stichprobe von etwa 50.000 Personen sagte Gallup korrekt den Sieg von Roosevelt voraus, auch wenn seine Vorhersage bei Roosevelts Stimmenanteil um einiges daneben lag. Der enorme Vertrauensverlust, den der Literary Digest 1936 aufgrund der Fehlprognose erlitt, gilt als Hauptursache für den Untergang des Magazins zwei Jahre später. Wie Keller (2001, S. 34) schreibt, war das Orakel »aber nur verstummt, um der wissenschaftlich rationalen Analyse das Wort zu übergeben«.

Zwölf Jahre nach seiner fulminanten Wahlprognose, zur Präsidentschaftswahl 1948, unterlief Gallup jedoch selbst eine phänomenale Fehlprognose. Im Duell zwischen dem amtierenden Präsidenten Harry Truman und dem Republikaner Thomas Dewey sagte das Unternehmen fälschlich einen Sieg von Dewey voraus; Gallups Wahlprognose genoss zu dieser Zeit so viel Vertrauen, dass die Chicago Tribune am Tag nach der Wahl fälschlicherweise »*Dewey Defeats Truman*« titelte.[10] Im Anschluss widmeten sich Gremien wie der Social Science Research Council der Frage, was schiefgelaufen war. Der Grund für die Fehlprognose war, dass es den Interviewer*innen erlaubt war, frei zu entscheiden, wen sie befragten. In jeder der festgelegten Kategorien (u.a. Geschlecht, Alter, ökonomischer Status) waren Republikaner*innen wohl einfacher zu erreichen. Die Untersuchungen führten zu einem Ansehensverlust der Quotenstichprobe (vgl. Likert 1948), welche auch von Gallup selbst

9 Die Leser*innenbefragung des Literary Digest von 1936 hatte eine Stichprobengröße von etwa 10 Millionen Wähler*innen und eine Rücklaufquote von etwa 25 Prozent, worauf sich in der Ausgabe vom 31. Oktober 1936 die Voraussage stützte, dass Landon 370 von 531 Wahlmännerstimmen gewinnen würde. Nach der Wahl zeigte sich jedoch ein gänzlich anderes Bild: Landon gewann lediglich 8 Wahlmännerstimmen, Roosevelt hingegen 523.

10 Weniger bekannt als die Schlagzeile der Chicago Tribune ist der Fall des Münchner Merkur, welcher am Tag nach der Wahl mit dem Titel »Thomas E. Dewey Amerikas neuer Präsident« aufwartete.

durch Zufallsstichproben als Umfragebasis ersetzt wurde. Dieses Ereignis markierte den Beginn eines über mehrere Jahrzehnte langanhaltenden Konsens über die Überlegenheit probabilistischer Stichprobenverfahren, welche zu einem charakteristischen Element der Umfrageforschung und Branche wurde.

Dieser epistemische Kontext lässt sich in den Worten der deutschen Demoskopin und Allensbach-Gründerin Elisabeth Noelle-Neumann (1916–2010) und des Meinungsforschers Thomas Petersen wie folgt zusammenfassen:

> »Der Übergang von schriftlichen Umfragen auf mündliche mit sorgfältig kontrollierter repräsentativer Stichprobe ist ja – soweit es die Verallgemeinerungsfähigkeit der Ergebnisse betrifft – der entscheidende Fortschritt der Demoskopie seit dem Durchbruch bei den amerikanischen Präsidentschaftswahlen von 1936. Damals wurde vor der ganzen Welt demonstriert, daß 10 Millionen verschickte Fragebogen zu einem falschen Ergebnis und wenige tausend Interviews mit repräsentativem Querschnitt zu der richtigen Prognose führten. Das Prinzip heißt: Es darf nicht von der Entscheidung des einzelnen abhängen, ob er in die Stichprobe gelangt oder nicht (›self selection‹), sondern alle Personen, die zum ›Universum‹ gehören, für das die Ergebnisse verallgemeinert werden sollen, müssen die gleiche oder berechenbare Chance haben, in die Stichprobe zu gelangen.« (Noelle-Neumann und Petersen 2005, S. 254)

Osborne und Rose (1999) argumentieren, dass die repräsentative Stichprobe heute den Charakter dessen trägt, was von Latour *Ready Made Science* genannt wurde, also eine Forschungsweise, die auf fertige Tatsachen und Forschungen abzielt. Während, wie in diesem Aufsatz gezeigt, zwischen 1925 und 1934 sowohl den Methoden der bewussten wie auch der zufälligen Auswahl epistemische Autorität zugesprochen wurde, änderte sich dies ab 1934, besonders im Anschluss an die US-Präsidentschaftswahl 1948, wodurch sich ein Primat zufallsbasierter Verfahren durchsetzte und diese zum Goldstandard erhoben wurde. In gewisser Weise wurde eine Kontroverse abgeschlossen, mit dem Ergebnis, dass die Umfrageforschung den Charakter der *Ready Made Science* bekam. Wie sich allerdings zeigen wird, wurde diese Kontroverse nur scheinbar geschlossen und es scheint, als hätte die Umfrageforschung den Modus der *Ready Made Science* – zumindest zum Teil – wieder hinter sich gelassen. Noelle-Neumann und Petersen führen weiter aus, indem sie aufzeigen, dass dieser Goldstandard heute nicht mehr zwingend grundsätzlicher Bestandteil jeglicher Meinungsumfragen ist.

> »Heute, siebzig Jahre später, sind Meinungsumfragen in der ganzen Welt populär geworden, und damit hat sich die Neigung, Umfragen zu veranstalten, außerordentlich gesteigert, oft ohne daß die Vorbedingung, daß nämlich eine repräsentative Stichprobe ermittelt werden muß, noch beachtet wird. Das Ergebnis solcher nichtrepräsentativen Umfragen – dazu zählen heute auch die meisten Internet-

> Umfragen – ist zwischen Zeitverschwendung und Betrug einzustufen.« (Noelle-Neumann und Petersen 2005, S. 254)

Auch hier lohnt es sich, die rhetorischen Figuren unter die Lupe zu nehmen, mit denen solche nicht-repräsentativen Umfragen beschrieben werden. Wenn Noelle-Neumann und Petersen schreiben, diese seien zwischen Zeitverschwendung und Betrug einzustufen, sprechen sie diesen die epistemische Autorität ab. Es lässt sich also erneut eine Form der Grenzarbeit feststellen, mit der das Territorium epistemischer Autorität abgesteckt wird. Entsprechende Grenzarbeit spielt eine große Rolle in gegenwärtigen Diskursen der Demoskopie; ein weiteres Beispiel stellt die in der Einleitung erwähnte Debatte um die Umfragen zu Mesut Özil und İlkay Gündoğan dar. Ein knappes Jahrhundert nach den Methodenstreits der 1920er und 1930er Jahre wird also erneut darüber diskutiert, ob Stichproben bewusst oder zufällig erhoben werden müssen, um den Anspruch von Wissenschaftlichkeit zu erfüllen.

Betrachtet man die jüngere Geschichte der Stichprobenerhebung, so stellt man fest, dass diese Wiederkehr der bewussten Auswahl in erster Linie auf zunehmende Probleme bei der Durchführung von Zufallsstichproben zurückzuführen ist. Diese Probleme haben in erster Linie mit sinkenden Responsequoten und damit steigenden Kosten zu tun. Zentral für die neuen Entwicklungen ist ein Wandel hin zu online durchgeführten Erhebungen. Die Pionierarbeit für diese Entwicklung nahm in etwa Mitte der 1980er Jahre ihren Ausgang. Von großer Bedeutung waren dabei Wissenschaftler*innen um Willem Saris und das niederländische Telepanel (Saris und De Pijper 1986). Man begann dabei zunächst mit 1.000 offline und zufällig ausgewählten Haushalten, welche mit entsprechender Technik (Personal Computer, Modems und falls erforderlich auch mit Telefonanschluss) ausgestattet wurden. Dadurch wurde ermöglicht, dass jede Woche ein neuer Fragebogen heruntergeladen werden konnte. Nach der Teilnahme wurde ein Zentralcomputer angewählt und die Antworten hochgeladen (Saris 1998). Auf diese Weise war es möglich, eine Zufallsstichprobe aufrechtzuerhalten und für eine neue Erhebungsmethode fruchtbar zu machen. Auf die Frage angesprochen, was sich seit dem Start des Telepanels verändert hat, sagte mir Willem Saris in einem Interview: »Es gibt […] einen Unterschied zum heutigen Verfahren, nämlich dass wir versucht haben, eine Zufallsstichprobe aus der Bevölkerung zu ziehen. Wir wollten, dass sie repräsentativ ist, und das ist heute nicht mehr der Fall. Im Allgemeinen werden, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Daten von Personen erhoben, die sich zu einer Teilnahme bereiterklärt haben« (Willem Saris, Interview [Übers. L.G.]). Diese Entwicklung markierte den Bruch mit dem seit den 1950ern etablierten Goldstandard, was erneut, wie in der Einleitung angedeutet, neue Praktiken der Grenzarbeit hervorbringt und möglicherweise einen Übergang von *Ready Made Science* zurück zu *Science in the Making* einläutet. Ähnlich wie vor 1934 laufen die neuen Konfliktlinien der gegenwärtigen Debatte um die Frage nach der Überlegenheit bewusster oder zufälliger Auswahl,

wenn auch vor dem Hintergrund neuer technischer Möglichkeiten. Ob sich die Zufallsstichprobe erneut durchsetzen wird, werden die nächsten Jahre zeigen.

4. Schluss

Ich möchte mit einer Dimension enden, die die aktuelle Kontroverse mitbeeinflusst, nämlich die größer werdende Rolle privater profitorientierter Unternehmen, welche die Autorität der akademischen Sozialwissenschaften in der Bestimmung des Wissens über das Soziale durch neue Formen der Datenerhebung herausfordert und damit neue Praktiken der Grenzziehung hervorbringt. In ihrem 2007 erschienenen Artikel *The Coming Crisis of Empirical Sociology* formulierten Savage und Burrows (2007) die Befürchtung, dass, während die empirische Sozialforschung in den Jahren zwischen 1950 und 1990 eine Reihe ausgeprägter methodischer Werkzeuge entwickeln und für sich beanspruchen konnte, im 21. Jahrhundert sozialwissenschaftliche Daten in gänzlich anderer Art und Weise gesammelt werden, wobei die Rolle der akademischen Sozialwissenschaften immer unklarer wird. Während diese noch vor 50 Jahren die Speerspitze des sozialwissenschaftlichen Forschungsapparats darstellten, nehmen sie heute eine zunehmend marginale Position ein. Savage und Burrows beschreiben, wie sich eine für akademische Sozialwissenschaftler*innen bisher unbekannte, jedoch ausgereifte Welt kommerzieller Sozialwissenschaften offenbarte und deren zentrale methodische Ressource, die Stichprobenerhebung, ihre glorreichen Jahre scheinbar hinter sich gelassen hat. Savage und Burrows halten es demnach für unwahrscheinlich, dass die Stichprobenerhebung in Zukunft eine wichtige Rolle als Forschungsinstrument spielen wird und dass diejenigen, die auf diese Methode setzen, möglichweise der Marginalisierung und Redundanz ausgesetzt sein werden. Savages und Burrows' Argument lautet also, dass die innovative Kraft, welche die Sozialwissenschaften in der Nachkriegszeit bestimmte, nachlässt und die Innovation in den Forschungsmethoden primär nicht mehr in der Wissenschaft, sondern in profitorientierten Organisationen angesiedelt sein wird. Sieben Jahre später reflektierten dieselben Autoren (Burrows und Savage 2014) über ihre ursprünglichen Aussagen und schließen mit der Vermutung, dass diese Krise die Expert*innen nicht darin vereinen wird, neue Formen der Datenerhebung zu erforschen, sondern zu einer Polarisierung und Spaltung führen wird. Ein Blick auf Grenzarbeiten in der Geschichte und in zeitgenössischen Kontroversen innerhalb der Umfrageforschung zeigt in jedem Fall, dass die Disziplin selten mit einer Stimme sprach und dies auch in Zukunft wahrscheinlich auch nicht immer werden wird.

5. Literatur

Bethlehem, J. 2009. The rise of survey sampling. (CBS Discussion Paper; No. 09015). *Statistics Netherlands*.

Bowley, A. L. 1906. Address to the Economic Science and Statistics Section of the British Association for the Advancement of Science, York, 1906. *Journal of the Royal Statistical Society* 69: 540.

Bowley, A. L. 1925. Measurement of the Precision attained in Sampling. *Bulletin de L'Institut International de Statistique* 22: 359–380.

Bowley, A. L. 1913. Working-Class Households in Reading. *Journal of the Royal Statistical Society* 76: 672.

Burrows, Roger, und Mike Savage. 2014. After the crisis? Big Data and the methodological challenges of empirical sociology. *Big Data & Society* 1: 1–6.

Desrosières, Alain. 2005. *Die Politik der großen Zahlen*. Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag.

Gertenbach, Lars, und Henning Laux. 2019. *Zur Aktualität von Bruno Latour*. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Gieryn, Thomas F. 1983. Boundary-Work and the Demarcation of Science from Non-Science: Strains and Interests in Professional Ideologies of Scientists. *American Sociological Review* 48: 781.

Gieryn, Thomas F. 1999. *Cultural Boundaries of Science*. The University of Chicago Press.

IIS. 1895. *Bulletin de l'Institut international de statistique. TOME IX*. Den Haag: Institut international de statistique.

IIS. 1926. *Bulletin de l'Institut international de statistique*. *TOME XXII*. Den Haag: Institut international de statistique.

Jasanoff, Sheila. 1995. *Science at the Bar: Law, Science, and Technology in America*. Cambridge, MA: Harvard University Press.

Jensen, Adolph, Konrad Saenger, und Arthur L Bowley. 1926. Rapport de M. Jensen sur l'Application de la méthode représentative. *Bulletin de l'Institut international de statistique* 22: 58–61.

Keller, Felix. 2001. *Archäologie der Meinungsforschung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

Kruskal, William, und Frederick Mosteller. 1980. Representative Sampling, IV: The History of the Concept in Statistics, 1895–1939. *International Statistical Review/Revue Internationale de Statistique* 48: 169.

Kuhn, Thomas S. 2012. *The structure of scientific revolutions*. University of Chicago press.

Laplace, Pierre Simon. 1786. Sur les naissances, les mariages et les mortsa Paris depuis 1771 jusqu'a 1784 et dans toute l'étendue de la France, pendant les an-

nées 1781 et 1782. *Mémoires de l'Académie Royale des Sciences présentés par divers savans* 35–46.

Latour, Bruno. 1987. *Science in Action – How to follow scientists and engineers through society*. Cambridge, Massachusetts: Harvard University Press.

Likert, Rensis. 1948. Public Opinion Polls. *Scientific American* 179: 7–11.

Lusinchi, Dominic. 2021. Kiær and the rebirth of the representative method: A case-study in controversy management at the International Statistical Institute (1895–1903). *Journal of the History of the Behavioral Sciences* 1–20.

Marsh, Catherine. 1982. The survey method: the contribution of surveys to sociological explanation.

Mouat, Frederic J. 1885. History of the Statistical Society of London. *Journal of the Statistical Society of London* 14–371.

Neyman, Jerzy. 1934. On the Two Different Aspects of the Representative Method: The Method of Stratified Sampling and the Method of Purposive Selection. *Journal of the Royal Statistical Society* 97: 558–625.

Noelle-Neumann, Elisabeth, und Thomas Petersen. 2005. *Alle, nicht jeder*. Berlin/Heidelberg: Springer-Verlag.

Osborne, Thomas, und Nikolas Rose. 1999. Do the social sciences create phenomena?: the example of public opinion research. *The British Journal of Sociology* 50: 367–396.

Prietl, Bianca, und Armin Ziegler. 2016. Machtvolle Grenzen als konstitutive Momente des Sozialen. In *Handbuch Geschichte der deutschsprachigen Soziologie*, 1–16. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden.

Quetelet, Adolphe. 1846. *Lettres à SAR le duc régnant de Saxe-Coburg et Gotha: sur la théorie des probabilités, appliquée aux sciences morales et politiques*. M. Hayez.

Saris, W E, und W M De Pijper. 1986. Computer assisted interviewing using home computers. *European Research* 14: 144–150.

Saris, Willem E. 1998. Ten Years of Interviewing Without Interviewers: The Telepanel. In *Computer Assisted Survey Information Collection*, Hg. Couper Mick P. et al. John Wiley & Sons.

Savage, Mike, und Roger Burrows. 2007. The Coming Crisis of Empirical Sociology. *Sociology* 41: 885–899.

Squire, Peverill. 1988. Why the 1936 Literary Digest Poll Failed. *Public Opinion Quarterly* 52: 125.

Stigler, Stephen M. 1986. *The history of statistics: the measurement of uncertainty before 1900*. Cambridge, Mass.: Belknap Press of Harvard University Press.

Vehovar, Vasja, und Katja Lozar Manfreda. 2017. Overview: Online Surveys. In *The SAGE Handbook of Online Research Methods*, Hg. Nigel G. Fielding, Raymond M. Lee und Grant Blank, 143–161. London: SAGE Publications Ltd.

Gegenwartsliteratur als transformatorischer Aushandlungsraum von (Nicht-)Wissen in der Krise

Über das ästhetische Potenzial von Mücken

Annika Hammer

Erschien das »Gespräch über Bäume« – unter der Annahme einer daran geknüpften Abkehr von geschichtlicher Aufarbeitung – im Kontext der Verbrechen des Nationalsozialismus vielen noch als indiskutabel,[1] so haben ökologische Themen spätestens seit den 1970ern wieder Eingang in die literarische Auseinandersetzung gefunden. Unter dem gegenwärtigen Eindruck sich zuspitzender globaler Krisen und der Erkenntnis, dass diese primär durch weitreichende Eingriffe des Menschen ins planetare Wirkungsgefüge bedingt sind, erstarken neue Formen literarischer Repräsentation nicht-menschlicher Entitäten und damit die Dekonstruktion anthropozentrischer Perspektiven in der (ökokritischen) Literatur(wissenschaft).

Die Anerkennung der Tragweite menschlichen Handelns findet nicht zuletzt in der Annahme eines neuen Erdzeitalters, dem sogenannten Anthropozän, seine begriffliche Entsprechung, das als »kulturelles Konzept«[2] längst Teil der geistes- und kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung ist.[3] Als »inter- und transdisziplinäres Brückenkonzept« fungierend kann es laut Gabriele Dürbeck einen Aushandlungsrahmen für Fragen nach der Einflussnahme des Menschen auf das Erdsystem und seiner Beziehung zur nicht-menschlichen Umwelt eröffnen.[4] Auf diese Weise werden Wissensbestände und normative Kategorien wie die Dichotomie von Natur und Kultur grundsätzlich infrage gestellt, Umwelten neu perspektiviert,[5] und »etablierte Grenzlinien auf vielen Ebenen unscharf«.[6]

1 Spätestens in der Programmatik Bertolt Brechts findet die Gegenüberstellung von Naturdichtung und engagierter Dichtung eine Auflösung, was besonders in der vielzitierten Frage »Was sind das für Zeiten, wo/Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist/Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!« (1998, S. 95.) fassbar wird.

2 Helmuth Trischler (2016), S. 269.

3 Einführend zum Anthropozän u.a. Eva Horn (2019), Gabriele Dürbeck (2015, 2018).

4 Dürbeck (2018), S. 3.

5 Vgl. Annika Hammer, Armen Hesse, Paul Strohmaier et al. (2022, im Erscheinen).

6 Trischler (2016), S. 271.

In von Unsicherheiten geprägten Krisenzeiten, wie wir sie gegenwärtig erleben, sind die Bedingungen von Wissensbeständen und damit auch diese Bestände selbst in besonderer Weise einem Wandel unterworfen, der auch in literarische Darstellungen Eingang findet. So lassen sich in der Gegenwartsliteratur Verschiebungen epistemologischer und ontologischer Kategorien nachzeichnen, die im Folgenden anhand konkreter Textbeispiele in den Blick genommen werden. Ausgangspunkt des vorliegenden Beitrags ist somit die These, dass Gegenwartsliteratur im Spannungsfeld von Fakten und Fiktionen als transformativer Aushandlungsraum von Wissen bzw. Nicht-Wissen in der Krise dienen kann. Unterschiedliche Gattungsformen offerieren dabei eine jeweils spezifische Wissensbehandlung.[7] Im Zuge der Auseinandersetzung mit zwei durchaus verschiedenen Genres – Gedichten auf der einen Seite und einem Science-Fiction-Roman auf der anderen – geht der Beitrag folgenden Fragen nach: Welche Wissensbestände und -zugänge unterliegen zunehmender Unsicherheit, und wie werden diese in den jeweiligen Gattungen neu verhandelt? Auf welche Weise werden in der literarischen Auseinandersetzung neue Blickwinkel auf bestehende Wissensbestände hinsichtlich der Frage nach dem Menschsein, nach Beziehungen und Grenzen zwischen Entitäten eröffnet, aber auch hinsichtlich der Generierung von Überzeugungen und normativen Setzungen, die auf diese Weise auf krisenrelevante Diskurse zurückwirken und das Wissen für den Umgang mit diesen transformieren können?

»Was kann ich wissen?«[8] ist die erste der drei grundlegenden Fragen, die Kant in seiner *Kritik der reinen Vernunft* aufwirft. Diese zielt erkenntniskritisch nicht nur explizit auf mögliche Wissensinhalte, sondern kann heute auch auf etwaige Verfahren der Wissensgenerierung, deren Formen, Bedingungen und Grenzen bezogen werden. So unterliegen auch literarische Werke unterliegen hinsichtlich des Wissens, das in sie Eingang findet, einem permanenten Wandel. Darüber hinaus besteht der Wandel in der Art und Weise, wie diese Wissensbestände in literarischen Werken kontextualisiert und ästhetisiert werden und so ihrerseits auf die Wirklichkeit zurückwirken können. Hubert Zapf schreibt der Literatur dabei ein besonderes Potenzial zu, das in »ihrer semantischen Offenheit und ästhetischen Komplexität«, also

7 Evi Zemanek versammelt in ihrem Band *Ökologische Genres. Naturästhetik – Umweltethik – Wissenspoetik* (2018) Beiträge, die in der Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Genres eine Beschreibung der Verschränkung »ökologisch konzipierter und ökologisch engagierter« (S. 9) Aspekte der Gegenwartsliteratur leisten. Aus den Beiträgen lässt sich ableiten, dass gattungsspezifische Formen der Ästhetisierung eigene Wissensformen, Arten der Verhandlung und damit genreabhängige »Wissenspoetiken« hervorbringen können, was im vorliegenden Beitrag aufgegriffen wird.

8 Immanuel Kant (1998), S. 838. In den Originalausgaben: A805 (1781), B833 (1787). Ergänzt wird die Frage nach dem Wissen durch die Fragen »Was soll ich tun?« und »Was darf ich hoffen?« (ebd.).

in ihrer »spezifischen Art und Weise, in der sie kulturelles Wissen und kulturelle Erfahrung generiert«, begründet liegt.[9] Aufgrund ihrer spezifischen Machart und der daraus abgeleiteten Möglichkeit kultureller Wissensgenerierung kommt der Literatur ein ganz eigenes Erkenntnispotenzial in der ›(Öko)Krise‹ und damit die Möglichkeit der (gedanklichen) Neuausrichtung zu.[10]

Als Ausdruck andauernder Störungen ist die Krise zwar zunächst negativ konnotiert; ihr ist jedoch zugleich ein transformatorisches Potenzial im Sinne der ›Krise als Chance‹ zu eigen, denn ihre weitere Entwicklung ist noch nicht vorweggenommen, worauf der etymologische Hintergrund des Krisenbegriffs (der sich vom griechischen *krínein* »scheiden, trennen«[11] ableitet) hinweist. Einen Scheidepunkt markierend, besteht in der Krise sowohl die Möglichkeit der Stagnation oder Verschlechterung als auch die Möglichkeit des Umschlags und damit eine Auflösung des als krisenhaft erlebten Zustandes. Eben dadurch beinhaltet die Krise ein Moment der Neuausrichtung im Spiegel einer kritischen Diagnostik der Gegenwart. Dabei bildet die (zur Krise) wortverwandte Kritik, entsprechend ihrer Bedeutung der Beurteilung und zur Entscheidung gehörend,[12] die Grundlage für eine Neuorientierung des menschlichen Handelns.

Vor diesem Hintergrund werden in der Gegenwartsliteratur nicht nur Fragen nach Akteur_innen und deren Handlungswissen in der Krise neu verhandelt; auch scheinen normativ fundierte Wissensbestände wie die Dichotomie von Natur und Kultur sowie Grenzziehungen zwischen Mensch, Umwelt und Technik disziplinenübergreifend zunehmend in Auflösung begriffen. Im Zuge dessen greift die Literatur nicht nur den bestehenden (natur-)wissenschaftlichen Diskurs und ihm inhärente Wissenskrisen auf und spiegelt diesen wider, sondern sie kann auch entsprechend einer »*kritischen* Funktion«[13] transformierend auf diesen zurückwirken.

Auffallend ist, dass gegenwartsliterarischen Texten im Kontext der (Öko)Krise in besonderer Weise ein solcher kritisch-transformativer Impuls inhärent ist, der als »neues Engagement« beschrieben werden kann und der vor allem in der Dekonstruktion etablierter Vorstellungen und anthropozentrischer Perspektiven besteht.[14] Neben der konservativ-kuratorischen Funktion des Wissensspeichers er-

---

9 Hubert Zapf (2008), S. 15f.

10 Ebd.

11 Friedrich Kluge (2002), S. 540.

12 Ebd.

13 Hubert Zapf (2008), S. 33. Hv. i. O.

14 Friederike Reents (2020), S. 66. Vgl. ferner Friederike Reents et al. (2021). »Was aber ist neu an diesem Engagement?« – Diese Frage stellt Friederike Reents in ihrer Rezension »Mensch, hau ab! Nikolai Vogels Anthropozän-Gedichte als Beispiele neu engagierter Lyrik«. Dabei macht sie darauf aufmerksam, dass es »[u]m ökologische Themen etwa […] bereits [in] der Umweltlyrik der 1970er und 1980er Jahre [ging], die ihrerseits auch nicht neu war«, denn »die Feier der Natur bzw. die Klage um deren Verlust gibt es schon lange«. Was sich verändert hat, ist

füllt Literatur damit auch einen innovativen Beitrag durch Kritik und Komposition, indem sie Wissensbestände neu kontextualisiert und fiktiv erweitert.[15] Durch ihre kritische Rezeption von Wissensbeständen und deren Verschiebung kann Literatur somit als diskurswandelndes Element verstanden werden, greift also aktiv in den Diskurs mit ein, wie dies bereits Sartre konstatiert hat, als er schrieb, dass »Benennen Aufzeigen ist und [...] Aufzeigen Verändern bedeutet«.[16] Der vorliegende Beitrag unternimmt also den Versuch, das diagnostische und kritische Potenzial der Gegenwartsliteratur exemplarisch darzulegen. Im Zuge dessen liegt der Fokus auf der Frage, in welcher Beziehung der Mensch zu Natur und Technik steht und vor allem, welche Formen der Wissensbestände und -zugänge in diesem Zusammenhang neu verhandelt werden.[17] Dabei dienen ausgerechnet Mücken – parasitäre Krankheitsüberträger oder nur lästige Plagegeister – als Ausgangspunkt der Analyse. Sie dringen selbst in den scheinbar geschützten Innenraum ein und versetzen ihrem Opfer einen Stich, dessen schmerzhafte Wirkung auch nach Verschwinden des Tieres spürbar bleibt und so die Erinnerung an das parasitäre Insekt wachhält. Auch bei Kant kommt dem Schmerz im Erkenntnisprozess eine besondere Rolle zu. Bei ihm ist – unter Aussparung des Verursachers – »[d]er Schmerz [...] der Stachel der Thätigkeit«[18] und kann damit als Antrieb für Auseinandersetzung und Transformation

---

das erstarkende Bewusstsein, in einem vom Menschen dominierten Erdzeitalter zu leben, das eng mit einem impliziten Verantwortungsgefühl und Veränderungsauftrag verknüpft ist, der sich auch in der Literatur abbildet. Die Beschäftigung mit sogenannter ›anthropozäner Literatur‹ versucht diese neue Form ästhetischer Kritik »deskriptiv-diagnostisch oder poetologisch-normativ beschreibbar« werden zu lassen. Vgl. hierzu Friederike Reents (F.A.Z, 15. März 2022). Auch in einem weiteren aktuellen Beitrag äußert sich Reents in Bezug auf die Frage nach dem Differenzkriterium neu engagierter Literatur und konstatiert, dass es bei dieser neuen Form »[a]nders als in der Moderne [...] heute nicht mehr um die Verweigerung (ästhetischer) Normen, Erwartungshaltungen und geltender Wahrnehmung« (S. 432) geht, sondern die »neu ausgelotete Natur-Kultur-Dichotomie idealerweise zum prozessierenden Denken anregt« (S. 433). Dabei bezieht sie sich auf die Ausführungen Christian Metz' zur Ausbildung eines »reading Thinkerships« (*Poetisch denken* 2018, S. 60.). Ausführlicher: Friederike Reents (2021).

15 Vgl. Anja Heise-von der Lippe/Russell West-Pavlov (2018), S. 18.

16 Vgl. Jean-Paul Sartre (1950), S. 73.

17 Für die Reflexion des Mensch-Natur-Verhältnisses liefert insbesondere Hubert Zapf mit seinem Konzept der »Kulturökologie«, das von einer wechselseitigen Beeinflussung von Kultur und Natur ausgeht, entscheidende Impulse. Der Literatur schreibt Zapf dabei die Fähigkeit zu, »sich in besonders komplexer und produktiver Weise mit der kulturbestimmenden Basisbeziehung von Kultur und Natur auseinander[zu]setz[en]« und stellt heraus »dass sie [die Literatur] diese ›ökologische‹ Dimension des Diskurses gerade aufgrund der spezifischen Art und Weise, in der sie kulturelles Wissen und kulturelle Erfahrung generiert, d.h. aufgrund ihrer semantischen Offenheit und ästhetischen Komplexität, zu erschließen vermag«. Vgl. Hubert Zapf (2008), S. 16.

18 Immanuel Kant (1869), S. 140.

begriffen werden: »Was unmittelbar (durch den Sinn) mich antreibt, meinen Zustand zu verlassen (aus ihm herauszugehen), ist mir u n a n g e n e h m, – es schmerzt mich«[19]. So ist »der Schmerz […] immer das Erste«,[20] wird also zum Ausgangspunkt einer vom Menschen intendierten und durch ihn hervorgebrachten Zustandsveränderung. Legt man die Annahme eines »neuen Engagements« in der Gegenwartsliteratur zugrunde, so kann diese den Rezipient_innen ebenfalls einen Stich – äquivalent zu dem des Insekts – versetzen, der eine anhaltende gedankliche Auseinandersetzung provoziert und auf diese Weise eine Neuorientierung begründet, wie eine Deutung des nachfolgenden Gedichts *versuch über mücken* von Jan Wagner nahelegt.

»in der Welt der Mücke gibt es nur Mückendinge«[21]: Jan Wagners *versuch über mücken*

versuch über mücken[22]

als hätten sich alle buchstaben
auf einmal aus der zeitung gelöst
und stünden als schwarm in der luft;
stehen als schwarm in der luft,
bringen von all den schlechten nachrichten
keine, dürftige musen, dürre
pegasusse, summen sich selbst nur ins ohr;
geschaffen aus dem letzten faden
von rauch, wenn die kerze erlischt,
so leicht, daß sich kaum sagen läßt: sie sind,
erscheinen sie fast als schatten,
die man aus einer anderen welt
in die unsere wirft; sie tanzen,
dünner als mit bleistift gezeichnet
die glieder; winzige sphinxenleiber;
der stein von rosetta, ohne den stein.

Bereits der Titel des Gedichts weist auf dessen Experimentcharakter hin. Die Begreifbarmachung der Insekten durch die poetische Naturstudie des Menschen wird von Beginn an in Frage gestellt, und ihr Erfolg – so viel sei bereits verraten – bleibt

19 Ebd., S. 139.
20 Ebd., S. 140.
21 Jakob Johann von Uexküll (2014 [1921]), S. 235.
22 Jan Wagner (2014), S. 21. Primärtextzitate im Beitrag nachfolgend kursiv.

fraglich, denn die insektoiden Naturbewohner sind primär kulturell verknüpft, was die erste Strophe vor Augen führt: *als hätten sich alle buchstaben/auf einmal aus der zeitung gelöst/und stünden als schwarm in der luft* (V. 1–3).

Die Mücken sind Mischwesen aus Signifikat und Signifikant, Tier und Buchstaben. Das lyrische Subjekt, das sie betrachtet, ist dem Geschehen ausgelagert. Es wird nicht explizit benannt, sondern ist nur implizit durch die Beobachter_innenposition markiert. Diese Beobachtung aber bleibt erkenntnislos, denn das lyrische Subjekt kann die flüchtigen Mückenbuchstaben nicht entschlüsseln: so *bringen [diese] von all den schlechten nachrichten keine,* sind nichts als *dürftige musen, dürre pegasusse* (V. 5–7), die weder Information noch Inspiration liefern. Mehr noch, sie *summen sich selbst nur ins ohr* (V. 7). Der Biologe und Philosoph Jakob Johann von Uexküll, der mit seiner Forschung die Biosemiotik mitbegründete, schreibt in seinen Ausführungen über *Umwelt und Innenwelt der Tiere* (1921): »Es ist zweifellos richtig, wenn wir sagen, in der Welt der Mücke gibt es nur Mückendinge« und konstatiert, der beobachtende Mensch müsse »sich von der Vorstellung befreien, als sei seine menschliche Umwelt auch die allgemein gültige für die Tiere«.[23] Das biosemiotische Postulat, dessen Differenzierung von Umwelt und Umgebung zur Folge hat, dass sich Beobachtungssubjekt und Betrachtungsobjekt stets in voneinander verschiedenen Umwelten befinden,[24] verneint eine menschliche Erkenntnis, die auf Wissensbereiche abseits einer materiell fassbaren Qualität des Beobachtungsobjekts abzielt:

> Was wir als außenstehende Beobachter allein feststellen können, sind die sinnlich wahrnehmbaren Einwirkungen der Außenwelt auf den Körper der Tiere und seine gleichfalls sinnlich wahrnehmbare Gegenwirkung auf die Außenwelt. Daher ist nur der Körper der Tiere das uns allein zugängliche Forschungsobjekt und nicht ihr Bewußtsein.[25]

---

23 Jakob Johann von Uexküll (2014 [1921]), S. 235. Gleichzeitig stellen Timon Maran und Kalevi Kull heraus, dass der Ansatz der Biosemiotik die kategorische Trennung von Natur und Kultur (ebenso wie zwischen Text und Rezipient_in) unterläuft, denn »[c]ulture is the life of symbolic relations, of language capacity and metadescriptions. Culture is always part of an ecosystem and it never functions without non-linguistic sign systems, that is, without the non-cultural aspects of ecosystems and the semiosphere. Thus, first and foremost, the nature/culture dichotomy is a mistaken (illogical) dichotomy because even in the simplest model culture is only a form of relations within the sign relations that together create the semiosphere that can be legitimately opposed to the non-relational and non-living natur«. Timo Maran und Kalevi Kull (2014), S. 46.

24 Vgl. Jakob Johann von Uexküll (2014 [1921]), S. 236: »Die Umwelt eines Tieres bildet einen sowohl räumlich wie zeitlich, wie inhaltlich abgegrenzten Teil aus der Erscheinungswelt des Beobachters«.

25 Ebd. (2014 [1921]), S. 234.

Als hermetische und hermetisch agierende Zeichentiere entziehen sich die Mückenwesen somit in ihrem spezifischen Wissenskosmos dem Zugriff des Menschen, wobei auch eine Kritik am menschlichen Nutzungsanspruch fassbar wird. Das Tier ist auf den Status eines menschlichen Erkenntnisobjekts reduziert und besitzt nur noch kulturellen Verweischarakter (auf die Schrift), was den anthropozentrischen, dem Gedicht zu Grunde liegenden Blick verdeutlicht. In ihrer Anbindung an den Menschen bleiben die im Text gefassten Insekten stets im Kontext der Wissensvermittlung verortet: Das Tier *dünner als mit bleistift gezeichnet* (V. 14) kann durch dem Menschen zugeschriebene Kulturtechniken der Wissensspeicherung nicht erfasst und abgebildet werden; die Wissensgenerierung muss daher unvollständig bleiben. Zuletzt werden die Mücken im Gedicht mit dem Rosettastein verknüpft, einer Steintafel aus dem 2 Jh. v. Chr., die maßgeblich zur Entschlüsselung der altägyptischen Hieroglyphen beitrug. Das hierbei aufgerufene Paradoxon *der stein von rosetta, ohne den stein* (V. 16) markiert die Grenzen der menschlichen Erkenntnis. Der Stein wird als Material der Wissensfixierung aufgerufen, ist dann aber abwesend (*ohne den stein*). Die Mückenbuchstaben können vom Menschen nicht mehr entsprechend den Hieroglyphen erfasst, auf dem Stein festgehalten und damit archiviert werden. Das Wissen der Insekten bleibt dem menschlichen Zugriff damit verwehrt. Am Ende ist es in diesem Gedicht das Nicht-Wissen des Menschen, das dessen beobachtende Haltung induziert. Im Bewusstsein um die Flüchtigkeit und den drohenden Verlust der Erkenntnis wird alles Wissen, das vom Menschen generiert werden kann, im *Versuch* der sprachlichen Fixierung archiviert, der jedoch deshalb auf dieser Ebene bleiben muss. So ist Wagners Gedicht auch ein »[V]ersuch über die Schrift«, wie Hans-Edwin Friedrich postuliert.[26] Hinsichtlich der Aufrufungen, die im »Stein von Rosetta« enthalten sind, liegt diesem »Versuch über die Schrift« aber vielmehr der »Versuch über das Wissen« zu Grunde. Denn die Bezeichnung »Stein von Rosetta« verweist nicht nur auf das sogenannte »Rosetta-Projekt«, in dem eine Langzeitarchivierung aller menschlichen Sprachen realisiert werden soll, sondern, planetarisch gedacht, auch auf die »Rosetta-Raumsonde«, die das Ziel verfolgt, die Frage nach der Rolle der Kometen bei der Entstehung des Lebens zu klären.[27] Das Naturgedicht ist somit weit mehr als eine deskriptive poetische Mückenstudie; es rückt Wissensformen, -speicher und -vermittlung ins Zentrum der Auseinandersetzung. Gleichermaßen lotet es das Verhältnis von beobachtendem Subjekt und betrachtetem Objekt aus, verbunden mit der Frage, welche Interessen der Wissensgenerierung zugrunde liegen und welche Prämissen für diese erfüllt sein müssen.

An anderer Stelle vergleicht Wagner das Gedicht im Allgemeinen mit einem geschlossenen Raum: Der »Leser, der den Raum eines Gedichts betritt […] gerät doch

---

26 Hans-Edwin Friedrich (2017), S. 235.

27 Vgl. hierzu: https://rosettaproject.org/. Siehe auch: Sibylle Anderl (2017): *Die Spuren vergangener Kometen* (F.A.Z, 23. Juni 2007).

in einen Zustand, der jenseits des Gewohnten liegt […]. [S]ind die Zusammenhänge und Maßstäbe verschoben, wird der Leser gezwungen, die Dinge neu wahrzunehmen«.[28] Indem also eine neue Verknüpfung zwischen Natur- und Kulturraum, zwischen Mücken und Buchstaben geschaffen wird, erhält die Trennung der Bereiche eine neue Markierung, die den gewohnten Blick der Leser_innen unterläuft. Da die aufgerufene normative Trennung der Kategorien in den Kontext der beschriebenen Wissensgenerierung und -speicherung eingebettet ist, werden zugleich deren Prämissen zur Diskussion gestellt. Dabei liegt das buchstäblich be-stechende ästhetische Potenzial der Mücken in der Verweisstruktur, die über eine herkömmliche poetische Naturstudie hinausgeht und in ihrer unerwarteten Verknüpfung dazu einlädt, den Blickwinkel der Leser_innen zu ändern. Auf dieser Weise wird die anthropozentrische Perspektive zumindest implizit kritisch markiert. Allerdings ist der Naturraum bei Wagner keineswegs ein defekter, sondern stellt schlicht eine vom Menschen getrennte und unberührte Sphäre dar, die zwar erkenntnistheoretisch in den Blick genommen wird. Der Mensch kann jedoch weder aktiv eingreifen, noch ist er in der Lage, sie kognitiv zu erfassen. Möchte man von einer Form des Engagements in dem Gedicht sprechen, so ist dieses ein subtiles: Es besteht primär darin, die normative Setzung der Natur-Kultur-Dichotomie durch eine bildliche Verschränkung der Bereiche im Kontext der Frage nach Wissensvermittlung und deren Prämissen neu zu perspektivieren – ohne die kategoriale Trennung dabei aufzulösen.

Anders sieht dies in den Gedichten von Marion Poschmann aus, um die es im Folgenden geht. In diesen werden explizit vom Menschen beeinflusste Umwelten vor Augen gestellt, die Schwellenräume menschlicher Einflüsse und natürlicher Prozesse sind.

Urbanes Anti-Idyll? Marion Poschmanns *Starterkits I* und *II*[29]

Die im Folgenden betrachteten Gedichte *Starterkits I* und *II* aus dem Kapitel *Stadtschamanen* des Gedichtbandes Nimbus (2020) sind nicht nur gemeinsam auf einer Doppelseite angeordnet, sondern – so lassen es die Titel bereits vermuten – auch inhaltlich aufeinander bezogen. Im ersten Gedicht (*Starterkits I*) wird in einer Rückschau das Bild eines Außenraums entworfen, dem das lyrische Subjekt einst angehörte. Mit dem zweiten Gedicht (*Starterkits II*) wird der *status quo*, das Leben des lyrischen Subjekts in einem abgeschlossenen Innenraum, vor Augen geführt. Die Gedichtanordnung spiegelt demnach eine Bewegung vom Außen- in den Innenraum wider, die ausgehend vom Innenraum kritisch reflektiert wird. Im Folgenden

28 Jan Wagner (2017), S. 36.

29 Marion Poschmann (2020), S. 32f.

soll zunächst dieser Endpunkt der skizzierten Entwicklung, der Innenraum, in den Blick genommen werden. Die Analyse erfolgt demnach der chronologischen Reihenfolge entgegengesetzt und beginnt mit dem Gedicht *Starterkits II*.

Starterkits II

Der Anti-Mücken-Wecker klingelte um Mitternacht
und machte mich aufmerksam auf die Wolke
aus gedämpften Gesprächen, die vor meinem Fenster
schwebte wie jener freihändige Geräuschverstärker,
den ich erst letzte Woche gekauft hatte und der sofort
wegflog, um den ich mir folglich immer noch Sorgen
machte, wie er zurechtkommen mochte in freier Natur.
Die nächtliche Wolke hingegen preßte sich fest an das Glas,
und ich drückte mein Super-Ohr, weiß und wie fleischlich,
gegen die andere Seite und lauschte, was sie mir zu sagen
hatte in ihrer insektoiden, stichprobenartigen Unstetigkeit.

Im Mittelpunkt des Gedichts steht die Bestrebung des lyrischen Subjekts, an Informationen der Außenwelt zu gelangen. Erneut sind es Mücken, die als Träger des Wissens dienen und sich im Gedicht als Gesprächswolke von *insektoide[r], stichprobenartige[r] Unstetigkeit* (V. 11) formieren, die vor dem Fenster schwebt und auf die das lyrische Subjekt mittels eines technischen Geräts aufmerksam gemacht wird. So heißt es zu Beginn des Gedichts: *Der Anti-Mücken-Wecker klingelte um Mitternacht/und machte mich aufmerksam auf die Wolke/aus gedämpften Gesprächen, die vor meinem Fenster/schwebte* (V. 1–4). Eine Glasscheibe fungiert dabei als Grenze und Informationsbarriere zum Außenraum. Mit Hilfe von technischer Vermittlung versucht das lyrische Subjekt, diese – selbst geschaffene – Trennung zu überwinden. Hierzu diente einst ein *freihändige[r] Geräuschverstärker* (V. 4), der jedoch entflogen ist. Die Besitzerinstanz hatte offenbar eine persönliche Beziehung zum verlustigen Gadget aufgebaut und sorgt sich nun darum, ob das Gerät in der ›*freie[n] Natur*‹ zurechtkommt. Als Ersatz für *den Geräuschverstärker* dient nunmehr ein *Super-Ohr, weiß und wie fleischlich* (V. 9), mit dem das lyrische Subjekt den Diskurs außerhalb der vier Wände verfolgen kann. Diese Beschreibung zeigt: Einerseits verselbstständigen sich vom Menschen geschaffene elektronische Geräte (also der Geräuschverstärker), sie entwickeln ein Eigenleben und entziehen sich damit der menschlichen Kontrolle.[30]

30 Dieses Bild verweist nicht zuletzt auch auf die Technikfolgenabschätzung als festen Bestandteil des Diskurses der Gegenwartskrise. So setzt sich beispielsweise der Wissenschaftler James Lovelock für den forcierten Einsatz von Atomkraft ein, um dem Klimawandel zu begegnen (Lovelock 2007), während andere Stimmen in Formen des Geoengineerings nur einen

Andererseits verschwimmt die Grenze zwischen Mensch und Technik dadurch, dass der Mensch sich die Technik nicht nur funktional, sondern auch körperlich aneignet, indem das *Super-Ohr* Teil des lyrischen Subjekts wird. Auf diese Weise wird nicht nur die normative Trennung bestehender Kategorien, nämlich die von Mensch und Technik, und damit ganz grundlegend auch ontologische Grenzziehungen, zur Diskussion gestellt,[31] sondern implizit auch die Frage nach dem Möglichkeitsraum, der sich durch die Grenzüberschreitung eröffnet – sowie die sich daraus ergebenden Konsequenzen.

Ebenso wie bei Wagner die Anbindung des Wissens an die Schrift und damit an die Sprache herausgestellt wird, lädt die Lyrik Poschmanns ferner dazu ein, Wissensbestände hinsichtlich ihrer kulturellen Zuschreibung und deren Vermittlung zu hinterfragen. In diesem Sinn kann auch die Verortung der Gedichte im Kapitel *Stadtschamanen* begriffen werden. So ist es primäre Aufgabe der Schamanen, eine Vermittlung zwischen verschiedenen Welten zu leisten. Bezugspunkte der Vermittlung im Gedicht sind erneut Innen- und Außenraum, die jedoch keineswegs mehr eine Kontrastierung der Sphären Kultur auf der einen Seite und unberührter Natur auf der anderen aufrufen. Vielmehr ist auch der Außenraum durch menschliche Einflüsse geprägt, die Grenze zu diesem als Glasscheibe vom Menschen selbst etabliert und durchsichtig, was als Ausdruck ihrer normativen Setzung begriffen werden kann. Die Aufrufung einer Natur-Kultur-Dichotomie wird unterlaufen, indem sich der Bezugspunkt der Vermittlung von ›Mensch – Natur‹ zu ›Mensch – Umwelt‹ verschiebt. Die Umwelt ist in diesem Fall eine urbane, wie sie sich häufig in

»verzweifelten Versuch« des Umgangs mit der Krise (Mastrandrea/Schneider 2011, S. 46) oder einen möglichen Ausweg neben weiteren Lösungsstrategien (Crutzen 2011) sehen. Verschiedene Narrative (des Anthropozäns) thematisieren den Einsatz von Technik als Lösungsansatz in der durch den Menschen geschaffenen Gegenwartskrise unter verschiedenen Blickpunkten, so etwa das von Gabriele Dürbeck beschriebene Narrativ der »Großen Transformation« und das »(bio-)technologische Narrativ« (Dürbeck 2018). Während Vertreter_innen des ersteren umfassenden anthropogenen Eingriffen aufgrund der damit einhergehenden unabsehbaren Nebeneffekte kritisch gegenüberstehen (Steffen et al. 2007), stellen Befürworter_innen technologischer Innovationen deren Potenziale im Umgang mit der Krise heraus (Schwägerl 2012). Einen weiteren Aspekt abseits einer Risikobewertung beleuchtet Reinhold Leinfelders Narrativ »Auch Maschinen müssen ernährt werden« (2019, S. 35), das den fortlaufenden Energiebedarf der geschaffenen Geräte pointiert und somit die Ambivalenz der Innovationskraft technischer Geräte im Angesicht der Krise unter energieökonomischen Vorzeichen kritisch reflektiert.

31 Grenzziehungen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten werden u.a. auch in Donna Haraways Essay *Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften* im Bild des »Cyborgs« unterlaufen, der eine Verschränkung von biotischem Organismus und Maschine darstellt. Ausführlicher dazu: Donna Haraway (1995), S. 33–72.

Gedichten der Gegenwartsliteratur findet.[32] Neben Arten und Instanzen der Vermittlung wird ferner die kulturelle Konstruktion von Wissensbeständen zum Gegenstand der lyrischen Auseinandersetzung. So werden implizit epistemologische Prämissen diskutiert, wenn die technische Vermittlung im Gedicht eine unmittelbare Erfahrung abzulösen scheint und deren Grenzen damit selbst zur Disposition gestellt werden.

Starterkits I

Gefüllte Tüten. Verhülltes. Müde Gardinen.
In den verlassenen Straßen wütender Müll.
Das ist alles lange her.
Was blieb von den lauen Abenden
auf der Veranda in P., von den Wolken, wie stäubend,
so als zerschmettere jemand Gipsstücke mit einem
Hammer, was blieb dort von uns, die wir draußen
atmeten, in der Erinnerung durchscheinend wie weißes
Seidenpapier. Der Fahrradkurier kam manchmal
zu den verbitterten Nachbarn, die in ihrer Küche saßen
und Fertiggerichte erwarteten.
Wir praktizierten noch einmal den Atavismus
des Nachtlagers, trampelten Gras nieder, Hunde,
die sich instinktiv um sich selbst drehen, mehrfach,
bevor sie sich in ihr Körbchen legen.
Maisfelder, Abende, Ebenen, und jenes Fahrrad bald
Nur noch ein winziger Punkt am Horizont.
So fliehen verläßliche Hirten vor ihren zu schierer
Unzahl gewachsenen Herden, werden zu Gegenständen
auf unverdächtigen Flächen.

Das Leben in der urbanen Umwelt des Gedichts, charakterisiert durch *Gefüllte Tüten. Verhülltes. Müde Gardinen./In den verlassenen Straßen wütender Müll* (V. 1f.), gehört der Vergangenheit an: *Das ist alles lange her* (V. 3). Das lyrische Subjekt mit dem neuen *Super-Ohr* hat sich längst in den Innenraum zurückgezogen, die Referenz auf den

32 Vom Menschen geformte Umwelten finden sich bei Poschmann nicht nur in der Publikation *Nimbus. Gedichte* (2020), sondern auch in ihrem Gedichtband mit dem programmatischen Titel *Geliehene Landschaften. Lehrgedichte und Elegien* (2016), der neben den *Geliehenen Landschaften* (S. 105–115) auch explizit *Künstliche Landschaften* (S. 43–53) versammelt, Natur- und Kulturelemente miteinander verschränkt und einer kritischen Neuperspektivierung unterzieht.

Außenraum verknüpft die beiden Gedichte lose miteinander: *Was blieb von den lauen Abenden/auf der Veranda in P., von den Wolken […]/was blieb dort von uns, die wir draußen/atmeten […]* (V. 4–8) ist die zentrale Frage der im Gedicht *Starterkits I* geleisteten Rückschau. Beantworten ließe sich diese (materialistisch betrachtet) mit Verweis auf den eingangs aufgerufenen *wütenden Müll*, der sich in den Straßen ansammelt. Sie vermag jedoch im übertragenen Sinn auch als auf die persönliche Entwicklung des Menschen abzielend begriffen werden. Im Zuge des unaufhaltsamen Voranschreitens der gesellschaftlichen Krisen werden vom Menschen keineswegs neue Handlungsoptionen zu deren Bewältigung ausgeschöpft, sondern instinktbasierte Verhaltensrelikte reaktiviert: Die Menschen gleichen *Hunde[n], die sich instinktiv um sich selbst drehen, mehrfach, bevor sie sich in ihr Körbchen legen* (V. 13ff.), obwohl diese Handlung mit der ursprünglichen Funktion, das Gras niederzutreten, um einen Schlafplatz zu schaffen und sich zugleich der Abwesenheit von Prädatoren zu versichern, angesichts der kulturell geformten Lebenswelt obsolet geworden ist. Entsprechend heißt es im Gedicht: *Wir praktizierten noch einmal den Atavismus […]* (V. 12f.). In der Gleichsetzung des Menschen mit dem Tier verschwimmt die normative Grenzziehung. Menschliche Distinktionsmerkmale werden so implizit ebenso wie die Handlungsfähigkeit der Menschen in Frage gestellt. Schließlich mündet diese fehlende Neuorientierung der handlungsunfähigen Menschen im Bild der Erstarrung zu Gegenständen, was die letzte Zeile des Gedichts vor Augen führt: *So fliehen verläßliche Hirten vor ihren zu schierer/Unzahl gewachsenen Herden, werden zu Gegenständen/auf unverdächtigen Flächen* (V. 18–20). Im Rückgriff auf pastorale Elemente avanciert der Hirte im Kulturraum des Gedichts zum *Fahrradkurier* (V. 9) für *Fertiggerichte* (V. 11), der zuletzt vor der *zu schiere[n] Unzahl gewachsenen Herde* flieht. Steht das Pastorale eigentlich für eine klare Ordnung und Orientierung in einer idyllischen, überschaubaren Welt, wird diese nun unter entgegengesetzten Vorzeichen aufgerufen.

Das diagnostische Potenzial, das in der Rückschau geleistet wird, ist evident: Die alte Schäferökonomie wird abgelöst von einer Konsumgesellschaft, in der das *verbitterte* Individuum in einer müllproduzierenden Masse unterzugehen droht. Der *verläßliche Hirt[e]*, sei es Gott oder Schäfer, dem die Herde anvertraut ist, flieht in Anbetracht der unbewältigbaren Aufgabe und lässt statt fühlender Wesen Gegenstände zurück. Zum einen dient die pastorale Kulisse dazu, die Verlassenheit und Orientierungslosigkeit des Menschen im Kontrast zur assoziierten idyllischen Vergangenheit und literarischen Tradition sinnbildlich vor Augen zu führen.[33]

---

33 In einem aktuellen Beitrag stellt Zemanek heraus, dass die (bukolische) Idylle neben dem utopisch-eskapistischen Moment – oder vielmehr durch dessen Darstellung – auch eine verschlüsselte Kritik an politischen und gesellschaftlichen Zuständen aufweist. Ausführlicher hierzu Evi Zemanek (2015), S. 187–204. Bei Poschmann hingegen werden die desolaten Zustände der Gegenwart nicht mehr utopisch verschlüsselt, sondern unmittelbar durch eine

Zum anderen rekurriert sie auch auf Wissensbestände des aktuellen (politischen) Diskurses. So thematisiert die *zu schierer Unzahl gewachsene[...] Herde[...]* das voranschreitende Bevölkerungswachstum und die Frage danach, wie für die Menschen Sorge getragen werden kann, wenn sich kulturelle Zuständigkeiten und tradierte Ordnungen zunehmend in Auflösung befinden. Das diagnostische Potenzial des Gedichts wird durch Aufrufung persönlicher, nostalgischer Erinnerungen (wie an die *lauen Abend[e] auf der Veranda in P.* und die Frage nach der persönlichen Entwicklung) emotional aufgeladen und mit kritischen Implikationen (der Mülllandschaft und der Erstarrung des Menschen angesichts der Krise) verknüpft. Während Wagners Gedicht im rein kognitiv-deskriptiven Modus bleibt, bedient sich Poschmann zusätzlich eines affektiven Zugangs, der Wissensvermittlung mit emotiver Ästhetik verschränkt. Damit generiert sie eine Dringlichkeit, die abseits eines rein rationalen Zugriffs operiert. Fungiert bei Wagner das lyrische Subjekt als unbeteiligte Beobachtungsinstanz mit rein erkenntnistheoretischem Interesse, auf das sich die Wissenskrise bezieht, so wird in Poschmanns Lyrik hingegen ein Subjekt vor Augen gestellt, das an einer Form des Wissenserwerbs interessiert ist, der in direktem Bezug zu seiner Selbsterkenntnis und (Neu-)Ausrichtung in der Krise steht. Stärker als in der Lyrik Wagners macht Poschmanns Gedicht den Rezipient_innen durch lebensweltliche Assoziationen ein Identifikationsangebot und fordert die Lesenden zur aktiven Reflexion der im und durch das Gedicht aufgeworfenen Fragen auf.

Nachdem mit den Gedichten Wagners und Poschmanns zwei unterschiedliche lyrische Verfahren in den Blick genommen wurden, die sich mit der Infragestellung epistemologischer und ontologischer Kategorien beschäftigen, soll im Folgenden ein prosaischer Text vorgestellt werden, der diese Fragen ebenfalls verhandelt. Während das Gedicht eine ambige Offenheit bewahrt, ist die Form der Prosa auf einen Abbau der Unsicherheit im Erzählverlauf ausgerichtet. Der Roman im Allgemeinen bedient sich stärker als die Lyrik einer kausalen und chronologischen statt assoziativen Verknüpfung und liefert damit einen narrativen Interpretationszusammenhang, der andere Formen der Wissensaushandlung ermöglicht. Diese sollen im Folgenden anhand des Science-Fiction-Romans *Die Abschaffung der Arten* (2008) von Dietmar Dath exemplarisch beleuchtet werden.

Kontrastierung mit der Vergangenheit ins Zentrum der Auseinandersetzung gerückt. Die von Timothy Saunders konstatierte Dynamik der Idylle wird dabei in der Erstarrung der Akteur_innen ausgeschaltet. Nicht nur ist die Anti-Idylle Poschmanns kein unberührter Naturraum im Sinne eines *locus amoenus*, sie entbehrt auch jeder Form des kooperativen Zusammenlebens mehrerer Arten im Sinne eines *Multispecies*-Ansatzes, da der Mensch die einzig verbliebene Spezies im skizzierten Lebensraum ist.

Eine diagnostisch-kritische Komposition: Dietmar Daths *Die Abschaffung der Arten*

Wie in Wagners und Poschmanns Gedichten sind die Mücken in Dietmar Daths Science-Fiction-Roman *Die Abschaffung der Arten* (2008) symbolisch mit der Funktion des Wissenstransfers verknüpft: Die Gente – posthumane Erdbewohner_innen in Tiergestalt – tauschen untereinander *Nachrichten wie Mückenschwärme* (S. 132) aus. Auf der Ebene der Handlung spielen die Insekten jedoch praktisch keine Rolle, denn sie gehören zu jenen Arten, die der titelgebenden *Artabschaffung* zum Opfer gefallen sind. Diese *Abschaffung der Arten* bezieht sich jedoch nicht nur auf das Verschwinden spezifischer Spezies, sondern steht auch für die volitionale Aufweichung intra- und interartlicher Grenzen. Die Gente können ihre Morphologie willentlich verändern und sich artunabhängig fortpflanzen. Sie verfügen über ein menschenähnliches Bewusstsein und ein Pherinfonsystem,[34] die ihnen einen globalen Informationsaustausch ohne Zeitverzögerung ermöglichen.[35] Im Zuge der sogenannten *Befreiung* (S. 18) hat diese posthumane Lebensform das menschliche Zeitalter *der Langeweile* (u.a. S. 85) vor 500 Jahren weitestgehend abgelöst; nur noch wenige Menschen und Tiere leben auf der Erde.

Zentraler Gegenstand der Erzählung ist die evolutionäre Entwicklung und deren Triebfedern. In diesem Kontext wird die Frage nach der Kontrolle aufgeworfen, die Individuen, aber auch Gesellschaften in Bezug auf die Gestaltung von Zukunft

---

34 Der Portmanteau-Begriff »Pherinfon« verschränkt Pheromon und Infone miteinander. So kann die Kommunikationsplattform der Gente als »quantenbasierte[s] Geruchsinternet« bezeichnet werden, s. Florian Kappeler/Sophia Könemann, S. 39. Pheromone dienen als chemotaktische innerartliche Kommunikationsform, die unmittelbare Verhaltensänderung induzieren kann und als Stimulanz mit affektiver Qualität wirkt. Indem diese hormonähnlichen Botenstoffe mit der Quantentechnik verschränkt werden, entsteht der Entwurf einer Verständigung, die eine Unterscheidung zwischen kognitiven und affektiven Wissenszugängen und -domänen unterläuft.

35 Durch das Pherinfonsystem realisieren die Gente – zumindest auf kommunikativer Ebene – eine umfassende Globalisierung im Sinne grenzenloser Vernetzung und Nichtlokalität. Es gelingt jedoch nicht, diese für eine kollektive Transformation zu nutzen. Diese Ausrichtung hin ins Globale kann als eine Modernisierungsdynamik gelesen werden, die einem Verständnis der von Bruno Latour beschriebenen »Plus-Globalisierung« (scheinbarer Fortschritt, Emanzipation, Wissen, Chancen und Luxus für alle) folgt, die sich jedoch zunehmend als Illusion entpuppt und durch das negativ konnotierte Bild der »Minus-Globalisierung« (im Sinne negativer Folgen der Globalisierung wie Deregulierung und soziale Ungleichheit) abgelöst wird. Ursache dessen ist, dass die Globalisierungsdynamik eines ›terrestrischen Bezugspunkts‹ entbehrt, woraus Latour die Forderung nach einer Neuausrichtung in der Gegenwart ableitet: »Wie kommen wir aus der Minus-Globalisierung heraus? Wie verkraften wir die Reaktion des Systems Erde auf die menschlichen Handlungen?« Latour (2019), S. 120.

haben. Welchen vermeintlich ›natürlichen‹ Gesetzmäßigkeiten sind die handelnden Subjekte unterworfen? Welche Folgen der Grenzüberschreitung können auf verschiedenen Ebenen – im sozialen, ökonomischen, aber auch ökologischen Bereich – entstehen? Und schließlich: Welche universellen Muster müssen als ursächlich für destruktive Entwicklungen begriffen werden, und wie ist diesen zu begegnen?

Mit der posthumanen Spezies wird eine Lebensform vor Augen gestellt, die zwar über erweitertes Wissen im Bereich der Genetik und Informationsvermittlung verfügt, der es jedoch an der Fähigkeit mangelt, dieses Wissen adäquat anzuwenden. So mag es nicht verwundern, dass auch diese Spezies schließlich durch die Expansion einer weiteren Lebensform, den Keramikanern – *denkende[n] Automaten, von pulssicherer Keramik geschützt* (S. 34) – verdrängt wird. Zwar sind die Gente in der Lage, sich speziesübergreifend fortzupflanzen, was den biologischen Artbegriff tatsächlich unterläuft. Allerdings bleiben spezifische kulturelle Zuschreibungen und damit verknüpfte Eigenschaften weiterhin bestehen. Damit »reproduzieren [die Gente] Ordnung auf eine Weise, die sie schließlich selbst angreifbar macht«, wie Solvejg Nitzke schreibt.[36] Die Diskrepanz zwischen der postulierten Entwicklung der Gente durch die Ausweitung von Wissensbeständen im Bereich der Genetik, Neurophysiologie und Informationsvermittlung einerseits und ihrem gleichzeitigen Verbleiben in bekannten Kategorien und Handlungsmustern andererseits wird innerhalb der Erzählung wiederholt markiert: *Denken ist aber nicht Handeln; ein Wind weiß das* (S. 18) heißt es zu Beginn der Erzählung und später in einer Faustreferenz: *Er nennt's Vernunft, und braucht's allein, um tierischer als jedes Tier zu sein … ein paar haben's kommen sehen* (S. 198).

Auch wenn die Gente in der Lage sind, ihr Erbgut zu verändern, können sie sich dem weiterhin wirkenden Evolutionsprozess nicht entziehen. Selektion scheint nicht länger an genetischen Variationen und aus ihnen resultierenden phänotypischen Merkmalsausprägungen, sondern nun direkt an der Positionierung der Gente in der Welt, an ihrem Verhalten, anzusetzen, das zum evolutionären Faktor wird. Die posthumane Lebensform verfügt über erweitertes Wissen im Bereich der Naturwissenschaften, Wissensvermittlung und -archivierung, doch scheint sie sich dieses nur bedingt zur Verbesserung der Lebensgestaltung auf der Erde nutzbar machen zu können.[37] Entsprechend wird eine technisch innovative Stadt

36 Solvejg Nitzke (2017), S. 72.

37 Lediglich der rätselhaften Figur Cordula Späth ist es gelungen, sich als *freier Mensch* (vgl. S. 524) diesen Wirkmechanismen zu entziehen, indem sie ihr eigenes Bewusstsein transformiert hat (vgl. hierzu S. 281–283), sprich kollektive Muster und Geisteshaltungen überwunden hat, aus denen destruktives Handeln erwächst. Die Transformation des Bewusstseins, die eine umfassende Freiheit begründet, kann als Bezug auf die buddhistische Erleuchtungslehre gelesen werden. Auch an verschiedenen anderen Stellen des Romans finden sich weitere Referenzen dazu, so unter anderem in der Verwandlung von Lasaras Mutter in einen (Bodhi-)Baum, die Aufrufung des Buddhismusbegründers in Tibet durch die Namensgebung

als *eine begehbare Vorahnung dessen, was Städte einmal sein würden, in hundert oder tausend Jahren* beschrieben. Ihr Sozialgefüge kann jedoch keineswegs als fortschrittlich verstanden werden: *Die Gente hier galten in den anderen Städten als vergnügungssüchtig, arrogant, reichlich nervös, kurz: kultiviert* (S. 39). So mündet auch die verbesserte Kommunikationsfähigkeit der Gente in *Klatschplattformen der Pherinfonportale*, die Informationen über *Parties, Drogendelikt[e], Selbstverstümmelungen* und *Affären* (S. 81) liefern. Die Gente behaupten, durch ihre Fähigkeit zur willentlichen geno- und phänotypischen Veränderung eine sublimierte Sonderstellung innezuhaben; de facto ist ihre Lebensform jedoch primär durch Stasis gekennzeichnet: *Es entstand so eine neue Ordnung, die zufrieden damit war, müde vor sich hin zu glänzen* (S. 19). Hybris und Trägheit werden als Charakteristik der posthumanen Zivilisation gleichermaßen aufgerufen – eine fatale Kombination, wie sich im Verlauf des Romans zeigt. Mitnichten ist der posthumane Zustand als ein utopischer zu bezeichnen. So wird implizit die heteronormativ fundierte Herrschaft des Gentelöwen Cyrus kritisiert, die keinen ›*Antileonismus*‹ (S. 25) duldet und Armut, Gewalt und Erniedrigung anderer Lebensformen hervorbringt.[38]

Im Roman werden Muster des individuellen und kollektiven Verhaltens, aber auch Gesellschaftsstrukturen als Ursachen für die fehlende Neuorientierung in der Krise aufgezeigt. Durch die narrative Darstellung dieser Wirkmechanismen werden sie der kritischen Reflexion zugeführt. Wenn im Roman beispielsweise Affen Experimente mit Menschen durchführen (S. 449), findet nicht nur eine Subversion der bekannten Ordnung statt, es werden auch menschliche Verhaltensmuster der Unterdrückung plakativ kritisiert und Distinktionsmerkmale in Frage gestellt. Die Subjekt-Objekt-Relation umzukehren, kann als Distanzierungsverfahren begriffen werden, das einen neuen Blickwinkel und kritischen Zugriff ermöglicht. Dabei eröffnet die fiktive Rückschau aus der Zukunft eine diagnostisch-reflexive Perspektive mit Wissensvorsprung. Distanzierungs- und Verfremdungseffekte bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Anbindung an bekannte Wissensbestände sind Kerncha-

---

Padmasambhavas und das dreifache »Shantih«, das den Roman beschließt. Eine umfassende Analyse der Buddhismusbezüge in der Gegenwartsliteratur, die sich auch zahlreich in den Werken Poschmanns wiederfinden, muss an anderer Stelle geleistet werden.

38 Ironischerweise wird am Ende des Romans in einer Analepse offenkundig, dass die beschriebene heteronormative Ordnung auf einem Genexperiment gründet, das durch zwei homosexuelle Figuren (mit-)initiiert wurde: »Die gesamte Geschichte der *Abschaffung der Arten* wird als Produkt partialer homosexueller Begehren dargestellt […]. Die wissenschaftlichen, technischen und sozialen Kosmen des Romans zeugen damit von der innerhalb heteronormativer Strukturen marginalisierten (Re-)Produktivkraft homosexuellen Begehrens« (S. 44, Hv. i. O.), sodass die patriarchale Gesellschaftsstruktur des Romans innerhalb der Erzählung mit einer ironisch-kritischen Klammer versehen wird. Ausführlicher dazu Florian Kappeler/Sophia Könemann (2011).

rakteristikum des Romans und erlauben es, die Position des Menschen im planetaren Wirkungsgefüge neu auszuhandeln.[39]

Der Roman ist als Musikstück in vier Sätzen entworfen und erfüllt neben der beschriebenen diagnostisch-reflexiven Funktion somit auch die eingangs angeführte Funktion der kritischen Komposition auf formaler Ebene. Die »sowohl riskante[n] als auch vielversprechende[n] Praktiken«, zu »komponieren und dekomponieren«[40], entfallen dabei gleichermaßen auf Autor und Rezipient_innen des literarischen Stücks. Der Autor komponiert eine Welt, die nach anderen Spielregeln funktioniert, jedoch genügend Referenzen auf die Erfahrungswelt der Rezipient_innen aufweist, um als kritische Spiegelung destruktiver Handlungen zu dienen. Die Rezipient_innen sind ihrerseits durch diese lebensweltlichen Referenzen zu einer (selbst)reflexiven Dekomposition oder auch Dekonstruktion der eigenen Weltsicht aufgefordert. Doch dieses Zusammenspiel »implizier[t] nicht, dass das, was war oder was kommen wird, ausgelöscht werden müsste«, wie Donna Haraway bemerkt.[41] Vielmehr gehe es darum, »das Gewebe aus eigenem Wissen und Wissenswegen [zu] hinterfragen« und so »auf nichtanthropozentrische Differenzen einzugehen«.[42] Daths Roman folgt damit jenem Postulat Haraways: »Wir sind verpflichtet, unser Sprechen in situierten Welten zu beginnen, aber wir müssen nicht länger von einer humanistischen Patrilinie […] ausgehen«.[43]

Ist der Ausgangspunkt des Romans das Kapitel *Contra Naturam*, welches das Ende des humanen Zeitalters thematisiert, so endet er unter der Überschrift *Mach es neu (Finale)*. Darin kommt auch der politische Impetus des Romans zum Ausdruck:

39 Dabei geht es nicht darum, (naturwissenschaftliche) Wissensbestände zu vermitteln, sondern Welten zu komponieren, so der Autor in einem Spiegelinterview: »Es geht halt um Weltentwürfe, nicht um Fachidiotie« (Der Spiegel 5/2009, S. 133).

40 Donna Haraway (2018), S. 141.

41 Ebd., S. 10. Haraway fordert zum titelgebenden *Unruhig bleiben* in unsicheren Zeiten auf, zu einer Anerkennung der Verflechtungen im *Chthuluzän*, einem »Zeitort des Lernens, um die Idee eines responsablen […] gemeinsamen Lebens und Sterbens auf einer beschädigten Erde nicht aufzugeben« (S. 10). Der Weg dahin besteht für sie darin, den Begriff der Verwandtschaft neu zu denken: »Ich möchte mit dem Ausdruck ›sich verwandt machen‹, den Begriff ›verwandt‹ etwas anderes/mehr bedeuten lassen als ›Entitäten, die durch Abstammung oder Genealogie verbunden sind‹« (S. 141). So ist es »höchste Zeit, besser für Arten-als-Gefüge Sorge zu tragen (nicht für Spezies, jede für sich)« (S. 142), wodurch zwar die artspezifischen Grenzen bei Haraway nicht gänzlich aufgehoben sind, eine Hierarchisierung jedoch unterlaufen wird, da alle Lebensformen »Erdgebundene« sind – eine begriffliche Leihgabe Bruno Latours, die das geteilte terrestrische Erbe, die gemeinsame Lebensgrundlage und das daraus erwachsene gemeinsame Schicksal pointiert. Vgl. Bruno Latour (2019): »Alle – nahe[n] wie fernen – Lebewesen zusammen sind, wie Untersuchungen, wie Erfahrung, Gewohnheit, Kultur belegen, für das Überleben eines Erdverbundenen unentbehrlich« (S. 111).

42 Donna Haraway (2018), S. 168.

43 Ebd., S. 183.

Es geht nicht darum, den massiven anthropogenen Einfluss als Ausgangspunkt einer planetaren Krise zu leugnen, sondern darum, ausgehend von diesem eine Neuperspektivierung zu leisten, der ein impliziter Auftrag zu einer verantwortlichen Positionierung inhärent ist. Diese geforderte Neuausrichtung muss ebenfalls situiert stattfinden, und zwar im Kontext einer geschichtlichen und gegenwartsbezogenen Auseinandersetzung mit destruktiven Entwicklungen. Am Ende des Romans ist die Erde selbst zu einem terrestrischen Museum geworden, das den Besucher_innen, Nachkommen der Gente, Wissen über historische und kulturelle Begebenheiten vermitteln kann (*Ihr seid Gäste, ihr sollt euch umsehen*, S. 540). Die Figuren haben ihre Rolle der Beherrschenden aufgegeben – »Besuchen ist keine heroische Praxis«, schreibt Haraway –[44], sondern etablieren ausgehend von einer kulturkritischen Auseinandersetzung ein Geschichtsbewusstsein als Grundlage für eine Begründung veränderten Handelns in der Gegenwart[45]: *und damit fingen Leben an, wie es sie nie zuvor gegeben hatte. Shantih shantih shantih* (S. 552).

Fazit: Ein poetischer »Stachel in die Vernunft gesetzt«

Literatur offeriert eigene, gattungsspezifische Formen der Verhandlung von Wissen und Krise. Unter Berücksichtigung des ›Krisenkontexts‹ lohnt der Blick auf poetologische Aussagen, die vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Umbrüche entstanden sind. Nicht nur in Deutschland, sondern etwa auch in Russland war die Literaturlandschaft seit 1989 einer »fundamentalen Umstrukturierung« unterworfen, sodass »[v]or allem der Lyrik […] häufig, vor allem im 20. Jahrhundert und der Gegenwart, eine metareflexive poetologische Ebene eingeschrieben [ist]« und die Lyrik heute »gerade dank des ästhetischen Sonderstatus […] als Teil sozialen, gesellschaftlichen und heute zunehmend auch wieder politischen Handeln begriffen und als intellektueller Freiraum geschätzt [werden kann]«.[46] Dies bedeutet auch, dass Lyrik, auch jenseits des deutschsprachigen Raums, in besonderer Weise von einem engagierten Moment der multiperspektivischen Wissensaushandlung gekennzeichnet ist. Die Dichterin russische Marija Stepanova beschreibt das Potenzial der Lyrik

44 Ebd., S. 181.

45 Auch innerfiktional wird die »wahre Rolle von Wissensquellen wie Wahrnehmung, Erinnerung und Zeugnis« (S. 445) pointiert. Nitzke stellt heraus, dass aus dem »Bild der stillgelegten, musealisierten Erde« keine Rückführung in einen Urzustand abzuleiten sei. Das ›Erdmuseum‹ »enthält die gesamte Vergangenheit des Planeten, seine Natur- und Kulturgeschichte« (S. 80). Nitzke versteht die Erde als in einen statischen Zustand versetzt, der lediglich erforscht werden kann. Dies bedeutet aber keineswegs ein postuliertes Ende aller Entwicklungsprozesse, denn »[d]amit wird […] markiert, dass die Geschichte nur auf der Erde selbst zu Ende gegangen ist, anderswo geht sie weiter« (S. 81). Ausführlicher Solvejg Nitzke (2017).

46 Henrieke Stahl und Hermann Korte (2016), S. 29 und S. 18f.

in einer metapoetischen Reflexion und konstatiert, dass Gedichte ungeachtet ihrer Vielstimmigkeit versuchen können, »für eine Hypothese zu zeugen oder diese zu widerlegen«, eine Hypothese, die sie als »lebenslangen Stachel[,] in die Vernunft gesetzt« beschreibt. Allen Gedichten ist demnach ein gemeinsamer Bezugspunkt zu eigen, der auf eine Transformation des Ist-Zustandes ausgerichtet ist: Auf diese Weise »formen sich um das Loch in der Realität fiktive Poetiken. Ihre Sache ist es, die in die Erde eingewachsenen Pflastersteine persönlichen Schmerzes umzuwenden und so zu machen, dass unter ihnen lebendiges Wasser fließt. Wenn es denn klappt«.[47] Wohnt dem Schmerz bei Kant ein Moment der (Neu-)Ausrichtung, ausgelöst durch eine (Selbst-)Bewusstwerdung des Menschen inne, und gewinnt der Schmerz als »Stachel der Thätigkeit« damit transformatorische Kraft, so entsteht diese bei Stepanova aus einem ästhetisch-programmatischen Moment der Gedichte, das abseits eines rein rationalen Zugriffs liegt. Auf diese Weise kann es in der lyrischen Auseinandersetzung laut der Dichterin gelingen, »Pflastersteine persönlichen Schmerzes umzuwenden«. Darunter mag ein kollektives Entwicklungspotenzial liegen, das nur durch verschiedene Zugriffe (mittels »Kettchen der Verzweigung und Ersetzung«), Distanzierungsverfahren (»des aus sich und der Welt Heraustretens«) und einen Perspektivwechsel (»von der Seite sprechen, mit der gleichgültigen Teilnahme eines Außenseiters«) freigesetzt werden kann. Die Lyrik besitzt in ihrer verdichteten Form Verweischarakter über den »geschlossenen Raum« hinaus und fordert die Rezipient_innen auf, Bedeutungsschichten des Gedichts im hermeneutischen Akt freizulegen und zu vertiefen. Literaturwissenschaft, als kritische Praxis verstanden, kann hierfür das methodische Rüstzeug liefern.

Während die Lyrik primär durch ästhetische Verdichtung charakterisiert ist, operiert der Science-Fiction-Roman an der Grenze zwischen kritischer Diagnostik und Zukunftsentwürfen. Dabei werden die kulturelle Konstruktion von Wissen, Konsequenzen von Grenzüberschreitungen und daraus resultierende ethische Fragestellungen narrativ verhandelt. Die Rezipient_innen sind in einem umfassenden Verweisnetz von Wissensbeständen des kulturellen Gedächtnisses ebenso wie des naturwissenschaftlichem Diskurses stets zu einer reflexiven Neuorientierung im Nicht- oder Halbwissen aufgefordert. Gattungsübergreifend kann die Literatur eine kritische Reflexion krisenkonstitutiver Phänomene und Muster begünstigen, indem sie diese diagnostisch aufzeigt oder ihre Ursachen innerliterarisch zur Diskussion stellt. Auf diese Weise kann Literatur Einfluss auf den bestehenden Diskurs nehmen und ein transformatives Potenzial entfalten. Verfahren, die dies ermöglichen, sind die Rekontextualisierung und fiktive Erweiterung von Wissensbeständen, die Verdichtung von Erkenntnissen in Sprachbildern ebenso wie ihre Einbettung in narrative Strukturen als Interpretationszusammenhänge. Die

47 In der Übersetzung zit.n. Henrieke Stahl (2020), S. 212. Im Original vgl. Marija Stepanova: Против лирики (2017), S. 432f.

fiktiven Räume der Literatur erlauben es dabei ferner, nicht-menschliche Akteur_innen in den Mittelpunkt zu stellen, anthropozentrische Blickpunkte explizit oder implizit zu markieren und damit zur Diskussion zu stellen. Auf diese Weise entstehen Denkräume, die neue Formen der kritischen Auseinandersetzung mit der vom Menschen verursachten Gegenwartskrise ermöglichen. Irritationen, die durch innovative Formen der Verknüpfung erzeugt werden, laden dazu ein, neue Blickpunkte auf Bekanntes einzunehmen. Die literarischen Mücken können eben als eine solche Irritation gelesen werden, die zu einer nachhaltigen Auseinandersetzung der Rezipient_innen mit den in der Literatur verhandelten Themen führen kann. Im besten Fall fungiert der Text demnach als ›poetischer Stachel‹ und versetzt seinen Lesenden einen Stich, der im Gedächtnis bleibt und über die Lektüre hinaus kritisch-reflexive Wirkung entfaltet.

Literatur

Bayer, Anja, und Daniela Seel. 2016. *All dies hier, Majestät, ist deins. Lyrik im Anthropozän*. Berlin [u.a.]: Kookbooks.

Brecht, Bertolt. 1998. *Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Bd. 14: Gedichte* 4. Hrsg. von Jan Knopf und Werner Hecht. Darmstadt: Suhrkamp.

Crutzen, Paul J. 2011. *Das Raumschiff Erde hat keinen Notausgang – Energie und Politik im Anthropozän*. Berlin: Suhrkamp.

Dath, Dietmar. 2008. *Die Abschaffung der Arten*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Dürbeck, Gabriele. 2015. Das Anthropozän in geistes- und kulturwissenschaftlicher Perspektive. In *Ecocriticism. Eine Einführung*. Hg. von Gabriele Dürbeck und Urte Stobbe. Köln: Böhlau, 107 –119.

Dürbeck, Gabriele. 2018. Narrative des Anthropozän – Systematisierung eines interdisziplinären Diskurses. In *Kulturwissenschaftliche Zeitschrift* 3(1): 1–20. https://doi.org/10.2478/kwg-2018-0001.

Friedrich, Hans-Edwin. 2017. Kein Bewispern von Nüssen und Gräsern. Jan Wagners »versuch über mücken«. In *Gedichte von Jan Wagner. Interpretationen*. Hg. von Christoph Jürgensen und Sonja Klimek. Münster: Mentis, 229–240.

Gedichte 4. Hg. von Jan Knopf und Werner Hecht. Darmstadt: Suhrkamp.

Hammer, Annika, Armen Hesse, Friederike Reents et al. 2022. Literaturwissenschaften. In *Umwelt interdisziplinär Grundlagen – Konzepte – Handlungsfelder*. Hg. von Thomas Meier, Frank Keppler, Ute Mager, Ulrich Platt und Friederike Reents. Heidelberg: HeiUp (im Erscheinen).

Haraway, Donna. 1995. Ein Manifest für Cyborgs Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften. In *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*. Hg. von Carmen Hammer und Immanuel Stieß. Frankfurt a.M. [u.a.]: Campus, 33–72.

Haraway, Donna. 2018. *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*. Frankfurt [u.a.]: Campus.

Heise-von der Lippe, Anja, und Russel West-Pavlov. 2018. *Literaturwissenschaft in der Krise. Zur Rolle und Relevanz literarischer Praktiken in globalen Krisenzeiten*. Tübingen: Narr Francke Attempto.

Horn, Eva, und Hannes Bergthaller. 2019. *Anthropozän zur Einführung*. Hamburg: Junius.

Kant, Immanuel. 1869. Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. In *Philosophische Bibliothek oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit*; *Bd. 14*. Hg. nach der zweiten Auflage [1800] von Julius H. Kirchmann. Berlin: Heimann.

Kant, Immanuel. 1998. *Kritik der reinen Vernunft*. Hg. nach der ersten und zweiten Originalausgabe von Jens Timmermann. Hamburg: Felix Meiner.

Kappeler, Florian, und Sophia Könemann. 2011. Jenseits von Tier und Mensch. Science, Fiction und Gender in Dietmar Daths Roman ›Die Abschaffung der Arten‹. In *ZfM_Zeitschrift für Medienwissenschaft* 4(1): 38–48. https://doi.org/10.1524/zfmw.2011.0004.

Kluge, Friedrich. 2002. *Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache*. Bearbeitet von Elmar Seebold. Berlin [u.a.]: De Gruyter.

Latour, Bruno. 2019. *Das terrestrische Manifest*. Berlin: Suhrkamp.

Leinfelder, Reinhold. 2019. Das Anthropozän – Die Erde in unserer Hand. In *Das Anthropozän im Diskurs der Fachdisziplinen*. Hg. von Elke Schwinger. Marburg: Metropolis, 23–46.

Lovelock, James. 2007. *Gaias Rache: Warum die Erde sich wehrt*. Berlin: List.

Maran, Timo, und Kalevi Kull. 2014. Ecosemiotics: Main Principles and Current Developments. In *Geografiska Annaler: Series B, Human Geography* 96(1): 41–50. https://doi.org/10.1111/geob.12035.

Mastrandrea, Michael D., und Stephen H. Schneider. 2011. Vorbereitung auf den Klimawandel. In *Das Raumschiff Erde hat keinen Notausgang – Energie und Politik im Anthropozän*. Hg. von Paul Crutzen. Berlin: Suhrkamp, 11–59.

Nitzke, Solvejg. 2017. Animal Spirits Unleashed. Kapitalitische Monster in Dietmar Daths ›Die Abschaffung der Arten‹. In *ZfK_Zeitschrift für Kulturwissenschaften* 11(2): 71–84. https://doi.org/10.14361/zfk-2017-0207.

Poschmann, Marion. 2016. *Geliehene Landschaften*. Berlin: Suhrkamp.

Poschmann, Marion. 2020. *Nimbus. Gedichte*. Berlin: Suhrkamp.

Reents, Friederike, Ulrike Gerhard und André Butz. 2022. Kippen, Sich Einrichten und Deuten. Geokritische Poetiken des Anthropozän in interdisziplinärer Lesart. In *Anthropozäne Literatur. Poetiken – Genres – Lektüren*. Hg. von Gabriele Dürbeck, Simon Probst und Christoph Schaub. Berlin: Metzler/Springer (im Druck).

Reents, Friederike. 2020. Ruderalliteratur. Vom Schreiben über Grenzräume im Anthropozän. In *B/ordering the Anthropocene: Interand transdisciplinary perspectives on nature-culture relations*, ed. by Antje Bruns und Rebekka Kanesu, UniGR-Borders

in Perspective, Themenheft Vol. 5, 58–69. https://doi.org/10.25353/ubtr-xxxx-2ef3-07f3.

Reents, Friederike. 2021. Blühende Räume. Über die Möglichkeiten ruderalliterarischer Schreibweisen am Beispiel von Ann Cotten. In *Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte* 115(4): 405–434.

Sartre, Jean-Paul. 1950. *Was ist Literatur? Ein Essay*. Hamburg: Rowohlt.

Saudners, Timothy 2008. *Bucolic Ecology. Virgil's Eclogues and the Environmental Literacy Tradition*. London: Duckworth.

Schwägerl, Christian. 2012. *Menschenzeit. Zerstören oder Gestalten? Wie wir heute die Welt von morgen erschaffen*. München: Goldmann.

Stahl, Henrieke, und Hermann Korte. 2016. Einleitung. In *Neuere Lyrik. Interkulturelle und intersdisziplinäre Studien. Bd. 2. Gedichte schreiben in Zeiten der Umbrüche. Tendenzen der Lyrik seit 1989 in Russland und Deutschland*. Hg. von Dmitrij Bak, Hermann Korte, Hiroko Masumoto, Stepahie Sandler und Henrieke Stahl. Leipzig: Biblion Media.

Stahl, Henrieke. 2020. Neuere russischsprachige Versepik und die Subjektproblematik. In *Forcierte Form Deutschsprachige Versepik des 20. und 21. Jahrhunderts im europäischen Kontext*. Hg. von Kai Bremer und Stefan Elit. Berlin: Metzler/Springer, 189–220.

Steffen, Will, Paul Crutzen und John R. McNeill. 2007. The Anthropocene: Are Humans Now Overwhelming the Great Forces of Nature? In *Ambio* 36(8): 614–621. Dordrecht: Springer. https://doi.org/10.1579/0044-7447(2007)36[614:TAAHNO]2.0.CO;2.

Trischler, Helmuth. 2016. Zwischen Geologie und Kultur. Die Debatte um das Anthropozän. In *All dies hier, Majestät, ist deins. Lyrik im Anthropozän. Anthologie*. Hg. von Anja Bayer und Daniela Seel. Berlin: Kookbooks, 269–286.

Uexküll, Jakob Johann von. 2014. *Umwelt und Innenwelt der Tiere*. Hg. nach der zweiten Auflage [1921] von Florian Mildenberger und Bernd Herrmann. Berlin [u.a.]: Springer.

Wagner, Jan. 2014. *Regentonnenvariationen. Gedichte*. Berlin: Hanser.

Wagner, Jan. 2017. *Der verschlossene Raum. Beiläufige Prosa*. München: Hanser.

Zapf, Hubert. 2008. Kulturökologie und Literatur. Ein transdisziplinäres Paradigma der Literaturwissenschaft. ln ders. (Hg.): *Kulturökologie und Literatur. Beiträge zu einem transdisziplinären Paradigma der Literaturwissenschaft*. Heidelberg: Winter, 15–44.

Zemanek, Evi. 2015. Bukolik, Idylle und Utopie aus Sicht des Ecocriticism. In *Ecocriticism. Eine Einführung*. Hg. von Gabriele Dürbeck und Urte Stobbe. Köln [u.a.]: Böhlau, 187–204.

Zemanek, Evi. 2018. *Ökologische Genres.* Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Weitere Quellen

Anderl, Sibylle. 2017. *Die Spuren vergangener Kometen* (F.A.Z, 23. Juni 2007). https://www.faz.net/aktuell/wissen/weltraum/die-rosetta-sonde-lueftet-das-irdische-xenon-raetsel-15068226.html. Zugegriffen: 16. Juni 2021.

Dath, Dietmar. 2009. *Schreiben, wie die Welt sein sollte* (Der Spiegel, 5/2009). https://magazin.spiegel.de/EpubDelivery/spiegel/pdf/63806970. Zugegriffen: 16. Juni 2021.

https://rosettaproject.org/. Zugegriffen: 16. Juni 2021.

Reents, Friederike. 2022. *Mensch, hau ab! Nikolai Vogels Anthropozän-Gedichte als Beispiele neu engagierter Lyrik* (F.A.Z, 15. März 2022).

Krisenpraktiken und Praktiken in der Krise

Wissen über Menschen mit Behinderung in der Krise[1]
Mobilität und Aktivismus nach den Polio-Epidemien

Robert Stock

Abstract

*Was unter »Behinderung« zu verstehen ist, war – zumindest aus Sicht der Medizin – bis vor einigen Jahrzehnten noch recht eindeutig zu definieren. Ab der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erfuhr die biomedizinische Bestimmung eines körperlichen oder kognitiven Defizits im Zuge einer erstarkenden Behindertenrechtsbewegung jedoch zunehmend Kritik, die auch zu wichtigen Verschiebungen durch das soziale wie auch kulturelle Modell von Behinderung führte. Heute, knappe zehn Jahre, seitdem die UN-Behindertenrechtskonvention in Deutschland in Kraft getreten ist, setzen sich Aktivist*innen nach wie vor dafür ein, dass ihr Erfahrungswissen und die damit verbundenen Existenzweisen als integraler Teil einer diversen Gesellschaft anerkannt werden. Mit Blick auf historische Beispiele im Kontext der Polio-Epidemien (1930er bis 1950er Jahre) sowie deren Folgen und medizintechnischen Konsequenzen argumentiert dieser Beitrag, Krisen des Wissens um die Phänomene Behinderung und Assistenztechnologien eingehender zu problematisieren, um deren Implikationen für Mobilitätspraktiken und die Behindertenrechtsbewegungen in den USA und Deutschland zu beschreiben.*

Einleitung

Vor dem Hintergrund der Corona-Pandemie, die seit 2020 radikal Alltag und Lebensbedingungen verändert hat, politische Debatten auslöste und globalisierten technowissenschaftlichen Prozessen in Bezug auf Immunisierungsstrategien Schub gibt, erscheint ein Rückblick auf die Nachwirkungen der Polio-Epidemien der 1930er bis 1950er Jahre als Angelpunkt von Gesundheit, medizinischer und sozialer Wissensproduktion sowie politischen Agenden als interessant und ange-

1 Ich bedanke mich bei den anonymen Gutachter*innen und Andie Rothenhäusler für Hinweise und Kommentare zur früheren Version dieses Beitrags. Der Beitrag hat sehr von diesem Feedback profitiert.

bracht.[2] Poliomyelitis-Epidemien gab es in den USA und Europa seit dem Ende des 19. Jahrhunderts in regelmäßigen Abständen.[3] Hauptsächlich waren Kinder – und in den 1940er bis 1950er Jahren auch Jugendliche – betroffen, was u.a. auch dazu führte, dass Familien zeitweise massenhaft die US-amerikanischen Städte verließen. Der Virus befällt das Rückenmark und die Zellen, die die motorischen Fähigkeiten steuern, auch die Atmungsfunktion. Polio-Überlebende verbrachten oft längere Zeiten in Rehabilitationseinrichtungen[4] bzw. Krankenhäusern und wurden bei akuten Fällen mittels »eiserner Lungen« beatmet. Genesene mit erheblichen Lähmungen mussten teilweise in eisernen Lungen in Kliniken verbleiben. Mehrheitlich konnten Überlebende ihre eingeschränkte Mobilität durch Gehhilfen oder Rollstühle erweitern, die jedoch mit gesellschaftlichen Stigmatisierungen verbunden waren.[5]

Aus medizinhistorischer Perspektive werden mit Blick auf die »Kinderlähmung«, wie die Krankheit bis in die 1960er Jahre bezeichnet wurde, oft die technologischen Entwicklungen, etwa in Bezug auf Beatmungstechniken und -geräte, in den Vordergrund gerückt. Dagegen erleben die weitreichenden Implikationen dieser Apparaturen für das Konzept des Normalkörpers und die Vermessung der ›normalen‹ Atemfunktion erst seit kurzem eine genauere Aufarbeitung in der Forschung. Dadurch geraten auch die Auswirkungen der Polio-Krise auf medizinische Deutungen von körperlicher Differenz in den Blick (zu England vgl. McGuire 2020: 174ff.). Des Weiteren – und ebenso bedeutsam für die aktuelle Forschung – ist der Umstand, dass Forscher*innen der kritischen Disability Studies und Design-Forschung zunehmend auch die Perspektive jener Menschen berücksichtigen, die selbst von einer Polio-Erkrankung betroffen waren, und damit auch deren Wahrnehmungen, Erfahrungen und Alltag mit den entsprechenden Medizintechnologien Aufmerksamkeit verschaffen: Bess Williamson (2012), Wilson (2005, 2009) und McGuire (2020) erarbeiten wichtige Erkenntnisse bezüglich des Wissens, das Polio-Überlebende aus ihrem Leben mit Maschinen generierten. Diese Forschung hebt zugleich das kreative Potenzial behinderter Menschen hervor, die Rehabilitationsmaßnahmen oder Medizintechnologien nicht rigoros ablehnen, ihnen jedoch

2 Der Zusammenhang der gegenwärtigen Pandemie und der Polio-Epidemien liegt nahe und wird exemplarisch deutlich durch Paul Alexander: Er ist eine der letzten Personen, die nach ihrer Polio-Erkrankung in einer »eisernen Lunge« leben und nicht mit so einer (erneut) lebensbedrohlichen Viruskrankheit wie SARS-Cov-2 gerechnet haben (Rodriguez McRobbie 2020).

3 Gould (1995) berichtet etwa von einer, die 1916 für ca. 29.000 Erkrankungen und 6.000 Tote verantwortlich war.

4 Zur Rehabilitationseinrichtung Warm Springs, Georgia, die 1926 von Franklin D. Roosevelt gegründet wurde vgl. Wilson (2021).

5 In den 1980er Jahren kam es bei vielen Überlebenden zum Post-Polio-Syndrom, das sich negativ auf ihren Gesundheitszustand auswirkte. Vgl. Wilson (2005); Oshinsky (2005).

kritisch gegenüberstehen und mit Strategien des »tinkering« (Bastelns) begegnen, um sie entsprechend ihrer Bedürfnisse selbst zu modifizieren, wie es Aimi Hamraie und Kelly Fritsch (2019) hervorheben.[6] Anschließend an diese Untersuchungen, die sich vor allem auf die Situation in den USA konzentrieren, werde ich im Folgenden Polio-Wissen und kreative Strategien behinderter Aktivist*innen im Sinne einer neueren Disability History auch für den deutschsprachigen Kontext erarbeiten. Beginnen werde ich mit einem genaueren Blick auf den Forschungsstand.

In der Erforschung von Poliomyelitis und den umfassenden Folgen der durch den Polio-Virus verursachten Epidemien lassen sich in der medizingeschichtlichen Wissensproduktion drei Schwerpunkte ausmachen: Erstens geht es um die damit verbundenen medizintechnischen Entwicklungen. Zu nennen ist hier die sogenannte »eiserne Lunge« (Lawrence-Mackey 2020), ein Unterdruckbeatmungsgerät für infolge der Viruserkrankung nahezu vollständig bewegungsunfähige Personen. Zentral ist die Erfindungs- und Technikgeschichte der eisernen Lunge sowie deren Bedeutung als ambivalente lebensverlängernde Maßnahme bzw. signifikantes Element in der Geschichte der Beatmungsmedizin (Maxwell 1986; Rothman 1997; Stuke u.a. 2020).[7] Ebenso wurde der Patentstreit untersucht, der sich zwischen den Entwicklern Philip Drinker, Jouis A. Shaw und John Haven Emerson in den 1920er Jahren entfachte. Letzterer hatte die Maschine basierend auf Drinkers und Shaws Entwürfen weiterentwickelt, sodass diese effektiver funktionierte, günstiger herzustellen war und ein deutlich leichteres Gewicht aufwies (Dhawan 2020).

Zweitens widmet sich die historische Einordnung von Poliomyelitis auch der systematischen Erforschung von Impfstoffen, dem Entstehen einer industriellen Impfstoffproduktion und -ökonomie sowie der Etablierung von Impfkampagnen gegen die Krankheit nach Ende des zweiten Weltkriegs. Der Immunologe Jonas Salk entwickelte 1955 den ersten Polio-Impfstoff (Llanas 2014). 1960 gelang es Albert Sabin, die Polio-Schluckimpfung mit abgeschwächten lebenden Viren auf den Markt zu bringen (Jütte 2020). Ein nennenswertes Ereignis in der Geschichte der Immunisierung (Thießen u.a. 2017) ist das Impf-Desaster von 1955, bei dem nicht abgetötete Viren in den von den Cutter Laboratories in Berkeley produzierten Salk-

---

6 Während die Bezeichnung »behinderte Menschen« häufig von Personen verwendet wird, die sich selbst als behindert identifizieren, bezieht sich »Menschen mit Behinderung« auf einen Diskurs, wie er im Rahmen der UN-Behindertenrechtskonvention (UN-BRK) mit Blick auf die Menschenrechte formalisiert wurde. Die Diskussion über diese Bezeichnungen ist jedoch nicht abgeschlossen. Im Folgenden werde ich beide Formulierung verwenden.

7 Es entstand auch ein spezifisches Wissen über die Pflege von Beatmungspatient*innen. Dieses Wissen eigneten sich vor allem Krankenschwestern an, die sich um solche Patient*innen kümmerten. Dabei ging es allerding nicht nur um das Wohlbefinden der in der Maschine befindlichen Personen. Vielmehr mussten auch die Maschinen betreut werden: »The iron lung created a shared technological bond between nurses and patients, a nexus for caring […]« (Dunphy 2001: 25).

Impfstoff gelangten. Folgenreich war dies nicht nur für die geimpften Personen, sondern auch generell und langfristig für die Impfstoffentwicklung, -testung und -produktion durch pharmazeutische Unternehmen (Offit 2008). Außerdem ist die globale Initiative der *World Health Organization* (WHO) zu nennen, in deren Rahmen seit 1988 versucht wird, die Krankheit Polio durch Impfkampagnen zum Verschwinden zu bringen (Abraham 2018).

Drittens gibt es eine Reihe historischer Untersuchungen, die sich den gesellschaftlichen und sozialen Auswirkungen dieser Epidemien sowie den Diskussionen um die geeigneten Methoden der Rehabilitation für die Überlebenden widmen (Paul 1971; Gould 1995; Oshinsky 2005; Rogers 2014). Die Disability History (vgl. Rembis, Kudlick, Nielsen 2018; Linker 2013) hat sich zudem mit den kulturellen und körperpolitischen Konsequenzen der Polio-Epidemien befasst, um die schwierigen Lebenswirklichkeiten von Polio-Überlebenden aufzuarbeiten, die oft isoliert in häuslichen Settings verblieben oder in staatlichen Institutionen unter fragwürdigen Zuständen untergebracht wurden.[8] Analysiert wurde beispielsweise die US-amerikanische Wohlfahrtskampagne »March of Dimes«, ihre Rhetorik sowie die angewandten visuellen Strategien (Longmore 2016). Untersucht wurde zudem die Aneignung der von der Mehrheitsgesellschaft stigmatisierten Hilfsmittel durch Polio-Überlebende und der Anspruch, diesen wieder das Gehen zu ermöglichen (Wilson 2005, 2009; Altenbaugh 2015). Weitere Untersuchungen problematisierten aktivistische Bewegungen von Polio-Überlebenden der 1930er Jahre und deren Kritik an medizinischen Rehabilitationsmodellen – vor der Gründung der National Foundation for Infantile Paralysis (NFIP) 1937 (Rogers 2007). Im Mittelpunkt meines Artikels stehen an diese Studien anknüpfend die interdependenten politischen Praktiken Polio-Überlebender, die ihr Engagement mittels menschlicher Assistenz, portabler Beatmungsmaschinen und elektrischer Rollstühle realisieren konnten. Mein Fokus liegt auf Polio-Überlebenden, ihrem Erfahrungswissen sowie dem Verhältnis von körperlicher Differenz, medizintechnischen Interventionen und politischem Engagement. Gefragt wird nach den Implikationen stationärer und mobiler Beatmungsgeräte, wobei letztere im Zusammenhang mit elektrischen Rollstühlen die materielle Grundlage für politische Praktiken bildeten. Es geht darum, die umfassenden Arbeiten zur wissenschaftlichen Wissensproduktion, die sich im Umfeld der Polio-Epidemien im Hinblick auf Technologien des Beatmens und Immunisierens entfalteten, mit einer Perspektive zu ergänzen, die sich dem situierten Wissen von Menschen nach deren Polio-Erkrankung widmet.

8 Obwohl Kinder unter 10 Jahren ein reduziertes Erkrankungsrisiko hatten, war Polio eine gefürchtete Krankheit. Permanente Lähmung trat zwar nur in etwa 3–4 % der Fälle ein. Doch im Verlauf der Jahrzehnte bedeutete dies eine signifikante Zunahmen an Personen, die mit den erheblichen Folgeerscheinungen leben mussten (Dunphy 2001: 7).

Medizintechnik und Hilfsmittel werden folglich nicht als »emblems of paralysis and incapacity« (Wilson 2005: 174) angesehen. Es geht auch nicht darum, sie lediglich als »mechanische ›Freunde‹« (Wilson 2005: 177) zu beschreiben. Vielmehr schließe ich mich Brian Woods und Nick Watson an, die argumentieren:

> »disabled people challenged the medical hegemony and in so doing, reinterpreted the meaning of wheelchairs, and reclaimed them as tools of independence and as political instruments« (2003a).

Lebenserhaltende Beatmungstechnologien und medizinische Hilfsmittel werden diesem Ansatz folgend als »social and political machines« (Woods und Watson 2003b: 178) verstanden, die ein Leben mit/durch Assistenz sowie transformative politische Praktiken ermöglichen. Letztere sind eng mit der Geschichte der Behindertenrechtsbewegung in den USA und Deutschland verknüpft.

Die folgenden Abschnitte skizzieren einige markante Beispiele, mit denen die Bedeutung der situierten, praktischen und verkörperten Wissensbestände im Wechselspiel mit der Materialität medizinischer Hilfsmittel als Möglichkeitsbedingungen für soziale und politische Veränderungen sowie für eine Kritik am medizinischen Verständnis von Behinderung erschlossen werden kann. Ich schlage vor, die durch die Polio-Epidemien ausgelösten Gesundheitskrisen vor dem Hintergrund der Disability History zu perspektivieren und sie dabei nicht nur als Motivation für epistemische Praktiken einzuordnen. Vielmehr geht es um eine sozio-materiell informierte Wissensproduktion und die politischen Effekte des situierten Wissens von Menschen mit Behinderung, die auf Basis ihrer gelebten Erfahrungen (Toombs 1995) einen signifikanten Beitrag zur Entstehung und Weiterentwicklung medizinischer Technologien leisteten und durch ihre selbstbestimmt-interdependente Ko-Existenz mit Maschinen wie der »eisernen Lunge« zu gesellschaftlichen Veränderungen beitrugen. Interdependenz ist eine essentielle Dimension des Konzepts des »independent living« (selbstbestimmten Lebens, vgl. Longmore 2003: 111–114)[9]. Es geht darum, dass behinderte Menschen ein eigenständiges Leben führen und die dafür benötigte Assistenz nach ihren Bedarfen selbst organisieren können, unabhängig von institutionellen Vorgaben. Nach Hamraie und Fritsch (2019: 12) handelt es sich bei dem Konzept des »Selbstbestimmt Leben« um eine »politische Technologie«, wobei den Forschenden zufolge aber der Aspekt der Interdependenz hervorzuheben ist und die politische Dimension technowissenschaftlicher Entwicklungen in den Vordergrund gerückt wird:

---

9 In den 1970er Jahren prägten behinderte Aktivist:innen in Berkeley das Konzept des »independent living«, bei dem auf Pflege angewiesene Personen individuell in die Lage versetzt werden, zu Hause selbst Assistenzdienste zu beauftragen, über diese zu entscheiden und sich somit nicht institutionellen Ordnungen fügen zu müssen.

> »While the movement was critical of rehabilitation as a field of expert knowledge, it did not refuse the language or tools of rehabilitation outright. In addition to appropriating the term *Independent Living* to promote a disability politics of interdependence, the movement understood technoscience as a site of politicized resistance and regularly used hacking and tinkering practices as the basis of disability organizing.« (ebd., Hervorheb. im Orig.)

Mit »politics of independence« wird folglich ein Phänomen der Technowissenschaft kritisch in den Mittelpunkt gerückt, das relationale Verbindungen von Körpern, Umgebungen und Devices sowie materiell-diskursive Verstrickungen schafft, die kontinuierlich durch Konflikte, Aushandlungsprozesse, Access Work und Kreativität herausgearbeitet werden. Dies wird im Folgenden durch Beispiele aus dem Vereinigten Königreich, USA und Deutschland erörtert. Diese vorläufige Analyse ist nicht systematisch angelegt und stellt auch keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Vielmehr zeichne ich in exemplarischer Weise jene Verknüpfungen von Mobilität und Aktivismus nach, die sich aus einem intensiven Zusammenleben mit Assistenztechnologien ergaben.

Erfahrungswissen, modifizierte Assistenztechnologien und mobile Aktivist*innen

Rollstühle mit Beatmungsgeräten und RESPOnauten

Die orts- bzw. Klinik-gebundene Pflege von Polio-Überlebenden änderte sich im Vereinigten Königreich etwa im Verlauf der 1950er Jahre durch transportablere Geräte, die den Patient*innen ein Leben mit maschineller Beatmung zu Hause erlaubten (Barr 2010). Frühe Apparate wie der Bragg-Paul Pulsator konnten sich trotz ihrer Vorteile als portable, semi-mechanische Beatmungstechnologie in den 1930er Jahren gegenüber klinischen Lösungen zunächst nicht durchsetzen (McGuire 2020: 179ff.). Während die klinische Versorgung nach dem Zweiten Weltkrieg zum Standard wurde (ebd.: 190), gab es unter den Behandelten auch Initiativen, diese Situation zu ändern. Ein Beispiel für eine solche Bewegung aus der Klinik heraus war Robin Cavendish, der 1958 in Kenia an Polio erkrankte und fortan gelähmt war – also ungefähr zu der Zeit, als Impfkampagnen gegen Polio begannen.[10] Mit Unterstützung

10 Über Cavendishs Wirken ist bislang nur wenig bekannt. Ein Biopic, Andy Serkis' Regiedebüt, mit dem Titel BREATHE setzt sein Leben 2017 ins Bild. Die Materialität von Polio-Praktiken änderte sich mit Cavendishs Aktivitäten signifikant. Neue Mobilitätspraktiken bildeten eine der Grundlage für die Disability Rights Bewegung in England (Ginn 2017), die die behindernden Effekte von Architektur, Infrastrukturen, Bildungseinrichtungen und Stigmata kritisierte und verändern wollte.

eines befreundeten Wissenschaftlers, Ted Hall, und dessen Firma Littlemore Scientific Engineering setzte Cavendish zu Beginn der 1960er Jahre seine Idee um, einen Rollstuhl zu bauen, der zusätzlich mit einem portablen Atemgerät ausgestattet war. Dadurch wurden zwei Hilfsmittel auf eine neue Weise miteinander in Beziehung gesetzt: Beatmungstechnologien und Hilfsmittel für Mobilität wurden eng miteinander verschränkt. Die Dichotomie von klinischer oder häuslicher Unterbringung wurde nachhaltig verschoben, da sich die Verknüpfung portabler Beatmungsgeräte und Rollstuhl langfristig durchgesetzte. In der Folge konnte sich die interdependente Lebensweise von Polio-Überlebenden ebenso außerhalb von Klinik und eigenem Zuhause entfalten – was diesen eine größere Mobilität erlaubte und sich auch auf die Möglichkeiten aktivistisch-politischer Praktiken auswirken sollte.

Zum Rollstuhl mit portablem Beatmungsgerät kam später das sogenannte »Possum-Modell« – abgeleitet von »Patient operated selector mechanism« (Copeland 1974: 10) – hinzu: Dieses pneumatische und mundgesteuerte System wurde durch Unterstützung des Polio Research Fund und mit Ingenieuren wie auch Wissenschaftler*innen des National Spinal Injuries Centre am Stoke Mandeville Hospital entwickelt (Maling 1974: 25; Silver 2019) – vor allem war der Ingenieur Reginald Maling beteiligt. Maling begriff angesichts eines rhodesischen Polio-Patienten, dass »the mouth is a good pneumatic control device« (1974: 22; vgl. Bates und Pellow 1966; Maling 1974; Howlett et al. 1981; Julie 2001: 249). Im Rahmen eines Pilotprojekts wurde auch ein Rollstuhl-Prototyp mit einem Steuergerät versehen, um Elemente in der Umgebung elektronisch zu aktivieren. So konnte etwa die Koordinationsbox des Possums verwendet werden, um zu telefonieren, den Fernseher einzuschalten oder die Zentralheizung einzustellen (vgl. Maling 1974; Oaksey 2001). 1975 wurde Cavendish für seine Arbeit für Menschen mit Behinderung mit dem Most Excellent Order of the British Empire (MBE) ausgezeichnet. In dieser Zeit gründete er mit dem Polio-Spezialisten Dr. G. T. Spencer von der Lane-Fox Unit am St. Thomas' Hospital in London die Wohltätigkeitsorganisation »Refresh«, um Geld für den Bau und die Ausstattung einer Feriensiedlung für Polio-Überlebende aufzubringen.[11] Dies bedeutete einen signifikanten Gewinn für diese und ihre Familien, da die Einrichtung spezifische Voraussetzungen für gemeinsame Urlaube bot und so die kulturellen Teilhabemöglichkeiten erweiterte.

Eine weitere Aktivistin, die an der Entwicklung von Assistenztechnologien beteiligt war, war die Britin Ann Armstrong, die den Begriff »Responaut« einführte. Sie verglich damit Beatmungspatient*innen mit Astronaut*innen: »Like them [astronauts] I lived a restricted life in a tiny space and depended totally on machinery

11 Das Netley Waterside House eröffnete 1977 und gab den sog. Responauten – also Polio-Überlebenden – und ihren Familien die Möglichkeit, Ferien an der Südküste Englands zu verbringen. Vgl. Lennon 2017; Anonym o.D. sowie http://oxonblueplaques.org.uk/plaques/cavendish.html, heute CS Disabled Holidays.

for my communications and air supply« (Armstrong: 216).[12] Armstrong erkrankte 1955 an Polio und lebte danach mit eingeschränkter Bewegungs- und Atemfähigkeit. Durch ihren politischen Aktivismus schärfte sie das gesellschaftliche Bewusstsein für die Herausforderungen, mit denen Menschen mit Lähmungen und Behinderungen leben. Sie setzte sich dafür ein, dass diese Menschen ein selbstbestimmteres Leben führen konnten und – dies war entscheidend – zu Hause leben durften, entgegen der damals standardmäßigen Unterbringung in Institutionen (vgl. McGuire 2020: 179). 1965 war Armstrong maßgeblich an der Gründung der Wohltätigkeitsorganisation »Invalids at Home« beteiligt, die Ziele des »independent living« für Polio-Überlebende auf praktischer Ebene zu verwirklichen versuchte. Zu ihren Tätigkeiten zählte zudem die Herausgabe der Zeitschrift RESPOnaut (1963–1989). Das Magazin stellte eine wichtige Plattform dar, die einen Austausch zwischen Menschen mit Behinderungen über das Vereinigte Königreich hinaus ermöglichte. Sie schrieben darin über eigene Erfahrungen, teilten ihr Wissen und thematisierten Initiativen wie die Disabled Income Group (DIG) oder die Union of the Physically Impaired Against Segregation (UPIAS). Dadurch bildete sich eine »vibrant, interactive, inventive community«[13] heraus, die sich mit der britischen Behindertenrechtsbewegung im Austausch befand. Ihr Buch *Breath of Life* (1985) verfasste Armstrong mit Unterstützung eines computergesteuerten Systems: Dem Digital Operation of Rehabilitation + Independence System (D.O.R.I.S.), welches 1984 von dem Ingenieur Alex Blok entwickelt wurde. Es handelte sich um einen Morsecode-Wortprozessor, der mittels eines Controllers mit vier Tasten bedient wurde. Die Rückmeldung in Echtzeit erfolgte über einen leicht verständlichen Sprachsynthesizer, der bei der Eingabe jedes Zeichens eine Sprachrückmeldung gab. Armstrong bediente den Controller mit ihrem rechten Fuß, den sie bewegen konnte.[14]

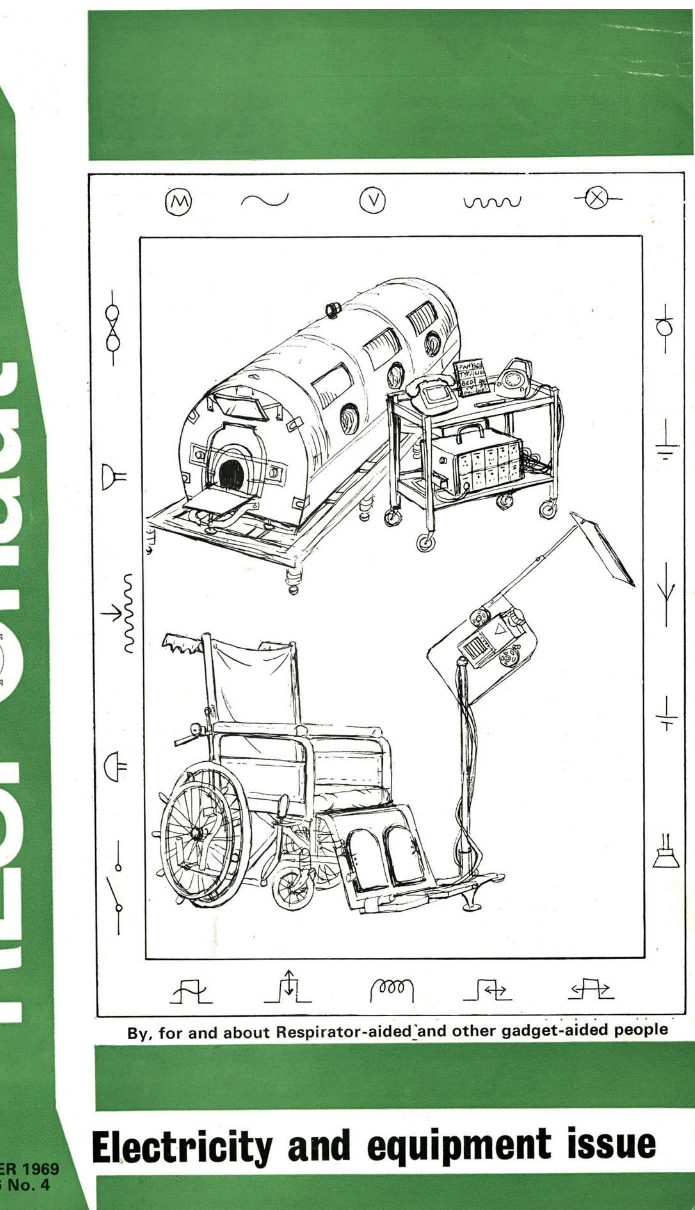
---

12 Die Polio-Überlebenden in der Maschine lernten mit dieser zu atmen. Die Sorge und Angst vor der Maschine wandelten sich, wenn sie notwendig wurde: Atmen und Überleben wurde wieder möglich, wenn sich die gelähmten Personen darin befanden. Immobil und auf eine Pflege rund um die Uhr angewiesen mussten sie sich mit dem maschinellen Beatmungs-Rhythmus anfreunden bzw. von diesem wieder entwöhnt werden, wenn sie die Maschine verlassen und ggf. andere Techniken oder Beatmungsgeräte verwenden sollten. (Wilson 2005) Dazu kommt, dass das Atmen mit der Maschine auch die Artikulationsfähigkeit enorm beeinträchtigte, sodass Patient:innen nicht nur gegen den kontinuierlichen Maschinenlärm anreden mussten, sondern auch teils die Kontrolle über ihre Stimme verloren (Lawrence-Mackey 2020).

13 So formulieren es die Verantwortlichen der Homepage responaut.com. Eine systematische Analyse der Zeitschrift steht jedoch noch aus, um dies differenziert einzuordnen. Vgl. https://responaut.com/index.php/welcome/the-responaut/

14 https://responaut.com/index.php/welcome/machine-aided-living/

Cover der Zeitschrift Responaut Vol. 6 No. 4 (09/1969), Quelle: https://responaut.com/index.php/category/years/1960s/



Die verschiedenen Assistenztechnologien, die Armstrong für ihre Zwecke modifizieren und an ihre Bedürfnisse anpassen ließ, können als Ausdruck einer »Politik der Interdependenz« aufgefasst werden. Diese Initiativen ermöglichten Armstrong nicht nur, ihren Alltag inmitten komplexer Assistenz-Arrangements neu zu justieren, etwa um Tätigkeiten wie Schreiben, Telefonieren usw. in selbstbestimmter Form nachzugehen. Vielmehr wurden durch die interdependente Ko-Existenz mit Maschinen und Technologien auch Voraussetzungen für mobile aktivistische Praktiken generiert, mit denen Armstrong Veränderungen anstoßen und ein gesellschaftliches Bewusstsein für die Belange behinderter Menschen schaffen konnte.

Wegbereitende Hilfsmittel: Ed Roberts

Maßgebliche Impulse für die US-amerikanische Disability Rights-Bewegung lieferte der Aktivist Ed Roberts. Sein Rollstuhl befindet sich heute im National Museum of American History. Er verfügt über einen elektrisch-verstellbaren, orthopädischen Recaro-Sitz, einen Scheinwerfer für nächtliche Fahrten, eine Halterung für das Beatmungsgerät, eine Batterie und eine kleine tragbare Rampe. An einer Seite ist ein Autoaufkleber angebracht, auf dem in lila Schrift, die Buchstabe für Buchstabe größer wird, »YES« steht. Der Rollstuhl wurde dem Museum nach Roberts' Tod 1995 übergeben. Das Hilfsmittel sollte in der Sammlung dieser Institution einen Platz finden, um an Roberts' Verdienste für das Independent Living Movement zu erinnern (Dawson 2015).

Roberts erkrankte 1953 als Jugendlicher an Polio und kehrte nach einem langen Klinikaufenthalt nach Hause zurück. Dort wurde er von seiner Familie und Pflegepersonen betreut. Die Nächte verbrachte er in der eisernen Lunge. Tagsüber konnte er sich durch spezifische Atemtechniken wie das sogenannte »frog breathing« (Brown 2000, 32)[15] – und später mittels portabler Überdruck-Beatmungsgeräte (Bach, Alba u.a. 1987; Stuke u.a. 2020) – auch außerhalb der Maschine aufhalten. Am Schulunterricht nahm er per Audioschalte (Danforth 2020), aber auch stundenweise in Präsenz teil. Seine Mutter setzte sich für seine Schulbildung ein, sodass er die Highschool besuchen und 1962 ein Studium der Politikwissenschaft an der University of California, Berkeley beginnen konnte (Brown 2000). Das große Beatmungsgerät stellte sich bei der Suche nach einer passenden Wohngelegenheit aber auch als Hindernis heraus. Schließlich konnte er – unterstützt durch Pflegepersonal – in einem ungenutzten Teil der Cowell Klinik wohnen, in den bald weitere

15 Bei der Glossopharyngealatmung wird durch Bewegungen der Zunge, der Wangen und des Rachens koordiniert Luft aus dem Mund in die Lunge gedrückt. (Moloney u.a. 2002; Maltais 2011)

Studierende mit Behinderungen einzogen. Vor dem Hintergrund des Cowell Residence Program begann sich eine Gruppe zu formieren, die sich selbst als »Rolling Quads« bezeichnete und damit einen positiven Begriff von Behinderung einführen wollte. Inmitten der Student:innen-Proteste war Roberts politisch in höchstem Maße engagiert. Das schloss die Mitbegründung des Physically Disabled Student's Program (PDSP) und Aktivitäten für das Center for Independent Living (CIL) in Berkeley mit ein. So protestierte er mit anderen CIL-Mitgliedern für die Ausstattung der Telegraph und Shattuck Avenues in Berkeley mit Bordsteinabsenkungen, um so Bürger:innen mit Rollstühlen im innerstädtischen Bereich die eigenständige Mobilität zu erleichtern (Williamson 2012).

Roberts besaß zunächst einen Rollstuhl, der von einer Person geschoben werden musste. Unterwegs nutzte er ein portables, batteriebetriebenes Überdruck-Beatmungsgerät, das an diesem befestigt werden konnte.[16] Trotzdem blieb er auf die Begleitung einer Pflegeperson angewiesen, was er gerade für intimere Treffen als ungünstig empfand. Trotz der gängigen Vorstellung, dass die Steuerung eines elektrischen Rollstuhls mit der ihm verbleibenden Beweglichkeit von zwei Fingern unmöglich sei, blieb Roberts an einer Lösung interessiert:

> »When Roberts fell in love and found the constant company of an attendant incompatible with intimacy, he revisited the idea of a power wheelchair and discovered a simple solution: If the control mechanism were rotated, the controller would need to be pulled backward. That he could do. On his first try, he crashed his wheelchair into a wall. ›But that was a thrill,‹ he recalled. ›I realized that, boy, I can do this.‹« (Dawson 2015)

Der Wunsch nach Zweisamkeit motivierte Roberts, die Steuerung des vorhandenen Elektrorollstuhls so anzupassen, dass er dessen Handhabung selbst bewerkstelligen konnte. Eine Modifikation des Kontrollmechanismus unter Berücksichtigung der Roberts möglichen Körperbewegungen schuf dann die Bedingungen dafür, intime Treffen ohne eine dritte Person zu erleben. Insofern verschob Roberts in Kooperation mit den entsprechenden Technikern die Koordinaten seines Lebens mit Assistenztechnologien. Nötig war dafür ein arbeitsaufwendiger Prozess des Justierens und der Anpassung; in den Worten Miriam Winances: »The adjustment is a work on the links that shape the person and the device, what they are, and what they will be able to do.« (2006: 57) Die neu justierte und interdependente Fortbewegung per Rollstuhl bedurfte zwar eines Lernprozesses, wie aus dem Hinweis auf den Crash und dem selbstironischen Ton Roberts' Zitats zu entnehmen ist. Für ihn scheint dies jedoch ein aufregendes und vor allem lohnenswertes Unterfangen gewesen zu sein, zusammengefasst in der Erkenntnis: »I can do this.«

---

16 https://www.polioplace.org/people/edward-verne-roberts

Doch gingen Roberts' Initiativen weit über seinen persönlichen Alltag hinaus und die »politics of interdependence« (Hamraie und Fritsch) stellen dabei einen zentralen Referenzpunkt dar. Er zeigte mit seinem Engagement, dass Menschen mit Behinderung etwas erreichen und politische Veränderungen anstoßen können – und nicht lediglich als »Poster Child« (Longmore 2016) fungieren mussten. Eine Anekdote aus seiner Jugend, die er bei späteren Reden oft erzählte, brachte dies folgendermaßen auf den Punkt:

> »When I was fourteen, I got polio. When the doctor took my parents aside, my mother asked, ›Will he live?‹ The doctor looked at her and said, ›You should probably hope he dies, because if he lives he will be nothing more than a vegetable for the rest of his life.‹ Well, I'm here today as an artichoke. You know they're a little prickly on the outside with a big heart and I'd like to call on all the vegetables of the world to unite.« (Roberts, 1983: 7, zit.n. Danforth 2020)

An dieser Erzählung wird deutlich, dass Polio-Überlebende vielfach eher »am Leben gehalten« wurden und ihnen nicht zugetraut wurde, auch etwas aus diesem Leben zu machen oder es sogar aktiv zu gestalten (vgl. die Memoiren von Judy Heumann und Joiner 2020). Roberts ließ sich jedoch nicht von solchen Vorurteilen abhalten. Joseph Shapiro, Journalist und Autor von *No Pity: People with Disabilities Forging a New Civil Rights Movement*, kommentierte das Vorgehen des Aktivisten, sein Engagement sowie den eigensinnigen Umgang mit assistiven Technologien und verortete es im größeren Kontext der Behindertenrechtsbewegung:

> »That's what the movement was about: disabled people coming up with their own solutions, saying we can build a better set of social supports, we can build a better wheelchair […] Disability is not a medical problem. The problem is the built environment and the barriers that society puts up. It's not about the inability to move or to breathe without a ventilator; it's about the inability to get into a classroom.« (zit.n. Dawson 2015)

Shapiro betonte, dass die behinderten Aktivist*innen eigene Lösungsansätze verfolgten. Dazu gehörte unter anderem ein besseres Unterstützungssystem für ein selbstbestimmtes (interdependentes) Leben aufzubauen oder Rollstühle weiterzuentwickeln, um möglichst vielen Nutzenden diese Form der Mobilität zu ermöglichen. Es gehe nicht nur darum, mittels Beatmungstechnologien zu (über-)leben, wie im Falle Roberts, sondern darum, allen Menschen gleichberechtigten Zugang zu Bildung, Kultur und staatlichen Institutionen zu verschaffen.

Wie in vielen anderen Fällen gilt auch bei Roberts, dass er nicht an den Rollstuhl »gefesselt« (Linton 2006, 163) war. Vielmehr erlaubte ihm sein Hilfsmittel mittels vieler Anpassungen und Modifikationen, durch die USA und andere Länder zu reisen, um vor Publikum und vor Ort seine Reden zu halten. So versetzte er sich selbst in die Lage, viele Menschen zu erreichen und sie für die Belange und Interessen von

Menschen mit Behinderungen zu sensibilisieren. Seine Beteiligung an den *Section 504-Sit-ins* gegen die Diskriminierung von Menschen mit Behinderung im Jahr 1973, seine Aktivitäten als Direktor des California Department of Vocational Rehabilitation ab 1976 sowie seine und Judith E. Heumanns maßgebliche Partizipation an der Gründung des *World Institute on Disability in Oakland*, CA 1984 leisteten einen wichtigen Beitrag dazu, dass 1990 von der Bush-Administration der *Americans with Disabilities Act* (ADA) verabschiedet wurde. Seine politische und aktivistische Expertise, so Roberts, resultiere aus einem erfahrungsbasierten Wissen, das ihn von anderen nicht-behinderten Angestellten in staatlichen Verwaltungen und Institutionen unterscheide. Wie er 1975 kurz vor seinem Amtsantritt erklärte: »I start with an advantage because of my experience at being disabled, I may be the state director, but I'm still a crip. I'm no superhero« (Miami Herald, 1975).[17]

Selbstbestimmt leben und mobil sein: Johannes Messerschmid

In einem dritten Schritt werde ich nun exemplarisch nachvollziehen, welche Entwicklungen im deutschen Kontext auf eine enge Verschränkung von Medizintechnologien und politischen Aspekten vor dem Hintergrund der langanhaltenden Nachwirkungen der Polio-Epidemien hindeuten. Dazu möchte ich zunächst die Aufmerksamkeit auf die Ratifizierung der UN-BRK lenken, die nach dem ADA von 1990 in den USA sowie dem Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz (2006) in Deutschland ein juristisches Rahmenwerk für die Rechte von Menschen mit Behinderung schuf, das im Wesentlichen auch eine langfristige Errungenschaft der internationalen Behindertenrechtsbewegung darstellt.

Zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention veröffentlichte die Stadt München 2014 ihren Aktionsplan. Unter dem Titel »München wird inklusiv« wurden zahlreiche Maßnahmen angekündigt, um die Teilhabe von Menschen mit Behinderung am sozialen, politischen und kulturellen Leben der Stadt zu verbessern.[18] Das umfangreiche Programm schloss die Bereiche Bildung, Gesundheit, barrierefreie Arbeitsmöglichkeiten bzw. -bedingungen und Wohnangebote sowie neue Freizeitangebote, Antidiskriminierungsprogramme und Förderung selbstbestimmter Lebensführung mit ein.[19] Beteiligt an der Erarbeitung des Aktionsplans war auch der Behindertenbeirat der Stadt München, Johannes Messerschmid. Messerschmid

17 Zu der Bedeutung des Begriffs »crip« vgl. Kafer 2013.

18 https://www.muenchen-wird-inklusiv.de/wp-content/uploads/2014-02_aktionsplan-unbrk_muenchen_korr2.pdf

19 2019 folgte ein zweiter Aktionsplan. Zum aktuellen Stand siehe die Informationen des Koordinierungsbüros zur Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention in München. Vgl. https://muenchen-wird-inklusiv.de/

hatte 1990 zusammen mit anderen den »Verbund behinderter Arbeitgeber/-innen – Selbstbestimmt Leben (VbA) e.V.« gegründet und gehört dem Rat seit 2012 an. Als Person, die mit einem Beatmungsgerät lebt und auf persönliche Assistent*innen angewiesen ist, setzt er sich seit mehreren Jahrzehnten für die Belange von Menschen mit Behinderungen und die Möglichkeiten einer selbstbestimmten Lebensführung ein – auch bei Langzeitbeatmungspatient*innen (Messerschmid 1993; Gödecke 2018).[20]

In einer autobiografischen Schilderung berichtet Messerschmid über seinen »Weg zur Behindertenbewegung« (2019: 259). Dort beschreibt er, wie er 1959 mit sechs Jahren an Poliomyelitis erkrankte und infolgedessen 12 Jahre in der Freiburger Kinderklinik verbrachte. Die Viruserkrankung bewirkte eine Lähmung des ganzen Körpers samt Zwerchfell, sodass er fortan maschinell beatmet wurde. Später wandte er jedoch wie Roberts die sogenannte »Froschatmung« an, mittels derer er zeitweise ohne Maschine auskommt.[21] Seine schulische Ausbildung konnte er zunächst durch die Unterstützung zweier Medizinstudenten sowie seit 1963 durch einen Privatlehrer in der Klinik absolvieren. Ab 1972 wechselte er in die *Stiftung Pfennigparade*, ein Rehabilitationszentrum mit angegliederter Schule in München. Nach dem Abschluss an der Fachhochschule studierte Messerschmid Sozialpädagogik, fand jedoch nach dem Diplom 1983 keine Anstellung. Das Studium und die Motivation, eine eigenständige Lebensführung zu erreichen, lenkten seine Aufmerksamkeit auf die gesellschaftliche und politische Dimension von Behinderung und Leben mit Assistenz:

> »Durch mein mit den Jahren immer stärker werdendes Bestreben, eines Tages einmal ganz für mich allein wohnen und leben zu können, hatte ich mich immer wieder mit den sozialrechtlichen Voraussetzungen einer solchen Lebensweise beschäftigt. Dadurch und nach dem Eindruck, den viele Gespräche mit behinderten Kolleg:innen hinterlassen hatten, kam ich in Kontakt zur Behindertenbewegung. Dort erfuhr ich viel über die Bemühungen um die De-Institutionalisierung der Behindertenarbeit und um die Durchsetzung von Lebensformen für Menschen mit Behinderungen, außerhalb von Einrichtungen.« (Messerschmid 2019: 260)

Von 1997 bis 2003 arbeitete Messerschmid hauptberuflich als Berater beim Verbund behinderter Arbeitgeber/-innen – Selbstbestimmt Leben (VbA) e.V. (vgl.

---

20 U.a. bei einem Vortrag 2008 bei einer Fachtagung der Interessenvertretung Selbstbestimmt Leben e.V.: https://www.isl-ev.de/attachments/article/1529/Vorsorgen%20statt%20versorgen%20lassen.pdf

21 Vgl. den Vortrag »Glossopharyngeale Atmung (›Froschatmung‹)«, 17. Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Heimbeatmung und Respiratorentwöhnung e. V., Heidelberg, April 2009, https://kongressarchiv.digab-kongresse.de/wp-content/uploads/2017/07/DIGAB09_Hauptprogramm.pdf (20.07.2021). Siehe auch Maltais 2011.

Messerschmid 2001). Als Teil des Behindertenbeirats der Stadt München beteiligt er sich seit 2012 kritisch an Diskussionen um die Umsetzung der UN-BRK in Deutschland, an den Debatten um das 2016 erlassene Bundesteilhabegesetz (BTHG) sowie das Intensivpflege- und Rehabilitationsstärkungsgesetz (IPReG) (Miles-Paul 2019; Maier-Albang 2019) und die Folgen der Corona-Pandemie für Menschen mit Behinderungen.[22]

Die Organisation von persönlicher Assistenz, die Auseinandersetzung mit den damit verbundenen rechtlichen Ansprüchen sowie mit den vielfältigen Anforderungen an behinderte Arbeitgeber*innen bilden zentrale Ankerpunkte für Johannes Messerschmids politische Arbeit (Miles-Paul 2019). Ein wichtiges Element ist neben dem eigenständigen Umgang mit Soft- und Hardware, welchen die Koordination und steuerliche Abwicklung der Assistenzkosten mit sich bringen, der elektrische Rollstuhl. Das Hilfsmittel ist ein essenzieller Begleiter – genauso wie ein*e persönliche*r Assistent*in, die Messerschmid zu Terminen begleitet. Der Liege-Rollstuhl leistet einen Beitrag zur selbstbestimmten Mobilität, die wiederum durch einen von einer Pflegeperson gesteuerten adaptierten PKW flankiert wird. Im Interview mit der Süddeutschen Zeitung äußerte sich Messerschmid wie folgt dazu:

> »Meine Mobilität ist eine ganz andere mit dem Auto. Ich bin viel flexibler, und während des Berufsverkehrs bekomme ich in der U-Bahn ohnehin keinen Platz – ich bin ja mit meinem Gefährt ein raumeinnehmendes Wesen. Gott sei Dank übernimmt der Bezirk die Kosten für das Auto. Der tut dies, weil ich ein Beatmungsgerät mitführen muss, früher mal ein Studium absolviert habe und berufstätig war und jetzt im Vorstand des Behindertenbeirats ehrenamtlich aktiv bin.« (Messerschmid zit.n. Maier-Albang 2019)

Über die eigene Mobilität bestimmen zu können, sei es per assistiertem PKW oder Rollstuhl, sieht der Behindertenrechtsaktivist als entscheidend an. In der Rückschau erinnert er sich an das »wunderbar-großartige […] Ereignis, dass ich in der Münchner Pfennigparade meinen ersten Elektro-Rollstuhl erhielt, den ich selbst steuern konnte […] (2019: 260). Seit den 1970er Jahren, als motorisierte Rollstühle in Deutschland eingeführt wurden,[23] ist Messerschmid mit einem elektrisch betriebenen Hilfsmittel unterwegs. Dieser bildet zusammen mit dem Beatmungsgerät sowie persönlicher Assistenz die Bedingung, durch die eine politische Beteiligung und kulturelle Teilhabe möglich wird.

22 Vgl. dazu etwa https://www.behindertenbeirat-muenchen.de/images/01_Stellungnahmen/stellungnahmen_vorstand/PM_Vorstand_2021_05_05/PM_Europaeischer_Protesttag_Menschen_Behinderung_Vorstand_Behindertenbeirat.pdf

23 Wie der elektrische Rollstuhl in Deutschland eingeführt wurde, ist bislang nur wenig erforscht. Vgl. den populärgeschichtlichen Beitrag von Weege (2016: n.p.).

> »Mit den mir zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln, z.B. Elektrorollstuhl mit Spezialsteuerung und transportables Beatmungsgerät, habe ich sehr gute Möglichkeiten, am gesellschaftlichen Leben teilzuhaben und teilzugeben. Zu den Herausforderungen gehört es zum Beispiel genügend geeignete Unterstützungspersonen, das heißt Assistentinnen und Assistenten in meinem Team zu haben, die für mich und mit mir alle praktischen Angelegenheiten erledigen, die ich bewerkstelligen will.« (Miles-Paul 2019)

Ausblick: Situiertes Wissen und Cyborg-Politik

In Folge der durch die Polio-Epidemien verursachten Gesundheitskrisen ergaben sich neue Konstellationen des Wissens, mit denen sich das Verhältnis zwischen Medizin, Technik und körperlicher Differenz änderte. Die lebenserhaltenden Maßnahmen bei Patient*innen, die durch Poliomyelitis betroffen waren, änderten sich dabei im Verlauf der Zeit, sodass die Lebensqualität dieser Menschen sich mithin verbesserte – wobei letzteres unter Vorbehalt gilt, waren bzw. sind doch die Koordination und Finanzierung von Assistenz-Personen und -technologien für ein solches selbstbestimmtes Lebens unter widrigen Bedingungen zu organisieren, wozu auch Behördenbürokratie und auf Kostenersparnis setzende Gesundheitssysteme einen erheblichen Beitrag leisten. Dabei resultierten die transformierten Lebensbedingungen von Langzeitbeatmeten aus der Möglichkeit einer häuslichen Betreuung. Darüber hinaus brachten neue Operationsmethoden und mechanische wie auch portable Geräte die Möglichkeit, Personen außerhalb einer sogenannten »eisernen Lunge« zu beatmen (Wunsch 2020).

Es ist unzweifelhaft, dass durch die Biomedizin als Technowissenschaft im 20. sowie 21. Jahrhundert umfangreiche Wissensbestände aufgebaut wurden. Damit wurden auch die Relationen von medizinischem Wissen und Technologien komplexer. Beatmungsmaschinen wurden möglich, weil wissenschaftliche Erkenntnisse über Atmung, Lungenfunktion und maschinelle künstliche Sauerstoffzufuhr in einen formalisierten, institutionalisierten Zusammenhang gebracht wurden. Wie gezeigt wurde, waren – und sind – an der Deutung medizinisch-maschineller Konstellationen jedoch oft auch die betreffenden Patient*innen beteiligt. Das Zusammenleben mit Maschinen und anderen Hilfsmitteln ist eine vielschichtige Angelegenheit, an der heterogene Akteur*innen mitwirken. Woods and Watson haben dies bezüglich der Entwicklung des elektrischen Rollstuhls herausgearbeitet, bei der es letztlich nicht allein um eine technische Innovation, sondern auch um weitergehende politische Implikationen und folglich einen umfassenden soziotechnischen Prozess ging. Sie kommen zu dem Schluss,

»[...] that wheelchairs are not simply technical devices open to straightforward technical manipulation, but are simultaneously social and political machines that are entwined with the socio-political conditions of their making and of their reception.« (Woods und Watson 2003: 178)

Vor diesem Hintergrund entzieht sich auch das Verhältnis von Polio und medizinischen Technologien als Problematik einer Deutung, in der lediglich technologische oder medizinische Innovationen eine zentrale Rolle zugewiesen bekommen. Vielmehr muss jenseits einer engen medizinhistorischen Sichtweise (kritisch dazu Kudlick 2013) davon ausgegangen werden, dass Interdependenz als eine politische Technologie (Hamraie und Fritsch 2019) auch für dieses Wissensgebiet zentral ist: wechselseitige Anpassungsprozesse, Justierungen, Modifikationen sowie emotionale Arbeit und praktische Erfahrungen stellen einige der Koordinaten dar (Winance 2006, 2016), durch die dieses Feld der Mensch-Technologie-Relationen aufgespannt wird. Entsprechend argumentiere ich, dass ein mithin unentwirrbarer Zusammenhang zwischen der gelebten Erfahrung behinderter Menschen, medizinischen Technologien und politischen Praktiken besteht. Dabei steht das situierte Wissen von Polio-Überlebenden dem medizinischen Krisenwissen nicht getrennt gegenüber: Denn es bilden sich produktive wie auch widersprüchliche Verbindungen und Koalitionen. Medizintechnologien materialisieren folglich nicht nur ein explizites Wissen einer auf Objektivität zielenden Biomedizin angesichts gesundheitlicher Krisensituationen, sondern inkorporieren vielmehr – so zeigt dieser Aufsatz – partiale Perspektiven (Haraway 1988) und gelebte Erfahrungen der behandelten Personen.

Die oben analysierten technischen Interventionen und politischen Engagements von Ed Roberts, der »Responautin« Ann Armstrong sowie auch Johannes Messerschmid – als einige wichtige Beispiele von vielen (vgl. Heumann und Joiner 2020) – demonstrieren, wie selbstbestimmte Lebensführung im Sinne des »independent living« sozio-technische Spielräume für Mobilität, Veränderung und gesellschaftliche Transformation schuf. Dies geht gewissermaßen über ein Mensch-Technik-Verhältnis hinaus, wie es Donna Haraway mit Bezug auf »severely handicapped people« formuliert, die sie als Cyborgs par excellence bezeichnet.[24] Haraway weist zu Recht auf die brüchig gewordenen Dichotomien zwischen Natur und Kultur hin. Wie die Kritik der Disability-Forschung an ihrem Manifest zeigt (Siebers 2001), kann sie aber den komplexen Verkörperungen (Siebers 2008: 25) behinderter Menschen mit ihrer Cyborg nur auf unzureichende Weise gerecht

24 Auf das folgende Zitat wurde mehrfach kritisch hingewiesen (vgl. Kafer 2013): »Perhaps paraplegics and other severely handicapped people can (and sometimes do) have the most intense experiences of complex hybridization with other communication devices.« (Haraway 1985: 178)

werden. Vielmehr sind nach Alison Kafer die politischen Dimensionen ausschlaggebend, wenn es um die gesellschaftliche Positionierung körperlicher Differenzen und behinderter Cyborg-Subjektivitäten geht:

> »Cripping the cyborg, developing a non-ableist cyborg politics, requires understanding disabled people as cyborgs not because of our bodies (e.g., our use of prosthetics, ventilators, or attendants), but because of our political practices.« (Kafer 2013: 120)

Cyborg-Politik deutet Kafer zufolge behinderte Menschen nicht vorrangig vor dem Hintergrund ihrer medizinisch diagnostizierten Einschränkungen und den damit verbundenen notwendigen Assistenz-Praktiken (Geese 2018; Kotsch 2012). Stattdessen verortet Cyborg-Politik die sich als behindert identifizierenden Personen angesichts situierter Wissenskomplexe (Haraway 1988) sowie politischer und – wie ich hinzufügen würde – technologisch-informierter Praktiken. Insofern wirft die hier vorgeschlagene Untersuchung von Interdependenz und Partialität komplexer Verkörperungen in sozio-technischen Wissensfeldern eine Reihe wichtiger Fragen auf, die sich auch in Zukunft für Debatten über Formen gerechter und gesunder Ko-Existenzen angesichts wachsender Krisenszenarien als relevant erweisen werden.

Literatur

Abraham, Thomas (2018): Polio. The odyssey of eradication. London: Hurst & Company.

Armstrong, Ann (1986): Breath of Life: BBC Books.

Bach, J. R.; Alba, A. S.; Bohatiuk, G.; Saporito, L.; Lee, M. (1987): Mouth intermittent positive pressure ventilation in the management of postpolio respiratory insufficiency. In: *Chest* 91 (6), S. 859–864. DOI: 10.1378/chest.91.6.859.

Barr, Marshall (2010): The iron lung – a polio patient's story. In: *Journal of the Royal Society of Medicine* 103 (6), S. 256–259. DOI: 10.1258/jrsm.2010.100003.

Bates, Paul; Pellow, John (1966): Der Mann in der eisernen Lunge. Unter Mitarbeit von Lena Lademann-Wildhagen. Freiburg i.Br., Basel, Wien: Herder.

Brown, Steven E. (2000): Zona and Ed Roberts: Twentieth Century Pioneers. In: *Disability Studies Quarterly* 20 (1), S. 26–42.

Danforth, Scot (2018): Becoming the Rolling Quads: Disability Politics at the University of California, Berkeley, in the 1960s 58 (4), S. 506–536. DOI: 10.1017/heq.2018.29.

Danforth, Scot (2020): Star Performances: Ed Roberts on the Speaking Circuit, 1983–1995. In: *DSQ* 40 (4). DOI: 10.18061/dsq.v40i4.7387.

Dawson, Victoria (2015): Ed Roberts' Wheelchair Records a Story of Obstacles Overcome. In: *Smithsonian Magazine*, 13.03.2015. Online verfügbar unter https://www.smithsonianmag.com/smithsonian-institution/ed-roberts-wheelchair-records-story-obstacles-overcome-180954531/.

Degener, Theresia; Diehl, Elke (Hg.) (2015): Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung (Schriftenreihe/Bundeszentrale für Politische Bildung Band 1506).

Dhawan, Naveen (2020): Philip Drinker versus John Haven Emerson: Battle of the iron lung machines, 1928–1940. In: *Journal of medical biography* 28 (3), S. 162–168. DOI: 10.1177/0967772017733680.

Dunphy, Lynne M. (2001): »The Steel Cocoon«: Tales of the Nurses and Patients of the Iron Lung, 1929–1955. In: *Nursing History Review* 9 (1), S. 3–33. DOI: 10.1891/1062-8061.9.1.3.

Geese, Natalie (2018): Mobilitätsassistenzen für blinde Menschen. In: Alexa Karina Klettner und Gabriele Lingelbach (Hg.): Blindheit in der Gesellschaft. Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge. Frankfurt: Campus Verlag, S. 153–190.

Gödecke, Christiane (2018): Langzeitbeatmung im eigenen Lebensumfeld. Sichtweisen auf die Pflege in der außerklinischen Beatmung. Frankfurt a.M.: Mabuse.

Gould, Tony (1995): A summer plague. Polio and its survivors. New Haven Conn. u.a.: Yale Univ. Press.

Hamraie, Aimi; Fritsch, Kelly (2019): Crip Technoscience Manifesto. In: *Catalyst* 5 (1), S. 1–33. DOI: 10.28968/cftt.v5i1.29607.

Haraway, Donna (1985): A manifesto for cyborgs. In: *Socialist Review* (80), S. 65–108.

Heumann, Judith E.; Joiner, Kristen (2020): Being Heumann. An unrepentant memoir of a disability rights activist. Boston: Beacon Press.

Howlett, Julia; Evans, C. R.; Bevan, N.; Folkard, T. J.; Penn, R. F. (1981): MAVIS—A microprocessor driven audio/visual information system for the handicapped. In: *International Journal of Man-Machine Studies* 14 (1), S. 29–37. DOI: 10.1016/S0020-7373(81)80030-2.

Jütte, Robert (2020): Zur Geschichte der Schutzimpfung. In: *APuZ. Aus Politik und Zeitgeschichte* 70 (46–47), S. 9–14. Online verfügbar unter https://www.bpb.de/apuz/weltgesundheit-2020/318298/zur-geschichte-der-schutzimpfung (24.09.2021).

Kafer, Alison (2013): Feminist, queer, crip. Bloomington: Indiana University Press.

Kotsch, Lakshmi (2012): Assistenzinteraktionen. Zur Interaktionsordnung in der persönlichen Assistenz körperbehinderter Menschen. Wiesbaden: Springer VS (Research).

Lawrence-Mackey, Farrah (2021): ›Iron lung‹ as metaphor. In: *Science Museum Group Journal* 15 (15). DOI: 10.15180/211512.

Lennon, Troy (2017): How polio victim Robin Cavendish lived his life to the full despite paralysis. In: *The Daily Telegraph*, 23.12.2017. Online verfügbar unter https://www.dailytelegraph.com.au/news/how-polio-victim-robin-cavendish-lived-his-life-to-the-full-despite-paralysis/news-story/10571d46729cb70dfd01219ae2d57ff9 (24.09.2021).

Linton, Simi (2010): Reassigning Meaning. In: Lennard J. Davis (Hg.): The disability studies reader. 3. Aufl. New York, NY: Routledge, S. 161–172.

Llanas, Sheila Griffin; Wilson, Daniel J. (2014): Jonas Salk: Medical innovator and polio vaccine developer. Essential Library.

Longmore, Paul K. (2003): Why I burned my book and other essays on disability. Philadelphia: Temple University Press

Maier-Albang, Monika (2019): »So wird Inklusion nicht funktionieren«. Johannes Messerschmid wundert sich über den zunehmenden Kostendruck im Sozialbereich. In: *Süddeutsche Zeitung*, 20.12.2019. Online verfügbar unter https://www.sueddeutsche.de/muenchen/muenchner-behindertenbeirat-so-wird-inklusion-nicht-funktionieren-1.4732130.

Maltais, François (2011): Glossopharyngeal breathing. In: *American journal of respiratory and critical care medicine* 184 (3), S. 381. DOI: 10.1164/rccm.201012-2031IM.

Maxwell, James H. (1986): The Iron Lung: Halfway Technology or Necessary Step? In: *The Milbank Quarterly* 64 (1), S. 3–29. DOI: 10.2307/3350003.

McGuire, Coreen (2020): Measuring difference, numbering normal. Setting the standards for disability in the interwar period. Manchester: Manchester University Press.

Messerschmid, Johannes (1993): Selbstbestimmtes Leben und Langzeitbeatmung. In: Angelika Bockelbrink (Hg.): Langzeit- und Heimbeatmung. Spätfolgen nach Poliomyelitis ; Dokumentation. 1. Aufl. München: Stiftung Pfennigparade, S. 188–189.

Messerschmid, Johannes (2001): Assistenz und Lohnabrechnung. Die Bedeutung eines Lohnabrechnungsservice für Menschen mit Assistenz. Hg. v. Bundesverband Forum selbstbestimmter Assistenz behinderter Menschen e.V. Online verfügbar unter https://www.forsea.de/content-375-assistenz_und_lohnabrechnung.html.

Messerschmid, Johannes (2019): Zur Geschichte und Aktualität der Behindertenrechtsbewegung. In: Annette Eberle, Uwe Kaminsky, Luise Behringer und Ursula Unterkolfer (Hg.): Menschenrechte und Soziale Arbeit im Schatten des Nationalsozialismus. Der lange Weg zu Reformen. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH, S. 259–266.

Miles-Paul, Ottmar (2019): Seit 32 Jahren mit Beatmung in der eigenen Wohnung. Johannes Messerschmid. In: *kobinet Nachrichten*, 27.08.2019. Online verfügbar unter https://kobinet-nachrichten.org/2019/08/27/seit-32-jahren-mit-beatmung-in-der-eigenen-wohnung/.

Moloney, Ed; Doyle, S.; Kinahan, J.; Burke, C. M. (2002): A case of frog breathing. In: *Irish medical journal* 95 (3), S. 81–82.

Oaksey, John (2001): Obituaries: Professor E T ›Teddy‹ Hall. In: *The Daily Telegraph*, 17.08.2001. Online verfügbar unter https://www.telegraph.co.uk/news/obituaries/1337670/Professor-E-T-Teddy-Hall.html (24.09.2021).

Offit, Paul A. (2008): The Cutter Incident. How America's First Polio Vaccine Led to the Growing Vaccine Crisis. New Haven: Yale University Press.

Oshinsky, David M. (2005): Polio. An American story. Oxford, New York: Oxford University Press.

Rodriguez McRobbie, Linda (2020): The long read. The man in the iron lung. In: *The Guardian*, 26.05.2020. Online verfügbar unter https://www.theguardian.com/society/2020/may/26/last-iron-lung-paul-alexander-polio-coronavirus (24.09.2021).

Rogers, Naomi (2007): Race and the politics of polio: Warm Springs, Tuskegee, and the March of Dimes. In: *American journal of public health* 97 (5), S. 784–795. DOI: 10.2105/AJPH.2006.095406.

Rogers, Naomi (2014): Polio wars. Sister Elizabeth Kenny and the golden age of American medicine. Oxford: Oxford University Press.

Rothman, David J. (1997): Beginnings count. The technological imperative in American health care. New York, NY: Oxford Univ. Press.

Siebers, Tobin (2001): Disability in Theory: From Social Constructionism to the New Realism of the Body. In: *American Literary History* 13 (4), S. 737–754.

Silver, John R. (2019): A history of Stoke Mandeville Hospital and the National Spinal Injuries Centre. In: *The journal of the Royal College of Physicians of Edinburgh* 49 (4), S. 328–335. DOI: 10.4997/JRCPE.2019.417.

Stuke, Christina; Niggebrügge, Christian; Winterholler, Martin (2020): Geschichte der Beatmungsmedizin. In: Martin Groß und Klaus Schäfer (Hg.): Neurologische Beatmungsmedizin. Auf der Intensivstation, in der Frührehabilitation, im Schlaflabor, zu Hause. Berlin: Springer (Neurologische Beatmungsmedizin), S. 1–11.

Thießen, Malte; Nützenadel, Alexander; Budde, Gunilla; Gosewinkel, Dieter; Nolte, Paul; Ullmann, Hans-Peter (2017): Immunisierte Gesellschaft. Impfen in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Williamson, Bess (2012): The People's Sidewalks. In: *Boom* 2 (1), S. 49–52. DOI: 10.1525/boom.2012.2.1.49.

Wilson, D. J. (2009): And they shall walk. ideal versus reality in polio rehabilitation in the United States. In: *Asclepio; archivo iberoamericano de historia de la medicina y antropologia medica* 61 (1), S. 175–192. DOI: 10.3989/asclepio.2009.v61.i1.276.

Wilson, Daniel J. (2005): Braces, Wheelchairs, and Iron Lungs. The Paralyzed Body and the Machinery of Rehabilitation in the Polio Epidemics. In: *Journal of Medical Humanities* 26 (2), S. 173–190. DOI: 10.1007/s10912-005-2917-z.

Wilson, Daniel J. (2021): Polio Paradise? Franklin D. Roosevelt's Warm Springs, Physical Therapy, and Disability Culture. In: *Physical Therapy* 101 (10), S. 1–3. DOI: 10.1093/ptj/pzab214.

Winance, Myriam (2006): Trying Out the Wheelchair. In: *Science, Technology & Human Values* 31 (1), S. 52–72. DOI: 10.1177/0162243905280023.

Winance, Myriam (2016): Rethinking disability. Lessons from the past, questions for the future. Contributions and limits of the social model, the sociology of science and technology, and the ethics of care. In: *ALTER – European Journal of Disability Research/Revue Européenne de Recherche sur le Handicap* 10 (2), S. 99–110. DOI: 10.1016/j.alter.2016.02.005.

Woods, Brian; Watson, Nick (2003a): Power to Independence: A Historical Glimpse at the Interactions between Powered Wheelchairs and the Physically Disabled Students Program at Berkeley. Inaugural Conference of the Disability Studies Association: Disability Studies: Theory, Policy and Practice. Lancaster, 04.09.2003.

Woods, Brian; Watson, Nick (2003b): A Short History of Powered Wheelchairs. In: *Assistive Technology* 15 (2), S. 164–180.

Wunsch, Hannah (2020): The outbreak that invented intensive care. In: *Nature*. DOI: 10.1038/d41586-020-01019-y.

Rache als Kulturtechnik?

Zur Psycho(patho)logisierung des Alltags als Krisenstrategie

Manuel Bolz

Trigger-Warnung: physische, psychische, emotionale, symbolische und sexualisierte Gewalt

1. Einleitung: Rache als soziale und kulturelle Alltagspraxis

Rache als soziale und kulturelle Praxis ist in westlichen Gesellschaften auf den ersten Blick tabuisiert. Auf den zweiten Blick erweist sich die Annahme, dass Fehlverhalten Konsequenzen haben muss, als tief verwurzelter Teil eines kulturellen Kanons (wobei auf Begriffe wie Rache oder »Vergeltung« verzichtet wird). Von Rachewünschen frei machen dürfen sich wohl die wenigsten Menschen. Auch wird sie als anthropologische Grundkonstante konstruiert.

Aber wie können wir wissen, wann Rachegefühle berechtigt sind – und wann nicht? Neben der sozialen und kulturellen Prägung spielt seit ein paar Jahren auch psychologisches Wissen eine Rolle bei der Antwort auf diese ethische Frage. Die Diagnose des anderen ermöglicht es, das eigene Denken, Wünschen und Handeln zu untermauern – gerade, wenn es um ein moralisch ambivalentes Themenfeld wie Rache geht. Und die Zuschreibung von psychisch-konstruierten Störungen erlaubt es auch Lai:innen, empfundenes Unrecht in eine psycho(patho)logisierende »Lebenserzählung« einzubinden. Rache spielt hierbei eine besondere Rolle, auch abseits von »Expert:innen« aus dem psychotherapeutischen, psychologischen und psychoanalytischen Bereich. Empirische Rachegeschichten können daher als Symptom für eine Psycho(patho)logisierung von Alltagswissen gelesen werden.

Die Grundlage des Beitrags bieten die ethnografischen Studien für meine Masterarbeit zum Phänomen Rache, die ich am Institut für Empirische Kulturwissenschaft (vorher: Volkskunde/Kulturanthropologie) an der Universität Hamburg durchgeführt habe. In dieser werden verschiedene Rachedeutungen und -erzählungen deutlich. Die leitende Forschungsfrage dieses Beitrages lautet, wie die häufig durch medizinisches, psychologisches und psychoanalytisches Wissen gestützten Denk- und Wissensfiguren ›Traumata‹, ›Kompensation‹, ›Verdrängung‹ oder ›Narzissmus‹ in den biografischen Rachegeschichten wirksam werden – konkret, wie

diese Erklärungs- und Deutungsmuster in die Argumentationen eingebettet und plausibilisiert werden. Dies betrifft vor allem die Rekonstruktion von persönlichen Vergangenheiten, Lebensläufen und Kindheiten, in der dieses Krisenwissen explizit und implizit genannt wird.

Um meine kulturwissenschaftliche Perspektive auf die Psychologisierung des Phänomens Rache in der Gegenwartsgesellschaft vorstellen zu können, möchte ich nachfolgend zuerst die Forschungslandschaft um Rache kartieren. Meine Forschung verhandelt daher auch Fragen, wie und wo Rache in der Gegenwart sichtbar, erfahrbar und analysierbar wird, an welchen Stellen sie problematisiert und sichtbar gemacht wird, welche narrativen Formen sie annehmen kann und welche Netzwerke des Sozialen sie zwischen Akteur:innen, sozialen Beziehungen und Wissensformen schafft. Anschließend stelle ich mein Forschungsdesign vor, um danach ausgehend von konkreten biografischen Rachegeschichten meine spezifische Lesart auf psychologische und psychoanalytische Wissensbestände zu schildern und zu diskutieren. Dieses akademische Wissen verlässt also den institutionalisierten Bereich der Disziplinen und findet in den von Alltagsakteur:innen als krisenhaft gedeuteten Situationen Anwendung.

Ein Ziel meiner empirischen Kulturanalyse ist es, durch eine wissensanthropologische und diskursanalytische Perspektive zu zeigen, wie Versatzstücke von psychologischem und psychoanalytischen Wissen in den Erklärungs- und Deutungsmustern meiner Gesprächspartner:innen eingebettet sind, wenn diese über ihre Racheerfahrungen sprechen (vgl. Eggmann 2013, Müske 2020). Diese Wissensordnungen werden in der eigenen Wahrnehmung als sinnhaft und erzählwürdig gedeutet und in eigene Argumentationslogiken eingebettet (vgl. Traue et al. 2019). Retrospektiv dienen sie daher als Interpretationsfolien für persönliche Krisenerfahrungen und für das Verstehen von biografischen Brüchen und Irritationen – sowie die Legitimation für das Ausüben oder aber gerade das Ablehnen von Rache. Es ist wichtig zu reflektieren, dass ich innerhalb meiner ethnografischen Forschung nicht darauf aus bin, die individuellen Rachegeschichten als »wahr« oder »falsch« zu bewerten oder zu überprüfen, welche medizinischen Ursachen den Racheerfahrungen zu Grunde liegen (vgl. Koschorke 2012). Zeigen möchte ich, wie meine Gesprächspartner:innen ein rächendes und gerächtes Selbst sowie ein erzählendes Ich entwerfen oder wie das als irrational gelesene Verhalten anderer, am Racheakt beteiligter Akteur:innen gerechtfertigt wird (vgl. McAdams et al. 2006). Dabei gehe ich davon aus, dass die psychologischen Konzepte strategisch in die Narrationen eingebettet und nicht unreflektiert übernommen werden. Sie spielen also in der Selbstwahrnehmung und im Selbstverständnis meiner Gesprächspartner:innen eine (unhinterfragte) Schlüsselrolle und motivieren Subjektivierungsprozesse (vgl. Keller 2012, Alkemeyer/Buschmann 2016) sowie Identitätsvorstellungen (vgl. Kraus 2000, Bamberg et al. 2007). Wie dies in der historischen Entwicklung von therapeutischen Kulturen aussehen kann, haben wissenssoziologische Studien eindrücklich gezeigt, die

erst ein therapierbares Selbst hervorgebracht haben (vgl. Maasen 1997, Illouz 2009, Maasen et al. 2011, Eitler/Elberfeld 2015).

An die Frage nach dem Wesen von Rache schließen auch größere Fragen nach der gesellschaftlichen Verhandlung von (Un)Rechtsgefühlen sowie den Prozessen einer Verwissenschaftlichung der Öffentlichkeit bzw. von zivilgesellschaftlichen Akteur:innen abseits akademischer Strukturen an (vgl. Tenbruck 1976, Roelcke 2008). Mein empirisches Material steht damit auch auf kondensierte Art und Weise für ein Symptom des gesellschaftlichen Wissenstransfers von akademischen Disziplinen und medizinischen Forschungsbereichen wie der Psychologie und der Psychoanalyse hin zu Populärkulturen und dem Alltagswissen von Akteur:innen, kurz: der Psychologisierung des Alltags (vgl. Marquard 1985, Mahlmann 1991, Balz/Malich 2020). Gegenwärtig werden Formen des psychologisierten Expert:innen- und Laienwissens vor allem in und durch Ratgeberliteratur konstruiert, welche auch im Bereich Rache auftauchen und Imperative wie die »Arbeit an sich Selbst« propagieren (vgl. Duttweiler 2007, Niehaus/Peeters 2012). Dominante empirische und fiktionale Ausdrucksformen von Rache sind durch Literatur und Künste, vor allem von der Belletristik, Filmen und Serien, aber auch durch andere Medieninhalte der Unterhaltungsindustrie, die tägliche Berichterstattung und Zeitungsartikel geprägt. Durch Betitelungen wie ›Blutrache‹, ›Selbstjustiz‹ oder ›Ehrenmord‹ erhält Rache auch eine koloniale Kodierung, eine verkürzte Her- und Ableitung außerhalb Europas und eines eurozentrischen moralischen Wertekanons (vgl. Hallpike 1977, Jacoby 1983, Beckermann/Valentine 2008, Keiser 1991). Das Phänomen gilt in »postmodernen« Gesellschaften als überwunden (vgl. Kuschel 1988, Duncan 2013, Gammerl et al. 2019) und wird daher pathologisiert und als ein außeralltägliches Krankheitsbild konstruiert. In den Massenmedien und in Berichterstattungen über juristische Prozesse werden vor allem psychologisierende Begründungen und (Fern-)Diagnosen von und über rächende(n) Akteur:innen diskutiert. Diese Aushandlungen sind meist diskursleitend. Sie prägen unser alltägliches Bild von Rache nachhaltig. Solche diskursiven und symbolischen Grenzziehungen zwischen Normierung und vermeintlicher Abweichung sind nicht rein rachespezifisch, sondern in Gesundheitskontexten virulent (vgl. Maasen 1995, 2000, Maasen/Winterhager 2001). Hier lassen sich daher auch Verbindungen zu gesellschaftlichen Wissensordnungen ziehen, die über das konkrete Phänomen hinausgehen. Medizinische Metaphern dienen durch den Verweis auf scheinbar objektiviertes Wissen und einer anerkannten Wahrheit vor allem auch der Produktion und Stabilisierung von Machthierarchien zwischen Akteur:innen (vgl. Sontag 1978, Müller-Funk 2010).

Nachdem ich den Forschungsstand und die psychologisierenden Theoretisierungsversuche von Rache kulturwissenschaftlich dekonstruiert und kritisch eingeordnet habe, werde ich mein Forschungsdesign, d.h. mein Forschungsfeld, die Methodik und Auswertung vorstellen. Danach werde ich ausgewählte Dimensionen von psychologischen Deutungen von biografischem Rache-Wissen

vorstellen und diskutieren. Der Beitrag endet mit einer Zusammenfassung, einem Fazit und einem Ausblick.

2. *Doing, thinking and imagining revenge*. Versuch einer kulturwissenschaftlichen Einordnung

Das Phänomen der Rache wird von verschiedenen akademischen Disziplinen untersucht. Neben der Philosophie, den Rechts-, Geschichts-, Literatur-, Medien- und Religionswissenschaften beschäftigten sich vor allem die Psychologie und die Sozial- und Kulturanthropologie mit ihm. Aufgrund der begrenzten Kapazitäten dieses Beitrages können nicht alle Fachperspektiven nachgezeichnet und auch keine Kultur- und Emotionsgeschichte vorgestellt werden (vgl. Frevert 2009, 2013, Frevert et al. 2011). Vorstellungen von Rache werden epochenspezifisch hervorgebracht und unterschiedlich problematisiert: Die Ausdrucksformen und sozialen und kulturellen Kontexte sind demnach vielfältig. Außerdem ist Vorsicht davor geboten, lineare und chronologische Entwicklungen zu (re)produzieren. Widersprüchliche und gegensätzliche Vorstellungen davon, was Rache sein kann, können nebeneinander existieren und für gültig erklärt werden. Sie prägen die gesellschaftlichen, historisch-tradierten Racheimagination (vgl. Bernhardt 2014). Wie ich noch genauer nachzeichnen werde, stellen die psychologischen und psychoanalytischen Deutungen und emotionspsychologischen Konzepte eine dominante (alltägliche) Diskursstruktur dar, die es nachzuzeichnen gilt (vgl. Waldschmidt et al. 2007, Boon/Yoshimura 2020).

Rachestudien aus der Sozial- und Kulturanthropologie, vor allem aus der Rechtsethnologie und Völkerpsychologie, (unter)suchten Rache bis in die 1970er Jahre primär außerhalb Europas (vgl. u.a. Frijda 1994, Bernhardt 2020). Dies war der Vorannahme geschuldet, dass Rache als eine archaische und zivilisatorisch rückständige Vorstufe des bereits im Westen etablierten und institutionalisierten Rechtssystems (Gesetze, Rechtsprechungen und Gerichte) anzusehen sei (vgl. Bernhardt 2021). Rache diente hier als Deutungsmuster für die soziale Organisationsweise ganzer als »primitiv« gelesener Gesellschaften und wurde als Gesellschaftsdiagnose überhöht (›Rachegesellschaften‹). Gegenwärtig nimmt eine kulturwissenschaftliche Perspektive im Sinne einer Anthropology of Revenge eher den Konstruktionscharakter des Phänomens in den Blick und zeichnet die Narrationen, Praktiken, Diskurse und gesellschaftlichen Mechanismen nach, die es in die Welt bringen (vgl. Hengartner/Lehmann 2005). Rache ist damit nicht ahistorisch oder natürlich, sondern wird kontinuierlich produziert und hervorgebracht (*doing revenge*), egal ob sie imaginiert oder erzählt, erfahren oder praktiziert wird (vgl. Reckwitz 2016a, Weenink/Spaargaren 2016). Neben den häufig als negativ und destruktiv wahrgenommenen Deutungen erhält Rache, wie ich später noch zeigen

werde, ebenso ordnende, (re)aktivierende und produktive Kräfte. Sie kann daher überspitzt als spezifische Kulturtechnik bezeichnet werden, um Alltage bewältigen und biografische Erfahrungen als sinnhaft deuten zu können.

Mit einer Arbeitsdefinition verstehe ich Rache als spezifische soziale Handlung, die auf ein erlittenes Unrecht folgt. Es ist jedoch wichtig zu reflektieren, *wer* sie *wie* als Deutungsmuster und Analysekategorie nutzt. Demnach ist Rache eine Praxis, die von Akteur:innen selbst definiert wird, gerade weil in Rache bereits spezifische Semantiken mitschwingen (z.B. eine spezifische Zeitlichkeit, Intensität oder Positionalität). Rache ist eine Verständigungs- und Umschreibungsformel und gleichzeitig Reizvokabel, weil sie Assoziationen stiftet und wirklichkeitskonstruierend ist. Die Bewertung einer sozialen Handlung als Unrecht ist immer subjektiv (vgl. Landweer 2016, Bernhardt/Landweer 2017). Des Weiteren besitzt Rache immer auch eine zeitliche Komponente und kann als Reaktion verstanden werden: auf ein Ereignis, das geschehen ist, eine Verletzung, die erlitten und als Unrecht gewertet wurde, eine Handlung, die in der Sinnstiftung der Akteur:innen ausgeglichen werden muss. Eine Racheformel besteht also zwangsläufig aus einer ersten Handlung, einer Phase des (strategischen) Nachdenkens und Kalkulierens und einer zweiten Handlung, dem Racheakt selbst. Darauf können reflexive Akte folgen, zu denen auch die Interviews gehören, die ich geführt habe.

3. Rache ethnografieren: das Forschungsdesign

Meine Forschung liegt an der Schnittstelle einer kulturwissenschaftlichen Emotions- und Affektforschung (vgl. Brennan 2004, Clough 2007, Gregg/Seigworth 2010, Leys 2011, Wetherell 2012) und einer Biographie- und Erzählforschung bzw. empirischen Subjektivierungsforschung (vgl. Lehmann 1983, 1993, 2007, Brednich 2007). Ethnografie bedeutet für mich, soziale und kulturelle Phänomene über akteursspezifische Erfahrungsdimensionen in den Blick zu nehmen und diese mit einem verstehenden Zugang zu erschließen (vgl. Lutz/White 1986, Lutz 1986, Middleton 1989, Ahmed 2004). Eine emotionstheoretische Kulturanalyse als spezifische (akademische) Form der Wissensproduktion offenbart so Einblick in lebensweltliche Wirklichkeitskonstruktionen, sowie Formen der Weltgestaltung und Handlungsmacht (agency) von Individuen (vgl. Milton/Svasek 2005, Beitl/Schneider 2016, Hartmann 2016).

In meiner Lesart zeichnet sich Rache durch die Praktik des *storytelling* aus. Erst durch das Medium der biografischen (Fall-)Geschichte entwerfen meine Gesprächspartner:innen eine soziale Welt und verknüpfen ihr vergangenes, gegenwärtiges und zukünftiges Handeln, spezifische Akteur:innen-Konstellationen und soziale Beziehungen miteinander. Die Rachegeschichten treten aber nicht »roh« in Erscheinung: Die verbalisierten Erfahrungen sind bereits gefiltert und interpretiert,

weisen Auslassungen und Selektionen auf; sie sind ungenau erinnert oder neu kombiniert, kurz: durch Narrativität gekennzeichnet (vgl. Meyer 2014, 2020). Sie bilden die Wirklichkeit nicht eins zu eins ab. Die Erzählpraxis ist von den Bedingungen der Forschung und den begrenzten zeitlichen und finanziellen Ressourcen sowie einer Selbst- und Fremdregulierung der Akteur:innen beeinflusst: Was können und möchten sie erzählen? Was wird ausgelassen und verschwiegen? Welche Dinge lassen sich vielleicht schwer bis gar nicht verbalisieren? Wo tritt also eine Sprachlosigkeit in Erscheinung?

Auch wenn dieser Beitrag einige Antworten liefern möchte, soll er vor allem kritische Fragen stellen: Wie wird Rache erzählt, psychologisierend begründet bzw. mit psychologisierenden Denkmustern angereichert? Wie konstruiert sich ein rächendes Selbst in den Rachegeschichten und wie wird die Interviewsituation als soziale Bühne genutzt? Wie positionieren sich Akteur:innen zu Diskursen von Rache und welche Wege von alltäglichem Rache-Wissen können nachgezeichnet und verfolgt werden (vgl. Kiefl 2013, Truschkat 2013)? Diese Fragen sollen nachfolgend umrissen werden, bevor ich konkrete Wissensbestände und diskursive Versatzstücke psychologisierender Argumentationen von Rache vorstelle.

Rachenarrative als spezifische Form der Wirklichkeitskonstruktion

Auf einen Interviewaufruf auf meinem Privataccount in den sozialen Medien Instagram und WhatsApp in den Jahren 2020 und 2021 meldeten sich über 20 Personen bei mir, die aus dem erweiterten Freund:innen- und Bekanntenkreis kamen. Die leitfadengestützten Interviews und informellen Gespräche fanden in Cafés, Parks und öffentlichen Orten oder aufgrund der Corona-Situation via (Video-)Telefon statt. Darüber hinaus wertete ich Rache-Ratgeberliteratur, Podcasts, Zeitschriftenartikel, Forenbeiträge und Quellen der Populär- und Unterhaltungskultur aus, von denen nicht alle im Rahmen dieses Beitrages vorgestellt werden können.

Mein Forschungsfeld um Rache konzentriert sich auf ausgewählte narrativ vermittelte Rachegeschichten. Eine kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung analysiert die spezifischen Narrationsformen und die individuelle Komposition dieser Erzählungen, die Motive, die spezifischen Akteur:innen-Arrangements und sozialen Beziehungen an. Ich nehme also neben den Inhalten der Geschichte vor allem die Ebene der performativen Äußerungen in den Blick, die Praktik des Rache-Erzählens und die damit verbundene überindividuelle Diskursebene, die in der Wahrnehmung meiner Gesprächspartner:innen eine Rolle spielt. Diese Verknotung kann durch diskursethnografische Ansätze greifbar gemacht werden (vgl. Maeder 2017, Elliker 2017). Des Weiteren werden mit diesen auch die Modi ihrer Hervorbringung untersucht. Mich interessiert also nicht nur das »Was?« mit Blick auf die Rachegeschichten und die Frage danach, wer sich wie, warum, an wem, mit was gerächt hat, Rache fantasiert hat oder Opfer von Rache wurde, sondern auch das »Wie?« (vgl.

Katz 1999, Fox 2015). Dies legt die akteur:innenspezifischen Positionierungs- und Argumentationsstrategien offen (vgl. Bürkert 2020). Außerdem werden so die Begründungen fokussiert, wieso vergangene biografische Situationen, in denen Rache fantasiert, erfahren und ausgeübt wurde, als Krise und als außeralltäglich wahrgenommen oder aber die Situationen anderer am Racheakt beteiligter Akteur:innen als eine solche gedeutet wurden. Momente des Rächens wurden von einigen Gesprächspartner:innen als irrational beschrieben, um die Überwältigung durch das Gefühl erklären zu können und gleichzeitig die Hilflosigkeit der Überwältigung darzustellen. Sie dienten einem sozialen Selbstschutz. Auch wenn diese drei Ebenen analytisch getrennt werden sollen, schreibe ich ihnen ähnliche Realitätseffekte zu.

Im Rahmen meiner Forschung fokussiere ich keine sozialstrukturellen Kategorien. Dennoch differenzieren sich meine Interviewpartner:innen nach Geschlecht, sexueller Orientierung, Ethnizität/Herkünfte, Wohnort, Alter, Bildungsweg und -grad, Stadt-Land sowie dem Berufsfeld: In den 20 ein- bis mehrstündigen Interviews sprach ich mit 15 weiblich-gelesenen und 5 männlich-gelesenen Akteur:innen, welche hetero- homo- und bisexuell und zwischen 26 und 55 Jahre alt sind. Sie oder ihre Familien kommen aus Deutschland, Kroatien, der Türkei, Polen, Italien und von den Philippinen. Sie haben einen Realschulabschluss, Abitur oder eine Fachhochschulreife. Ihre Bildungswege und Berufsfelder sind sehr divers: So haben einige von ihnen Fächer der Geistes-, Sprach-, Sozial-, Kultur-, Natur- oder Rechtswissenschaften studiert, arbeiten als Kranken- oder Altenpfleger:in, Einzelhandelskauffrau/mann, in der Verwaltung und im Dienstleistungsbereich oder mit leitenden Funktionen im Bereich der Architektur, des Immobilienmanagements, der (politischen) Erwachsenenbildung oder des Journalismus. Darüber hinaus führte ich Gespräche mit Staatsanwält:innen der Hamburger Justizbehörde.

Wie ich bereits im Forschungsstand erwähnt habe, möchte ich keine »klassischen« ethnologischen Blickwinkel auf Rache (re)produzieren und verfestigen, sondern den Großerzählungen von Rache durch die ausgewählten Fallbeispiele Gegennarrative gegenüberstellen (vgl. Keppler 1988, Torres/Crosby 2018). Ich spreche bewusst nicht von Krankheitsgeschichten, wie sie im psychoanalytischen Vokabular häufig verbreitet wurden (vgl. Goldmann 2019). Rache wird in den Gesprächen nicht auf geografische Räume und territoriale Zuschreibungen reduziert oder gar über biologische Merkmale hergeleitet. Die soziale und kulturelle Dimension von Rache entfaltet sich im Kontext von sozialen (Macht)Beziehungen und Akteur:innenkonstellationen wie Partner:innenschaften im romantisch-sexuellen Sinne, Freund:innenschaften, Familienmitglieder (Geschwister, Eltern oder Großeltern), Arbeitskolleg:innen, Patient:innen und Bewohner:innen im Krankenhaus und im Pflegeheim, Klient:innen im Rahmen juristischer Prozesse, aber auch Akteur:innen, die sexualisierte Gewalt erlitten haben. Vor allem letzteres wird in den Erzählungen ebenso mit psychotherapeutischen und psychopathologischen Konzepten verknüpft.

Die in den Erzählungen vorgestellte Rache – als Wunsch, Intention, Handlung, Vorstellung und Bedürfnis –, welche erfahren, fantasiert oder praktiziert wurde, zeichnet sich vor allem durch folgende Dimensionen aus: sich von Akteur:innen in sozialen Nahbeziehungen distanzieren, diese vermeiden und den Kontakt abbrechen, die:den festen Partner:in sexuell oder romantisch betrügen sowie mit anderen Personen Kontakt aufnehmen, schreiben oder sich treffen. Aber auch schlecht über jemanden sprechen (»lästern«) und Lügen verbreiten, die Person bloßstellen, Geheimnisse an Dritte weitererzählen oder Informationen und spezifisches Wissen vorenthalten, werden als spezifische Rachepraxis benannt, mit der bewusst Nachteile für die andere Person herbeigeführt werden. Weitere Rachenarrative umfassen die Beschädigung und Zerstörung von (gemeinsamen) Eigentum, den Willen, jemanden mental zu beeinflussen, zum Beispiel, indem bestimmte Gefühlslagen und Emotionen wie Unwohlsein hervorgebracht werden sollen – aber auch Formen der Selbstpräsentation und -inszenierung, durch die der anderen Person gezeigt werden soll, wie erfolgreich und »glücklich« das Selbst ist, etwa durch das Erreichen eines lang angestrebten Ziels wie eines Studienabschlusses oder dem Auswandern in ein bestimmtes Land.

Beachtet werden sollte der Umstand, dass Quellen – in meinem Fall das empirische Material – nicht für sich selbst sprechen können. Die Auswertung der qualitativen Interviews und informellen Gespräche und die Quellen- und Dokumentenanalyse von Medieninhalten wurden daher durch die Forschungsstrategie der Grounded Theory (vgl. Götzö 2014) geleitet. Meine Codes entwickelte ich daher im Sinne der induktiven Fachlogik aus dem empirischen Material heraus. Nur dann kann ein theoriegeleitetes und gegenstandsorientiertes Argumentieren erfolgen, in meinem Fall für eine Psychologisierung des Alltagslebens am Beispiel von Rachegeschichten.

Forscherrolle, Forschungsethik, Forschungsdatenmanagement

In Hinblick auf meine eigene Forscherrolle und Positionalität wurde mein persönliches Verständnis von Rache und eigene Vorannahmen durch dominante Diskurse in Medieninhalten geprägt. Erst durch Distanzierungsschlaufen gelang es mir, ihren Konstruktionscharakter und die Deutungshoheit massenmedialer Vermittlungen von Rache selbstkritisch einordnen. Außerdem waren mir einige Interviewpartner:innen bereits vor meiner Forschung bekannt. Dieser Grad an Nähe half mir, Zugänge zu Gesprächspartner:innen zu erhalten. Gleichzeitig setzt das empirische Forschen über ›Rache‹ einen Grad an Vertrauen, Empathie und Intimität voraus, da meine Gesprächspartner:innen in ihren Rachegeschichten über persönliche Erfahrungen sprachen. Die eigenen Emotionen und Gefühlslagen der Forschenden wurden verschiedentlich in der Forschung herausgestellt (vgl. Kleinmann/Copp 1993, Beatty 2005, Davies/Spencer 2010).

An dieser Stelle sollen die produktiven als auch herausfordernden Folgen des besonderen Settings »Interview« beleuchtet werden. Während bei den Gesprächen vor Ort in gemeinsamer Kopräsenz auch die non-verbale Kommunikation eine Rolle spielte, war diese in der Kommunikation per Computer und (Video-)Telefonie weniger greifbar. Ein weiteres Indiz dafür stellte meine Beobachtung dar, dass sich die Tonlage und Gesprächsatmosphäre während der face-to-face Interaktion in Cafés, Parks und in öffentlichen Räumen veränderte, wenn spezifische Situationen innerhalb der Rachegeschichten angesprochen wurden. Meine Akteur:innen wurden leiser, wenn es darum ging, wie sie Rache ausübten – und lauter, wenn sie ein erlittenes und als solches empfundenes Unrecht kontextualisierten und rekapitulierten. Außerdem schauten sich einige Akteur:innen neugierig in den Räumen um, ob fremde Personen zuhörten. Im Gegensatz dazu empfanden einige Interviewpartner:innen die Gespräche via Videocall oder Telefon als sehr angenehm, da sie in der Intimität ihrer eigenen Wohn- und Schlafzimmern über ihre Rachegeschichten sprechen konnten und sich keine Sorge darüber machen mussten, ob ihnen jemand zuhört. An diesen Stellen wurde mir bewusst, dass Rachegeschichten nicht nur inhaltlich mit Emotionen kodiert sind, sondern auch die Praxis des Darübersprechens mit Konzepten wie Scham und Peinlichkeit aufgeladen ist.

Die Praxis des Rache-erzählens kann in Monique Scheers (2012) Lesart als kommunikative Emotionspraktik verstanden werden. Diese Konzeptionalisierung in Rache-Kontexten versucht eurozentrische Emotion und Affekte wie Wut, Trauer, Zorn, Genugtuung und Hass, über und als Praktiken zu verstehen. Was mir nach meiner Forschung deutlich wurde, war die Tatsache, welche Bedeutung die Akteur:innen dem Gespräch zuschrieben. So resümierte ein Interviewpartner nach dem Gespräch, dass er das Interview als »kostenlose Therapiesitzung« (vgl. Interview 2020) empfunden und gemerkt habe, wie weit die Rachesituation in der Vergangenheit liegt. Das Interview im Rahmen einer ethnografischen Forschung wurde mit ausgewählten Dimensionen eines therapeutischen Gespräches verglichen: dem pointierten Fragenstellen und Nachfragen, dem Zuhören und Redenlassen.

An dieser Stelle möchte ich kurz auf forschungsethische Aspekte meiner Untersuchung und Fragen des Forschungsdatenmanagements eingehen. Die Rachegeschichten thematisieren die sozialen Nahbeziehungen von Akteur:innen, also lebensweltliche Dimensionen wie Sexualitäten, Familie oder Liebesbeziehungen. Die Interviews geben daher Auskunft über sehr sensible und hochemotionale Erfahrungen, etwa Schilderungen von sexualisierter, emotionaler, symbolischer, psychischer und physischer Gewalt und strafrechtlichen Prozessen. Meine eigenen moralischen Vorstellungen davon, was ich als »richtig« und »falsch« empfinde, musste ich während meiner Forschung in den Hintergrund stellen. Auch wenn artikulierte Rachepraktiken am Rande der Legalität balancierten, unterließ ich es, die Gesprächspartner:innen zu bewerten oder zu verurteilen.

Die Masse an Tonaufnahmen und Transkripten wurde anonymisiert und nach meiner Forschung von meinem privaten Computer auf eine externe Festplatte bzw. einem anderen Speichermedium überführt. Hier entstanden auch Fragen des Forschungsdatenmanagements: Wo werden sie nach Abschluss der Forschung gespeichert und wer hat Zugang zu den Orten und den Medien? Welche Technologien sind für eine nachhaltige Speicherung und ggf. eine Wiederverwendbarkeit geeignet? Welche Rückschlüsse können trotz Synonymisierung gezogen werden? Können ganze Persönlichkeitsprofile erstellt und dadurch Akteur:innen gefährdet werden?

Nachdem ich den Forschungsstand und mein kulturwissenschaftliches Forschungsdesign umrissen habe, möchte ich nachfolgend ausgewählte Rachegeschichten und ihre Formen des psychologisierten Krisenwissens vorstellen.

4. Zur Psycho(patho)logisierung des Alltags als Krisenstrategie. Exemplarische Rachegeschichten

Im Folgenden möchte ich kurz auf die Fachlogiken und Arbeitsweisen der Psychologie eingehen und sie mit den Methoden der empirischen Kulturwissenschaft kritisch einordnen. Die psychologischen Wissensbestände, Theoretisierungs- und Konzeptionalisierungsversuche sollten nach den Formen ihrer Produktion, Rezeption und Wirkung befragt werden: Eine kulturwissenschaftliche Perspektive auf Emotionen und Affekte versteht diese keineswegs als natürlich, ahistorisch oder universell (vgl. Tritt 1992, Flam 2002, Burkett 2014, Langbein 2020). Diese Forschungszugänge sollen dabei helfen, das Phänomen Rache, welches meist abstrakt gedacht wird, als konkrete narrative Krisenerfahrungen auf der Mikroebene zu verstehen (vgl. Bourdieu 1997). Diesen spezifischen Forschungszugang zur Rache möchte ich im Folgenden genauer erörtern.

Gegenwärtige Vorstellungen einer Psychologie und Psychoanalyse wurden vor allem durch den österreichischen Arzt, Neurophysiologen und Kulturtheoretiker Sigmund Freud (1856–1939) geprägt und popularisiert, auch wenn die Anfänge der Disziplin bis in die Jahrhunderte vorher zurückverfolgt werden können (vgl. Freud 1885, 1910, 1917). Auch heute noch werden seine therapeutischen Arbeitsweisen und seine Schriften sowie die Weiterentwicklungen seiner Tochter rezipiert, kritisch diskutiert, angewandt oder auch abgelehnt (vgl. Dührssen 1994). Das psychologische Wissen hat sich in Disziplinen und Literaturkanons, Universitäten und Lehrstühle und ganzen Berufsfeldern institutionalisiert. Gleichzeitig hat es sich in spezifische Materialitäten, Praktiken und Medien übersetzt, deren Versatzstücke auch außerhalb dieser Felder aufgegriffen werden. Damit meine ich nicht laienpsychologische Praktiken, sondern Strategien der Fremd- und Selbstpsychologisierungen abseits wissenschaftlicher Argumentationen.

Der Forschungsbereich der Psychoanalyse differenziert sich in die Untersuchung einer Psychodynamik des Unbewussten, also Modelle der menschlichen Psyche, die analytische Psychotherapie sowie in eine psychoanalytische Methodik, welche auch soziale und kulturelle Phänomene in den Blick nimmt (zur (feministischen) Kritik vgl. Eschenröder 1989, Eysenck 1985, Benjamin 1990). Die Grundannahmen des psychoanalytischen Arbeitens und Forschens erklären die Entwicklung und das Verhalten einer Person mit Kindheitserinnerungen und Sozialisationsprozessen, Trieben, Abwehrmechanismen und Verdrängungsprozessen oder affektiven Störungen durch Konflikte des Bewussten und Unbewussten. Das Verdrängte kann in dieser Logik in Träumen und im sozialen Handeln auftreten. Erst durch das aktive Bewusstmachen und Reflektieren könne eine aus medizinischer Sicht Genesung einsetzen (vgl. Freud 1904). Bereits hier wird deutlich, dass diese Wissensstrategie an der Schnittstelle von Naturwissenschaft und Sozialwissenschaft balanciert. Praktiken des Erklärens mischen sich mit Praktiken des Verstehens. Beobachtungen und experimentelles Wissen werden gedeutet, interpretiert und übersetzt. Konzepte aus der Ich-Psychologie wie Abwehrmechanismen (Verdrängung, Regression, Reaktionsbildung, Isolierung, Verleugnung, Introjektion, Selbstverletzendes Verhalten, Sublimierung u.a.) und das Strukturmodell der menschlichen Psyche in Es, Ich und Über-Ich, die Verflechtungen von Werte- und Normsetzungen, Reaktionen und Reize, die sich in Instanzen der Moral und der Forderungen, der Kontrolle und der Forderungen manifestieren würden, sind bis heute wirkmächtig (vgl. Freud 1921, zu Freuds Affektheorie vgl. Döll-Hentschker 2008).

Es existiert eine Fülle an kleineren und größeren Studien zu Rache aus der Psychologie. Ihre Theoretisierungen widmen sich häufig den (scheinbar) naturwissenschaftlich erforschbaren Ursachen und ihrer Verortung in der menschlichen Psyche (vgl. Cose 2005, Böhm/Kaplan 2009, Karger 2012). In experimentellen und klinischen Laborsettings werden neuro(bio)logische Prozesse untersucht, nach mechanischen Körperverständnissen gefragt, Befragungen durchgeführt und Statistiken produziert (vgl. Strang 2002, Elgat 2017). Rache wird dabei häufig als ein Gegenstand konstruiert, der im Sinne einer anthropologischen Grundkonstante jedem menschlichen Wesen inhärent sein könnte. Meist werden eurozentrische Konzepte von Emotionen, Affekte und Gefühlslagen wie Zorn, Trauer, Wut, Hass oder Genugtuung mit Rache in Verbindung gebracht (vgl. McCullough 2008, Akhtar/Parens 2013, Recchia/Wainryb 2021, Danziger 2021). Solche Zuschreibungen konstruieren rein biologische-gestützte Menschen- und Weltbilder mit spezifischen Eigenschaften wie zum Beispiel ein körperlich-mentales Innen (Gefühl), ein ebensolches Außen (Emotion), eine Verbindung (Gemüt) und Vorstellungen einer natürlich-gelesenen Affektregulierung (vgl. Barash/Lipton 2011, Speziale-Bagliaccca 2013, Prade-Weiss 2019). Mit einem geweiteten Blick könnten diese Emotionskonstruktionen fluider gedacht werden. Der Rache werden vor diesem

Kontext oftmals eigene Kräfte und Wirkmächte zugeschrieben: Sie kann ausbrechen, gesteuert werden oder aber Menschen können ihr unterlegen sein.

Während die »klassische« volkskundliche Erzählforschung Sagen und Märchen in den Blick nahm, möchte ich mich narratologischen und erzähltheoretischen Perspektiven bedienen, diese jedoch mit diskursanalytischen Ansätzen in Beziehung setzen (vgl. Früh/Frey/Blümler 2014). Ich verbinde also meine ethnografische Forschung mit Analyseperspektiven, die überindividuelle Wissensordnungen mitdenken und ihre Beziehungen herausarbeiten. Dabei leitet mich die Frage, wie psychologisches und psychoanalytisches Wissen als Interpretationsfolie genutzt wird, um eigenes und fremdes Handeln als Rache zu interpretieren oder aber sich die Bedingungen für Rache herzuleiten. In meiner Masterarbeit interessieren mich vier Formen der Krisenerzählung (Heldengeschichten, Befreiungsgeschichten, Erfolgsgeschichten und Gewalt gegen Dinge), die an der Schnittstelle von alltäglichem und außeralltäglichem Erzählen changieren (vgl. Ehrlich 1980, Klein/Martinez 2009). Für diese Arbeit nutze ich diskursethnografische Arbeitsweisen, um in Rachegeschichten ausgewählte Diskursstränge nachzuzeichnen, welche wiederum reproduzierend wirken.

Anhand der vorgestellten Beispiele argumentiere ich, dass sich die Erklärungsversuche meiner Interviewpartner:innen von Rache psychologischem und psychoanalytischem Wissen bedienen. Theoretische Perspektiven dieser Bereiche werden beinahe lehrbuchartig zitiert und dafür genutzt, um die Ich-Zentriertheit der nahestehenden Person oder ihren mangelnden Grad an Reflexivität gegenüber sich selbst und anderen zu verorten. So greifen meine Interviewpartner:innen auf ihr Krisenwissen zurück, mit dem nicht nur das soziale Handeln der rächenden Akteur:innen gedeutet wird, sondern mit dem auch eigene Verhaltens- und Denkweisen legitimiert werden. Gegenwärtig präsente Charakterzüge und soziale Handlungen von an den Racheakten beteiligten Akteur:innen werden durch (mono)kausale Verkettungen von Erfahrungen plausibilisiert, um das oftmals als irrational empfundene Verhalten des Gegenübers zu rechtfertigen (vgl. Fahrmeir 2013). Die erlittenen Verletzungen und das erfahrene Unrecht und die damit einhergehende gestörte soziale Ordnung in der eigenen Lebenswelt werden keineswegs als kontingente Situation interpretiert. In den Lebenswelten meiner Gesprächspartner:innen wurde nach Leerstellen und biografischen Brüchen z.B. in den Kindheitserinnerungen gesucht, welche als Signale oder Warnzeichen dafür fungierten, Rachepraktiken auszuüben.

Dabei interessieren mich vor allem Konzepte wie ›Trauma‹, ›Kompensation‹, ›Persönlichkeitsstörungen‹, ›Verdrängungsmechanismen‹ und ›Projektionen‹ (vgl. Mertens/Waldvogel 2008). Ich stelle diese Konzepte im empirischen Material zwar analytisch getrennt dar, in der sozialen Wirklichkeit treten sie jedoch nicht in Reinform, sondern vielmehr in Mischformen auf, welche durch Überlappungen gekennzeichnet sind. Nachfolgend möchte ich exemplarische Rachegeschichten vorstellen, die drei Dimensionen psychologisierter Deutungen und Wissensbestän-

de vorstellen. Mit Rückgriff auf Andreas Reckwitz (2008, 2016b, S. 46–66) lassen sich diese Verbindungen von der Praxis des Rache-erzählens und den diskursiven Rahmungen als »Diskurs-Praxis-Formationen« verstehen, die sich auch in den Positionierungsversuchen und Biographien meiner Gesprächspartner:innen niederschlagen (vgl. Wundrak 2018). Prominent sind zum Beispiel emotionspsychologische Konzepte wie ›Traumata‹, ›Kompensation‹, ›Unterbewusstsein‹, ›Narzissmus‹, ›Egoismus‹, ›Eifersucht‹, ›Neid‹. Akteur:innen, die hier als Rache-Expert:innen auftreten und (populärkulturelles) Rache-Wissen konstruieren, sind häufig Ärzt:innen, Psycholog:innen sowie juristische Akteur:innen (vgl. McDermott et al. 2007, Price 2009, Jaffe 2011, Psychoanalyse-Universität 2013, Pitsch 2015, Huston 2017, Van Edwards N.N.).

4.1 Denkfigur und Wissensstrategie ›Narzissmus‹ (Petra)

Meine Interviewpartnerin **Petra** (48, Architektin) erzählt mir von ihrer Rachegeschichte. Sie und ihr Mann haben einen Konflikt mit ihrem Vermieter ausgetragen. Dieser habe ihnen vorgeworfen, gegenüber ihm und den Nachbar:innen respektlos aufgetreten zu sein. Er unterstellte Petra und ihrem Mann sogar rassistische Äußerungen gegenüber einigen Mieter:innen mit einer osteuropäischen Herkunft. Die Anschuldigungen weisen beide vehement von sich. Sie betonen im Gegenteil, wie harmonisch das nachbarschaftliche Verhältnis gewesen sei, als die Mutter des Vermieters noch lebte und bevor er die Immobilien übernommen habe. Für Petra fing der Konflikt an, als sie merkte, dass die Garageneinfahrt vehement zugeparkt wurde, obwohl sie monatlich Geld dafür bezahlt, den dortigen Parkplatz zu nutzen. Trotz mehrfacher Beschwerden erhielt sie keine Reaktion vom Vermieter. Der Konflikt spitzte sich zu und beide Seiten kommunizierten schließlich über Anwält:innen. Petra äußert mir gegenüber, dass dies eine schwere Zeit gewesen sei, insbesondere weil ihr Mann bereits seit 26 Jahren in diesem Haus wohnte. Sie rächten sich an dem Vermieter, indem sie die Kündigungsfrist des Büros auf fast ein Jahr streckten. Das Büro wurde durch einen externen Mietvertrag geregelt und als Durchgangszimmer zwischen Hausflur und Wohnung genutzt. Da dieses weiterhin angemietet wurde, blockierten sie den Raum am Ende des Durchgangs: die Wohnung. Diese stand daher lange leer und konnte erst bei der Kündigung wieder vermietet werden. Aufgrunddessen erlitt der Vermieter ökonomische Verluste. Im Gespräch ließ Petra fallen dass ihr Vermieter ein schlechtes Verhältnis mit seiner Mutter, Petras ehemaliger Vermieterin, gehabt habe. Diese habe kontinuierlich betont, wie »blöd« ihr Sohn sei, z.B. beim Navigieren in die Garage oder bei einem kleinen Unfall. Auch zu seinem Vater habe er keinen Kontakt. Er hätte keinen ›richtigen‹ Beruf und würde ›nur‹ Hilfstätigkeiten ausüben. Petra verweist außerdem auf umfangreiche Briefe von ihm, in denen er betont, dass er aufgrund seiner vielen Studienfächer an einem konstruktiven Gespräch interessiert sei (vgl. Interview

Petra 2020). Petra klassifiziert sein Verhalten als psychopathisch und diagnostiziert narzisstische Züge, um sein Verhalten und sein Auftreten zu erklären. Dies dient als Erklärungsmuster für seinen starken Egoismus, also eine aus ihrer Sicht übermäßige Ich-Bezogenheit (vgl. Freud 1924).

4.2 Denkfigur und Wissensstrategie ›Kompensation‹, ›Verdrängung‹ und ›Depression‹ (Claire, Tuncay, Selina, Anja)

Meine Interviewpartnerin **Claire** (26, Studentin) rächt sich an ihren Eltern, indem sie den Kontakt minimiert, zu ihnen Distanz hält und diese nicht in ihrem Geburtsort, an Weihnachten, bei Hochzeiten, bei der Geburt des Geschwisterkindes oder an ihren Geburtstagen besucht. Grund dafür, so erzählt sie es mir in unserem Gespräch, ist das in ihren Augen merkwürdige und nicht altersgerechte Verhalten ihrer Eltern vor ihrer Scheidung vor ein paar Jahren. Ihre Mutter habe ihren Ehemann und ihre vier Kinder (inkl. Claire) verlassen, um mit einem Freund aus ihrer Kindheit eine Beziehung einzugehen. Diese zerbrach nach einigen Monaten. Danach war ihre Mutter wohl oft aus, entwickelte laut Claire eine Kaufsucht, meldete Privatinsolvenz an, wurde mit Depression diagnostiziert, unternahm einen erfolglosen Suizidversuch, lernte einen wohlhabenden kinderlosen Mann aus Süddeutschland über Facebook kennen, zog mit Claires Geschwistern zu ihm und heiratete ihn. Claires Vater habe nach der Trennung wechselnde Freundinnen gehabt, eine Versöhnung mit seiner Ex-Frau abgelehnt, ein weiteres Kind bekommen und ein renovierungsbedürftiges Haus gekauft, in dem er jetzt mit seiner gegenwärtigen Freundin und einem neuen Kleinkind wohnen würde. Laut Claire stecke er viel persönliche Energie, finanzielle und zeitliche Ressourcen in das Haus. Claires Mutter habe schon immer den Traum gehabt, ein eigenes Haus zu besitzen. Dieser wurde ihr in der Partnerschaft mit dem Vater aber nicht erfüllt.

Ein Erklärungsversuch Claires für das Verhalten ihrer Eltern ist, dass diese ihre Jugend nachholen müssten – also eine Zeit der Unvernunft, des konsequenzlosen Handelns, der Ablehnung des Übernehmens von Verantwortung. Laut Claire sei dies der Auslöser bei ihrer Mutter gewesen, ab dem das rationale Verhalten in ein irrationales Verhalten umschlug. Diese Form der Kompensation sei vor ein paar Jahren ohne Vorankündigung geschehen. Erst jetzt im Nachhinein würde Claire die Gründe einer Verdrängung erkennen können: Unzufriedenheit, Arbeitslosigkeit, Überlastung aufgrund des jungen Elternwerdens (vgl. Kunze 1972). Claire stellt sich hier als die vernünftige, also rational denkende Person dar. Sie habe in ihrer Kindheit viel Verantwortung für ihre drei Geschwister übernehmen müssen. Dieses Denkmuster und die Rolle als »große« Schwester, übe sie noch heute aus (vgl. Interview Claire 2020).

Eine ähnliche Deutung ergab sich im Gespräch mit meinem Interviewpartner **Tuncay** (30, Lehrer) der mir schilderte, dass er sich für Verletzungen aller Art (bei-

spielsweise das Betrügen durch einen Partner) früher gerächt habe, es aber nicht mehr in der Gegenwart tun würde. Sein jetziger Freund würde ihn regelmäßig mit anderen Männern betrügen, die er über Dating-Apps kennenlerne. Dies geschehe vor allem dann, wenn Tuncay und sein Freund Streit haben – auch wegen belangloser Dinge wie beispielsweise der Situation, dass sie nicht zusammen ausgegangen seien. Tuncay interpretiert das Verhalten seines Freundes mir gegenüber so, dass dieser in seiner Jugend alle Wünsche erfüllt bekommen habe. Sein regelmäßiges Betrügen sei deshalb ein Trotzverhalten gegenüber Regulierungen und Grenzziehungen von Tuncay. Sexuelle Praktiken, so Tuncays Deutung, haben im Leben seines Freundes eine Kompensationsrolle eingenommen: Er sei ungeoutet und schwer krank gewesen. Er konnte deshalb wenig bis gar keinen Sex haben. Die erzwungene Enthaltsamkeit stelle einen Kontrast zu seinem Leben vor der Krankheit dar. Sexuelle Partner konnte er nur außerhalb des sozialen Nahbereichs seines Elternhauses empfangen. Durch das Betrügen würde sein Freund, zumindest für den Moment, Genugtuung und Kompensation empfinden. Tuncay teilte mir mit, dass er in seiner Jugend selbst Phasen erlebt habe, in denen er häufig wechselnde Sexualpartner hatte. Jetzt im Nachhinein erkennt er, dass er zum damaligen Zeitpunkt depressiv und unzufrieden war (vgl. Freud 1926). Dieses Denkmuster überträgt er eins zu eins auf die Lebensrealität seines Freundes. Seine als Krise interpretierte Jugendphase projiziert er nun auf das Verhalten seines Freundes (vgl. Interview Tuncay 2020).

Meine Interviewpartnerin **Selina** (28, Doktorandin in der Germanistik) teilt mir in unserem Gespräch mit, wie sie sich an ihrem Ex-Mann rächt, indem sie ein Bachelor-, Master- und Promotionsstudium absolvierte und fließend Deutsch spricht. Vor ein paar Jahren lernten die beiden sich kennen und führten eine Fernbeziehung zwischen der Türkei und der Schweiz. Um der räumlichen Distanz entgegenzuwirken und damit Selina in die Schweiz einreisen und dort leben durfte, heirateten sie. Ihr Partner habe sie jedoch angelogen und inszeniert, dass er ein eigenes Haus und ein eigenes Auto besäße und einer Berufstätigkeit nachgehe. Vor Ort merkte sie, wie unselbstständig er sei und welche traditionellen zweigeschlechtlichen Rollenbilder von Mann und Frau er und seine Familie tradierten. So durfte sie nicht arbeiten oder ein Studium beginnen und sollte sich um den Haushalt kümmern. Außerdem manipulierte und kontrollierte er sie und übte physische und psychische Gewalt gegen sie aus. Ihr großer Traum war es, Germanistik zu studieren und die deutsche Sprache zu erlernen. Ihr wurde dieser Wunsch ausgeredet, mit dem Hinweis, dies würde sie niemals schaffen können. Sie fasste den Entschluss, ihn zu verlassen, sich scheiden zu lassen und ein Germanistikstudium zu beginnen. Gegenwärtig befindet sie sich in ihrer Promotion. Sie leidet gegenwärtig nach wie vor an Angstzuständen und depressiven Episoden, wie sie mir gegenüber mitteilt, die sie mit medikamentösen Mitteln behandelt, um den Universitätsalltag zu meistern. Selina interpretiert das Verhalten ihres ehemaligen Partners und seiner Familie als Kompensation dafür,

eigene individuelle Möglichkeiten zur Weiterbildung wie z.B. ein Studium, nicht selbst wahrgenommen zu haben (Vgl. Interview Selina 2020).

Anja (30, Studentin der Germanistik) erzählte mir davon, wie ihre Familie, vor allem ihre Mutter und ihre Großeltern, ihre Rachegedanken gegenüber ihrer Schwester psychologisierten und pathologisierten und Rache als Krankheitsbild, welches geheilt und überwunden werden kann, konstruierten. Der Hintergrund ihrer Rachegeschichte ist folgender: Anjas Schwester begann eine Liebesbeziehung mit Anjas Freund, während dieser noch mit Anja liiert war. Eines Nachts, als Anja, ihr Freund, Anjas Schwester und deren Freund miteinander ausgingen, sei es zu einem ersten Kuss zwischen Anjas Schwester und ihrem damaligen Partner gekommen. Aus der Freundschaft entwickelte sich eine Partner:innenschaft und die beiden Paare trennten sich. Für Anja brach eine Welt zusammen und sie schaffte laut eigener Aussage ihre Ausbildung zur Mediengestalterin nur mit Mühe und Not. Sie äußerte mir gegenüber, dass sie während dieser Zeit sehr wütend, zornig und hasserfüllt war, vor allem gegenüber ihrer Schwester, von der sie sich distanzierte. Nachträglich klassifizierte sie ihren psychischen Zustand als depressiv und suchte sich psychologische Hilfe. Vor Probleme stellte Anja die verständnisvolle Art ihrer Mutter und ihrer Großeltern gegenüber Anjas Schwester, also der Person, die Anja Leid angetan habe. Aus deren Perspektive sei die Handlungsmacht (agency) von Anjas Schwester gemindert und die Wirkkraft von Konzepten wie ›Liebe‹ überhöht gewesen. So wurde diese als etwas konstruiert, welches Menschen nicht steuern könnten. Die Vorstellung einer Affektregulierung wird hier erneut greifbar. Anjas Vater hingegen ordnete das Verhalten seiner Töchter kritisch ein und entwickelte eine Abneigung gegenüber dem Ex-Freund von Anja. Bei einem Fußballspiel eskalierte die Situation und der Vater brach dem Ex-Freund von Anja die Nase. Anja teilte mir mit, dass sie darüber Schadenfreude verspüre (Vgl. Interview Anja 2020).

4.3 Denkfigur und Wissensstrategie ›Trauma‹ und ihre psychische Aufarbeitung (Isabell, Ronja, Niklas)

Meine Interviewpartnerin **Isabell** (26, Altenpflegerin) rächt sich an ihrem Großvater, der sie, ihre Mutter und ihre Großmutter abwertend behandelt habe. Dies tat er, so Isabell, indem er sich nicht ihren Namen merken wollte, ihre Mutter in der Kindheit schlug, seine Frau kontrollierte und terrorisierte. Ein Schlüsselmoment stellte für Isabell der Tod ihrer Großmutter dar. Obwohl sie bereits sehr schwer krank war, führte sie alle Aufgaben des alltäglichen Bedarfs alleine durch, vor allem jene für Isabells Opa. Dieser stellt sich in Isabells Interpretation als demenzkrank und hilfsbedürftig dar und brauche daher 24 Stunden Betreuung. Als Isabells Oma starb, konnte sich ihr Opa jedoch plötzlich um sich selbst kümmern, seinen Alltag selbstständig organisieren und lehnte jede weitere Hilfe ab. In unserem Gespräch teilte mir Isabell mit, dass sie sich gar nicht vorstellen möchte, wie viel Arbeit ihre Oma mit ihm

hatte. Isabell rächt sich an ihm, indem sie ihn zwar bei den alltäglichen Aufgaben wie Einkaufen, Körperhygiene, Wäschewaschen, oder dem Besorgen von Medikamenten unterstützt, darüber hinaus aber jeden Kontakt vermeidet. Sie distanziert sich von ihm und schenkt ihm gezielt keine Beachtung. So solle er merken, wie alleine er sei. Isabell führt das Verhalten ihres Opas auf seine Kindheit und auf die Tatsache zurück, dass dieser von seiner eigenen Mutter missbraucht wurde. Dieses ›Trauma‹ würde, so Isabell, das sexistische und frauenverachtende Verhalten in der Vergangenheit und Gegenwart erklären und für ihn rechtfertigen (Vgl. Interview Isabell 2020).

Eine ähnliche Deutung hat die Studentin **Ronja** (26), welche die Beziehung zu ihrem Freund als toxisch beschreibt. Ihr Freund würde sie kontrollieren und ständig verbal attackieren, was erhebliche Auswirkungen auf ihr Selbstbewusstsein habe. Er habe sie manipuliert und ständig betont, dass er jedes Mädchen haben könne und Ronja darüber froh sein solle, dass er sie als Partnerin möchte. Durch solche Worte habe sie täglich Selbstzweifel und Zukunftsängste empfunden. Sie rächte sich an ihrem Freund, indem sie ihn mehrfach heimlich sexuell betrog. Dies habe ihr Selbstbewusstsein gestärkt und sie schlussendlich auch zur Trennung bewegt. Das Verhalten ihres (nun Ex-)Freundes führt sie auf ein schlechtes Verhältnis zu seinen Eltern und einen sexuellen Missbrauch in seiner Kindheit zurück, dessen Nachwirkungen sein Verhalten prägen. Diese Unzufriedenheit würde er auf sie übertragen (Vgl. Interview Ronja 2020).

Erwähnt wird die Verbindung von sexualisierter Gewalt und Nahbeziehung auch von meinem Interviewpartner **Niklas** (26, Student). Er erzählte mir in unserem Gespräch davon, dass er von einem Mann sexuell missbraucht worden sei. Ich sprach ebenso mit seiner Mutter **Helena** (55, Leitung im Bereich der Erwachsenenbildung). Er und seine Mutter erstatteten bei der Polizei Anzeige und der bereits polizeibekannte und vorbestrafte Täter kam später ins Gefängnis. Niklas teilte mir mit, dass es ihm nach diesem Ereignis mehrere Monate mental sehr schlecht ging und er sich sogar temporär in eine stationäre Psychiatrie einwiesen ließ. Er erzählt mir, dass ihn das Darüber-sprechen entlasten würde – auch im Interview mit mir. Das Entwickeln von Rachegefühlen gegenüber dem Täter lehnt Niklas ab, obwohl seine Mutter ihn dazu ermuntere. Seine Strategie bestehe darin, den Täter und seine Geschichte zu durchdenken. Dieser sei traumatisiert, da er aufgrund von Kriegsgeschehen aus seinem Heimatland flüchten musste: Ihn treffe also keine Schuld. Auch dass seine Mutter äußerte, Selbstjustiz ausüben zu wollen, weil sie von der lokalen Polizei und dem juristischen System enttäuscht sei, kann Niklas nicht nachvollziehen und lehnt es ab (siehe dazu Krahé 2018). Im Interview mit seiner Mutter gab sie mir die Ereignisse durch ihre Aussagen nochmal detaillierter wieder. Sie betonte ihre Enttäuschung darüber, dass ihr Sohn dem Täter gegenüber keine Rachefantasien habe, wo dieser ihm doch Gewalt angetan habe. Für sie gehören der Rachewunsch bzw. die Rachefantasie nach dem Erfahren von sexualisierter Gewalt

zueinander (vgl. Pfeiffer-Müller 2018, Brewein 2018). Dies hatte für Niklas jedoch eher einen geringeren und ›irrationalen‹ Stellenwert (vgl. Interview Niklas 2020, Interview Helena 2020).

Vor diesem Hintergrund lassen sich auch mehrere informelle Gespräche verstehen, die ich mit einem Psychotherapeuten sowie einer Krankenpflegerin führte, welche auf einer stationären Psychiatrie in einem Universitätsklinikum arbeitet. Beide argumentierten im Gespräch, dass Rachefühle nach dem Erleben einer als traumatisch klassifizierten Situation mit psychologischem Wissen als eine ›natürliche‹ Reaktion angesehen werden können, welche wiederum Aufschluss über das biologische Menschenbild mit seiner Affektregulierung gibt. Darüber hinaus teilte mir die Krankenpflegerin anhand von Fallbeispielen aus ihrem Alltag mit, wie der Umgang mit Traumata auf der Station begleitet wird. Das dortige Personal orientiere sich an einem medizinisch gestützten und in den jeweiligen Berufen gelehrten schemahaften, an einem universellen Menschenbild ausgerichteten und idealisierten Phasenmodell von der Verletzung bis hin zu der Aufarbeitung erlebter Gewalterfahrung. Die Handlungsmacht des Personals ginge sogar so weit, dass den Patient:innen die Fähigkeit ›beigebracht‹ werden soll, die eigenen Träume bzw. Alpträume aktiv zu steuern. Dies würde wiederum das Bewusstsein und die Einstellung zu diesem Erlebnis verändern und es damit heilen. Hier lassen sich Bezüge zu Freuds Traumdeutung ziehen, in denen Träume stellvertretende Erfahrungen, welche ins Unterbewusste verdrängt werde, sichtbar werden und Wirkmächte entwickeln (vgl. Freud 1900, 1901, 1911, Feldtagebuch 2020/21).

5. Das rächende Selbst und psycho(patho)logisiertes Rache-Wissen. Fazit und Ausblick

Ich versuche durch die Fallgeschichten aufzuzeigen, wie psychologisches und psychoanalytisches Wissen die von den Akteur:innen erfahrene, imaginierte und ausgeübte Rache oder den Verzicht auf sie auf verschiedenen Ebenen durchdringt. Zum Teil dient es als Grundlage für die narrative vermittelten Rachegeschichten selbst: Das Wissen wird als Erkenntnisinstrument genutzt, um eigene und fremde Handlungsweisen zu deuten, abzuleiten, abzulehnen oder zu rechtfertigen. Es dient in meiner spezifischen Lesart als ›Krisenwissen‹. Gleichzeitig hilft diese Wissensform dabei, die als krisenhaft gedeutete Situation zu bewältigen bzw. als sinnhaft zu gestalten. Vor diesem Hintergrund spielt die Praxis des Rache-erzählens eine besondere Rolle.

Der diskursanalytische Blick auf psychologisierte Wissensbestände in den Narrationen von Rache zeigt, wie psychologisierende Konzepte in der sozialen Wirklichkeit und im Alltag greifbar und für Kulturwissenschaftler:innen analysierbar werden. Ich interpretiere diese Analyseebene dahingehend, dass Rache auf der

einen Seite gesellschaftlich tabuisiert wird und destruktive Konnotationen erhält, auf der anderen Seite aber durch Psychologisierung auch bestimmte Möglichkeits- und Handlungsräume geschaffen werden, in denen Rache erwartet wird und angemessen, ja sogar gefordert ist. So kann Handlungsmacht und Verantwortung abgegeben, aber auch eingefordert werden.

Außerdem verweist das Phänomen der Psycho(patho)logisierung von Rachewissen auf die Verwissenschaftlichung von Gesellschaften hin, in denen nicht nur ausgebildete Psycholog:innen Wissen über biografische Prägungen in der Kindheit oder die Rolle von Traumata besitzen, sondern sich auch Alltagsakteur:innen abseits der Disziplin dieses Wissen durch eigenes Studium oder Medienkonsum aneignen. Dies sind die Praktiken und Prozesse, in denen sich dominante Wissensordnungen verfestigen: Das institutionalisierte und akademisierte Wissen verknüpft sich mit Laienwissen.

Ferner entstehen emotionstheoretische Überlegungen und naturwissenschaftlich gestützte Menschenbilder, vor allem durch die Konstruktion einer menschlichen Psyche, biologischen Körpern und neurologischen Prozessen. Hier könnten wiederum allgemeine Fragen, beispielsweise nach dem vernunftbegabten und rational handelnden Menschen anschließen. Denn wie in den Interviews deutlich wurde, können Menschen auch lernen, Rache abzulehnen oder umzuleiten.

Auch wenn ich keine Gesellschaftsdiagnose formulieren möchte, wie es Ethnolog:innen im Kontext von Rache häufig getan haben, zeichnet sich das Phänomen Rache durch eine Omnipräsenz in gegenwärtigen Alltagen aus, wie meine Fallbeispiele zeigen, auch wenn sie gleichzeitig als ›außeralltäglich‹ bewertet werden können. Darüber hinaus prägen sie soziale und kulturelle Vorlagen, wie beispielsweise hoch- und populärkulturelle Rachevorstellungen. Das ethnografische Potenzial in der Kulturanalyse von Rache liegt also darin, aufzuzeigen, wie Rache-Wissen auf der Mikroebene als Brennglas für gesellschaftliche Vorstellungswelten wirken kann und wie sich dieses Wissen inszeniert. Überindividuelle Fragen nach Moral, nach Affektregulierung und Impulssteuerung und auch Fragen nach der Möglichkeit eines ›guten‹ Lebens können in der Analyse ebenso verhandelt und sichtbar gemacht werden. In weiteren Mikrostudien müssen diese Spannungsfelder weiter erörtert, das Rache-Wissens-Netzwerk kartiert und die vielfältigen Verbindungslinien und Transformationswege nachgezeichnet werden. Dies erlaubt ein historisiertes und differenziertes Bild des Phänomens Rache zu entwerfen, welches auch Fragen nach dem sozialen Zusammenleben von Menschen, ihren Beziehungsgefügen und der Rolle von Wissen beantworten kann.

Literatur

Ahmed, Sara: The Cultural Politics of Emotion. Edinburgh: Edinburgh University Press 2004.

Akhtar, Salman/Parens, Henry (Eds.): Revenge: Narcissistic Injury, Rage and Retaliation. Lanham, Maryland (USA): Jason Aronson 2013.

Alkemeyer, Thomas/Buschmann, Nikolaus: Praktiken der Subjektivierung – Subjektivierung der Praxis. In: Schäfer Hilmar (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript 2016, S. 115–137.

Balz, Viola/Malich, Lisa (Hg.): Psychologie und Kritik: Formen der Psychologisierung nach 1945. Wiesbaden u.a.: Springer 2020.

Bamberg, Michael G. W./Fina, Anna De/Schiffrin, Deborah (Eds.): Selves and identities in narrative and discourse. Amsterdam: John Benjamins Publishing Company 2007.

Barash, David P./Lipton, Judith Eve: Payback: Why We Retaliate, Redirect Aggression, and Take Revenge. Oxford: Oxford University Press 2011.

Beatty, Andrew: Emotions in the field: What are we talking about? In: The Journal of the Royal Anthropological Institute 11/1 (2005), p. 17–37.

Beckermann, Stephen/Valentine, Paul (Eds.): Revenge in the Cultures of Lowland South America. Gainesville, Florida (USA): University Press of Florida 2008.

Beitl, Matthias/Schneider, Ingo (Hg.): Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai – 1. Juni 2013. Wien: Selbstverlag des Vereins für Volkskunde 2016.

Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus und das Problem der Macht. Basel u.a.: Stroemfeld u.a. 1990.

Bernhardt, Fabian/Landweer, Hilge: Sphären der Verletzlichkeit. Recht und Emotion. In. Dies. (Hg.): Sphären der Verletzlichkeit. Freiburg: Karl Alber 2017, S. 13–47.

Bernhardt, Fabian: Forgiveness and revenge. In: Szanto, Thomas/Landweer, Hilge (Eds.) The Routledge Handbook of Phenomenology of Emotion. London et al.: Routledge 2020, p. 497–508.

Bernhardt, Fabian: Rache: Über einen blinden Fleck der Moderne. Berlin: Matthes & Seitz 2021.

Bernhardt, Fabian: Was ist Rache? Versuch einer systematischen Bestimmung. In: Baisch, Martin/Freienhofer, Evamaria/Lieberich, Eeva (Hg.): Rache – Zorn – Neid. Zur Faszination negativer Emotionen in der Kultur und Literatur des Mittelalters. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2014, S. 49–71.

Böhm, Thomas/Kaplan, Suzanne: Rache: Zur Psychodynamik einer unheimlichen Lust und ihrer Zähmung. Gießen: Psychosozial-Verlag 2009.

Boon, Susan D./Yoshimura, Stephen M.: Revenge as a social interaction: Merging social psychological and interpersonal communication approaches to the study of vengeful behavior. In: Social and Personality Pschology Compass 14/9 (2020), p. 1–13.

Bourdieu, Pierre: Verstehen. In: Ders./Accardo, Alain (Hg.): Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK 1997, S. 779–822.

Brednich, Rolf Wilhelm: Methoden der Erzählforschung. In: Lehmann, Albrecht/Göttsch, Silke: Methoden der Volkskunde: Positionen, Quellen, Arbeitsweisen der Europäischen Ethnologie. Berlin: Reimer 2007, S. 57–79.

Brennan, Teresa: The Transmission of Affect. Ithaca, New York (USA): Cornell University Press 2004.

Brewin, Chris R.: Erinnern und Vergessen. In: Gysi, Jan/Rüegger, Peter: Handbuch sexualisierte Gewalt: Therapie, Prävention und Strafverfolgung. Bern: Hogrefe 2018, S. 125–147.

Bürkert, Karin: Performativität. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Thomas (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren: ein Arbeitsbuch. Münster: UTB 2020, S. 351–380.

Clough, Patricia Ticineto/Halley, Jean (Eds.): The affective turn: theorizing the social . Durham: Duke University Press 2007.

Cose, Ellis: Bone to Pick: Of Forgiveness, Reconciliation, Reparation, and Revenge. Washington (USA): Washington Square Press 2005.

Danziger, Renée: Radical Revenge: Shame, Blame and the Urge for Retaliation. London: Free Association Books 2021.

Davies, James/Spencer, Dimitrina (Eds.): Emotions in the Field: The Psychology and Anthropology of Fieldwork. Stanford, Cal. (USA): Stanford University Press 2010.

Döll-Hentschker, Susanne: Psychoanalytische Affekttheorie(n) heute – eine historische Annäherung. In: Psychologie in Österreich 5 (2008), S. 446–455.

Dührssen, Annemarie: Ein Jahrhundert Psychoanalytische Bewegung in Deutschland. Die Psychotherapie unter dem Einfluss Freuds. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1994.

Duncan, Christopher R.: Violence and Vengeance: Religious conflicts and its aftermath in eastern Indonesia. Ithaca, NY (USA): Cornell University Press 2013.

Duttweiler, Stefanie: Sein Glück machen: Arbeit am Glück als neoliberale Regierungstechnologie. Konstanz: UVK-Verlag 2007.

Eggmann, Sabine: Diskursanalyse. Möglichkeiten für eine volkskundlich-ethnologische Kulturwissenschaft. In: Hess, Sabine/Moser, Johannes/Schwertl, Maria (Hg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin: Reimer 2013, S. 55–77.

Ehrlich, Konrad (Hg.): Erzählen im Alltag. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1980.
Eitler, Pascal/Elberfeld, Jens (Hg.): Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung. Bielefeld: transcript 2015.
Elgat, Guy: Nietsche's Psychology of Ressentiment. Revenge and Justice in On the Genealogy of Morals. New York u.a.: Routledge 2017
Elliker, Florian: A Scoiology of Knowledge Approach to Discourse Ethnography. In: Zeitschrift für Diskursforschung 5/3 (2017), S. 232–248.
Eschenröder, Christof T.: Hier irrte Freud. Zur Kritik der psychoanalytischen Theorie und Praxis. München: Piper 1989.
Eysenck, Hans Jürgen: Sigmund Freud: Niedergang und Ende der Psychoanalyse. München: List 1985.
Fahrmeir, Andreas (Hg.): Rechtfertigungsnarrative: zur Begründung normativer Ordnung durch Erzählungen. Frankfurt a.M.: Campus 2013.
Flam, Helena: Soziologie der Emotionen. Konstanz: UTB 2002.
Fox, Nick J.: Emotions, affects and the production of social life. In: The British Journal of Sociology 66/2 (2015), p. 301-318.
Freud, Sigmund: Die Frage der Laienanalyse. Wien/Leipzig 1926.
Freud, Sigmund: Die Traumdeutung. Wien/Leipzig 1900.
Freud, Sigmund: Entwurf einer Psychologie. Wien/Leipzig 1895.
Freud, Sigmund: Massen-Psychologie und Ich-Analyse. Wien/Leipzig 1921.
Freud, Sigmund: Über den Traum. Wien/Leipzig 1901.
Freud, Sigmund: Über Psychoanalyse. Fünf Vorlesungen. Wien/Leipzig 1910.
Freud, Sigmund: Vorlesungen zu Einführung in die Psychoanalyse. Wien/Leipzig 1917.
Freud, Sigmund: Zur Einführung des Narzißmus. Wien/Leipzig 1924.
Freud, Sigmund: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube(n) und Irrtum. Wien/Leipzig 1904.
Freud, Sigmund; Die Handhabung der Traumdeutung in der Psychoanalyse. Wien/Leipzig 1911.
Frevert, Ute/Scheer, Monique/Schmidt, Anne/Eitler, Pascal/Hitzer, Bettina/Verheyen, Nina/Gammerl, Benno/Bailey, Christian/Pernau, Margrit (Hg.): Gefühlswissen. Eine lexikalische Spurensuche in der Moderne (1700–2000). Frankfurt a.M. et al.: Campus Verlag 2011.
Frevert, Ute: Geschichte der Gefühle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2009.
Frevert, Ute: Vergängliche Gefühle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
Frijda, N. H.: The Lex Talionis. On Vengeance. In: van Goozen, Stephanie H. M./Sergeant, Joseph A. (Eds.): Emotions: Essays on emotion theory. 1994. Mahwah, New Jersey (USA): Psychology Press 1994, p. 263–289.
Früh, Werner/Frey, Felix/Blümler Jette (Hg.): Narration und Storytelling: Theorie und empirische Befunde. Köln: Halem 2014.

Gammerl, Benno/Nielsen, Philipp/Pernau, Margrit (Eds.): Encounters with emotions: negotiating cultural differences since early modernity. New York et al.: Berghahn 2019.

Goldmann, Stefan: »Alles Wissen ist Stückwerk«: Studien zu Sigmund Freuds Krankengeschichten und zur Traumdeutung. Gießen: Psychosozial-Verlag 2019.

Götzö, Monika: Theoriebildung nach Grounded Theory. In: Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern: Haupt 2014, S. 444–458.

Gregg, Melissa/Seigworth, Gregory J. (Eds.): The affect theory reader. Durham: Duke University Press 2010.

Hallpike, Christopher Robert: Bloodshed and vengeance in the Papuan mountains: the generation of conflict in Tauade society. Oxford: Clarendon Press 1977.

Hengartner, Thomas/Lehmann, Albrecht/Schmidt-Lauber, Brigitte (Hg.): Leben – erzählen: Beiträge zur Erzähl- und Biographieforschung. Berlin/Hamburg: Reimer Mann 2005.

Illouz, Eva: Die Erretung der modernen Seele: Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009. In: Gesammelte Werke. Chronologisch geordnet. 19 Bände. Hg. Von Freud, Anna u.a.: London: Imago 1940–1952. Nachdruck: Frankfurt a.M.: Fischer 1999 (»Imago-Ausgabe«).

Jacoby, Susan: Wild Justice: The Evolution of Revenge. New York: Harper & Row 1983.

Karger, André: Vergessen vergeben, versöhnen?: Weiterleben mit dem Trauma. Göttingen u.a.: V&R 2012.

Katz, Jack: How Emotions Work. Chicago: Chicago University Press 1999.

Keiser, Lincoln: Friend by day, enemy by night: organized vengeance in a Kohistani community. Belmont, Calif. (USA): Cengage Learning 1991.

Keller, Rainer: Der menschliche Faktor. Über Akteur(inn)en, Sprecher(inn)en, Subjektposition, Subjektivierungsweisen in der Wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Ders./Schneider, Werner/Viehöver, Willy (Hg.): Diskurs – Macht – Subjekt. Theorie und Empirie von Subjektivierung in der Diskursforschung. Wiesbaden: Springer 2012, S. 69–107.

Keppler, Angelika: Beispiele in Gesprächen: Zu Form und Funktion exemplarischer Geschichten. In: Zeitschrift für Volkskunde 84/1 (1988) S. 39–57.

Kiefl, Oliver: Diskursanalyse. In: Bischoff, Christine/Oehme-Jüngling, Karoline/Leimgruber, Walter (Hg.): Methoden der Kulturanthropologie. Bern: Haupt 2013, S. 431–443.

Klein, Christian/Martinez, Matias (Hg.): Wirklichkeitserzählungen: Felder, Formen und Funktionen nicht-literarischen Erzählens. Stuttgart: J.B. Metzler 2009.

Kleinmann, Sherryl/Copp, Martha (Eds.): Emotions and Fieldwork. Chapel Hill, North Carolina (USA): SAGE 1993.

Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung: Grundzüge einer Allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt a.M.: Fischer 2012.

Krahé, Barbara: Vergewaltigungsmythen & Stigmatisierungen in Justiz, Polizei, Beratung und Therapie. In: Gysi, Jan/Rüegger, Peter: Handbuch sexualisierte Gewalt: Therapie, Prävention und Strafverfolgung. Bern: Hogrefe 2018, S. 45–55.

Kraus, Wolfgang: Das erzählte Selbst: die narrative Konstruktion von Identität in der Spätmoderne. Springer: Wiesbaden 2000.

Kunze, Heinrich: Soziologische Theorie und Psychoanalyse: Freuds Begriff der Verdrängung und seine Rezeption durch Parsons. München: Goldmann 1972.

Kuschel, Rolf: Vengeance is their reply: blood feuds and homocides on Bellona Island. Kopenhagen: Dansk Psykologisk Forlag 1988.

Landweer, Hilge: Ist Sich-gemüdigt-Fühlen ein Rechtsgefühl? In: Dies./Koppelberg, Dirk (Hg.): Recht und Emotionen I. Verkannte Zusammenhänge. Freiburg/München: Herder 2016, S. 103–135.

Langbein, Ulrike: Emotion. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Thomas (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren: ein Arbeitsbuch. Münster: UTB 2020, S. 130–154.

Lehmann, Albrecht: Erzählstruktur und Lebenslauf: autobiographische Untersuchungen. Frankfurt a.M.: Campus Verlag 1983.

Lehmann, Albrecht: Reden über Erfahrung: kulturwissenschaftliche Bewusstseinsanalyse des Erzählens. Berlin: Reimer 2007.

Lehmann, Albrecht: Zur Typisierung alltäglichen Erzählens. In: Jung, Thomas/Müller-Dohm, Stefan (Hg.): »Wirklichkeit« im Deutungsprozeß. Verstehen und Methoden in den Kultur- und Sozialwissenschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1993, S. 430–348.

Leys, Ruth: The Turn to Affect: A Critique. In: A Critical Inquiry 37/3 (2011), p. 434–472.

Lutz, Catherine/White, Geoffrey M.: The Anthropology of Emotions. In: Annual Review of Anthropology 15 (1986), pp. 405–436.

Lutz, Catherine: Emotions, Thought, and Estrangement: Emotions as a Cultural Category. In: Cultural Anthropology 15 (1986), p. 287–309.

Maasen, Sabine/Eberfeld, Jens/Eitler, Pascal/Tändler, Maik (Hg.): Das beratene Selbst: zur Genealogie der Therapeutisierung in den »langen« Siebzigern. Bielefeld: transcript 2011.

Maasen, Sabine/Weingand, Peter (Eds.): Metaphors and the dynamics of knowledge. London u.a.: Routledge 2000.

Maasen, Sabine/Winterhager, Matthias (Eds.): Science studies: probing the dynamics of scientific knowledge. Bielefeld: transcript 2001.

Maasen, Sabine: Biology as society, society as biology; metaphors. Dordrecht u.a.: Kluwer 1995.

Maasen, Sabine: Genealogie der Unmoral. Zur Therapeutisierung sexueller Selbste. Suhrkamp: Frankfurt a.M. 1997.

Maeder, Christoph: Wissenssoziologische Diskursethnographie (WDE)? Die Kombination von Diskursanalyse und Ethnographie als Suchbewegung zwischen Wahrheit und Wirklichkeit. In: Zeitschrift für Diskursforschung 5/3 (2017), S. 299–208.

Mahlmann, Regina: Psychologisierung des »Alltagbewußtseins«: die Verwissenschaftlichung des Diskurses über Ehe. Opladen: Westdt. Verl. 1991.

Marquard, Odo: Psychologie, Psychologisierung, Psychologismus. München: Oldenbourg 1985.

McAdams, Dan P./Josselson, Ruthellen/Lieblich, Amia (Eds.): Identity and story: creating self in narrative. Washington (USA): American Psychological Association 2006.

McCullough, Michael E.: Beyond Revenge. The Evolution of the Forgiveness Instinct. San Francisco, CA (USA): Wiley 2008.

Mertens, Wolfgang/Waldvogel, Bruno (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. 3., überarbeitete und erweiterte Ausgabe. Stuttgart: Kohlhammer 2008.

Meyer, Silke: Narrativität. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Thomas (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren: ein Arbeitsbuch. Münster: UTB 2020, S. 323–351.

Meyer, Silke: Was heißt Erzählen? Die Narrationsanalyse als hermeneutische Methode der Europäischen Ethnologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 110/2 (2014), S. 243–267.

Middleton, Dewight: Emotional style: The cultural ordering of emotion. In: Ethos 17 (1989), p. 187–201.

Milton, Kay/Svasek, Maruska (Hg.): Mixed Emotions. Anthropological Studies of Feeling. Oxford: Bloomsbury 2005.

Müller-Funk, Wolfgang: Michael Foucault: Diskurs als kulturelle Macht. In: Ders.: Kulturtheorie. Einführung in Schlüsseltexte der Kulturwissenschaften. Tübingen: UTB 2010, S. 184–212.

Müske, Johannes: Diskurs. In: Heimerdinger, Timo/Tauschek, Markus (Hg.): Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Stuttgart: UTB 2020, S. 100–129.

Niehaus, Michael/Peeters, Wim (Hg.): Rat geben: zu Theorie und Analyse des Beratungshandelns. Bielefeld: transcript 2012.

Pfeiffer-Müller, Christoph: Opfer: Psychische Reaktionen nach sexueller Gewalt. In: Gysi, Jan/Rüegger, Peter: Handbuch sexualisierte Gewalt: Therapie, Prävention und Strafverfolgung. Bern: Hogrefe 2018, S. 117–125.

Prade-Weiss, Juliane: Die Rache und ihr Surrogat: Zur Erwiderungslogik bei Freud. In: Monatshefte 111/3 (2019), S. 380–399.

Recchia, Holly/Wainryb, Cecilia (Eds.): Revenge across childhood and adolescence. New York: Cambridge University Press 2021.

Reckwitz, Andreas: Kreativität und soziale Praxis. Studien zur Sozial- und Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript 2016b.

Reckwitz, Andreas: Praktiken und Diskurse. Eine sozialtheoretische und methodologische Relation. In: Kalthoff, Herbert/Hirschauer, Stefan/Lindemann, Gesa (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2008, S. 188–209.

Reckwitz, Andreas: Praktiken und ihre Affekte. In: Schäfer H. (Hg.): Praxistheorie. Ein soziologisches Forschungsprogramm. Bielefeld: transcript 2016, S. 163–181.

Roelcke, Volker: Rivalisierende »Verwissenschaftlichung des Sozialen«: Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie im 20. Jahrhundert. In: Reulecke, Jürgen (Hg.): Wissenschaften im 20. Jahrhundert: Universitäten in der modernen Wissenschaftsgesellschaft. Stuttgart: Steiner 2008, S. 131–148.

Scheer, M.: Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. In: History and Theory 51/2 (2012), p. 193–220.

Sontag, Susan: Krankheit als Metapher. München: Hanser 1978.

Speziale-Bagliacca, Roberto: Guilt: Revenge, Remorse and Responsibility After Freud. New York u.a: Routledge 2013.

Strang, Heather: Repair of revenge: victims and restorative justice. Oxford u.a.: Oxford University Press 2002.

Tenbruck, Friedrich H.: Wissenschaft und Verwissenschaftlichung. In: Hübner, Kurt: Die politische Herausforderung der Wissenschaft. Hamburg. Hoffmann und Campe 1976, S. 213–220.

Torres, J.T./Crosby, Jill Flanders: Timeless Knowledge, Embodied Memory. The performance of stories in ethnographic research. In: Etnofoor Stories (2018) 1/30, p. 41–56.

Traue, Boris/Pfahl, Lisa/Schürrmann, Lena: Diskursanalyse. In: Baur, Nina/Blasius, Jörg (Hrg.): Handbuch Methoden der empirische Sozialforschung. Wiesbaden 2019, S. 565–58

Tritt, Karin: Emotionen und ihre soziale Konstruktion. Vorarbeiten zu einem wissenssoziologischen, handlungstheoretischen Zugang zu Emotionen. Frankfurt a.M. u.a.: Peter Lang 1992.

Turschkat, Inga: Zwischen interpretativer Analytik und GTM. Zur Methodologie einer wissenssoziologischen Diskursanalyse. In: Keller, Reiner/Truschkat, Inga (Hg.): Methodologie und Praxis der wissenssoziologischen Diskursanalyse. Band 1: Interdisziplinäre Perspektiven (Theorie und Praxis der Diskursforschung). Wiesbaden: Springer 2013, S. 69–87.

Waldschmidt, Anne/Klein, Aenne/Korte, Miguel Tamaya/Dalman-Eken, Sibel: Diskurs im Alltag – Alltag im Diskurs. Ein Beitrag zu einer empirisch begründeten Methodologie sozialwissenschaftlicher Diskursforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung 8/2, Art. 15 (2007).

Weenink, Don/Spaargaren, Gert: Emotional agency navigates a world of practices. In: Dies./Lamers, Machiel (Eds.): Practice theory and research: exploring the dynamics of social life. London 2016, p. 60–84.
Wetherell, Margaret: Affect and Emotion. A New Social Science Understanding. London: SAGE 2012.
Wundrak, Rixta: Biografie als Praxis-Diskurs-Formationen. Eine praxeologische Perspektive auf lebensgeschichtliche Interviews. In: Alber-Armenat, Ina/Griese, Birgit/Schiebel, Martina (Hg.): Biografieforschung als Praxis der Triangulation. Wiesbaden: Springer 2018, S. 83–104.

Internetquellen

Huston, Matt: The Psychology of Revenge (and Vengeful People). When it comes to watching your back, hone in on narcissism and anger. In: psychologytoday.com (19.07.2017), URL: https://www.psychologytoday.com/us/blog/tech-support/201707/the-psychology-revenge-and-vengeful-people (05/09/2021).
Jaffe, Eric: The Complicated Psychology of Revenge. In: psychologicalscience.org (04.10.2011), URL: https://www.psychologicalscience.org/observer/the-complicated-psychology-of-revenge (05/09/2021).
McDermott, Rose/Lopez, Anthony c./Hatemi, Peter K.: ›Blunt Not the Heart, Enrage It‹: The Psychology of Revenge and Detterence. In: The Texas National Security Review Vol. 1, Iss. 1 (2007) URL: http://hdl.handle.net/2152/63934 (05/09/20219).
N.N. »Rache kennt meist kein Maß« Psychoanalytische Überlegungen zu Rache- und Vergeltungsimpulsen. In: Psychoanalyse-Universität.de (21.06.2013), URL: https://psychoanalyse-universität.de/wp-content/uploads/2013/08/Rache-kennt-meist-kein-Maß.pdf (05/09/2021).
Pitsch, Johannes: Psychologin über Blutrache. »Eine grandios-narzisstische Geste«. In: taz.de (07.02.2015), URL: https://taz.de/Psychologin-ueber-Blutrache/!5021542/ (05/09/2021).
Price, Michael: Revenge and the people who seek it. New Research offers insights into the dish best served cold. In: American Psychological Association (asp.org.) Vol. 40, No. 6 (2009), URL: https://www.apa.org/monitor/2009/06/revenge (05/09/2021).
Van Edwards, Vanessa: The Psychology of Revenge: Why It's Secretly Rewarding. In: Scienceofpeople.com (No Date), URL: https://www.scienceofpeople.com/the-psychology-of-revenge/ (05/09/2021).

Empirisches Material

Interviewaufnahmen und -transkripte
Interview Anja 2020
Interview Claire 2020
Interview Helena 2020
Interview Isabell 2020
Interview Niklas 2020
Interview Petra 2020
Interview Ronja 2020
Interview Selina 2020
Interview Tuncay 2020

Feldtagebuch 2020/21 und Feldnotizen

Das empirische Material liegt beim Autoren Manuel Bolz.

»Wege zu einer optischen Kultur«

Einstein und das Bauhaus – Wissenschaftliche Revolution und gesellschaftliche Krisenbewältigung

Mats Werchohlad

> »Oder er sieht sich wie viele, die in mittleren Jahren zum ersten Mal der Relativitäts- oder Quantentheorie gegenüberstanden, von dem neuen Standpunkt völlig überzeugt und ist doch unfähig, ihn zu internalisieren und in der entsprechenden Welt sich heimisch zu fühlen.«[1]

In vielschichtiger Weise bietet das 1962 veröffentlichte Werk des amerikanischen Physikers und Wissenschaftstheoretikers Thomas S. Kuhn »Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen« auch heute noch Anknüpfungspunkte zur Betrachtung des reziproken Spannungsverhältnisses von Wissenskrise und Krisenwissen. Entgegen einem positivistischen Wissenschaftsverständnis betont Kuhn darin, anhand seines Paradigmenbegriffes, die Logik kollektiver Werte, Begriffe und Praktiken für disziplinäre wissenschaftliche Gemeinschaften. Im Fokus steht die Beschreibung des krisenhaften und revolutionären Übergangs zu einem neuen Paradigma. Die Arbeit rief scharfe Kritik und heftige Debatten hervor. Im Feld der Wissenschaftsgeschichte erzeugte die neue Sichtweise damit selbst Anzeichen des durch sie charakterisierten Paradigmenwechsels.[2] Insbesondere sah sich Kuhn dem Vorwurf ausgesetzt, eine, in Bezug auf den Wahrheitsanspruch der Wissenschaften, relativistische Position zu vertreten.[3] In die andere Richtung zielend wurde hingegen kritisch angemerkt, der soziologische Ansatz Kuhns führe nicht weit genug und stehe mit seiner isolierten Betrachtung der wissenschaftlichen Gemeinschaften in Widerspruch.[4] Hingewiesen wurde dahingehend verstärkt auf das Potenzial, Kuhns

---

1 Kuhn 1976: 215.

2 Dies geschah gezielt und wird im Rahmen der Argumentation von Kuhn eigens vorweggenommen. Vgl. Kuhn 1976: 90ff.

3 Vgl. Kuhn 1976: 216.

4 Vgl. u.a. »*Mir scheint, dass Kuhn die Projektion zu retten versucht, an deren Zerstörung er selbst mitgearbeitet hat.*« In Wolff 1981: 59.

Betrachtungsweise auf kulturelle und gesellschaftliche Wechselbeziehungen auszuweiten.[5] Auch wenn »*das schier unendliche Spektrum von Wechselbeziehungen zwischen der Wissenschaft und ihrem Kontext*«[6] seither in vielfältigen Bereichen ergründet wurde, knüpft die nachfolgende Abhandlung an ebendiesem Punkt an. Anhand eines, in diesem Kontext noch unzureichend erschlossenen historischen Fallbeispiels wird nachfolgend umrissen und exemplarisch geprüft, inwieweit sich Kuhns Ansatz hierdurch erweitern und reflektieren lässt.

Dabei handelt es sich um die künstlerisch-pädagogischen Versuche des historischen Staatlichen Bauhauses, der 1919 in Weimar gegründeten und bis 1933 bestehenden Gestaltungsschule. Die Bauhäusler und Bauhäuslerinnen, so wird nachfolgend erläutert, beschäftigten sich intensiv mit der Relativitätstheorie Albert Einsteins und der damit einhergehenden neuen Konzeption von Raum und Zeit. Damit entwickelte das Bauhaus künstlerische und soziale Strategien zur Bewältigung einer, so wird argumentiert, kollektiv wahrgenommenen Krise, deren dynamische und unheilvolle Kraft sich insbesondere im Wechselverhältnis ihres wissenschaftlichen Ursprungs und der gesellschaftspolitischen Entwicklungen erschließt. Anknüpfend an Kuhns selbst ausgeführtem Beispiel der *Einstein'schen Revolution*[7] wird in dieser Abhandlung zunächst dargestellt, in welcher wechselwirksamen Weise die gesellschaftlichen Tendenzen und politischen Rahmenbedingungen die Krisenhaftigkeit der wissenschaftlichen Gemeinschaft noch verstärkten. Die daraus hervorgehenden Bemühungen des Bauhauses werden anschließend historiographisch eingeordnet, um abschließend zu prüfen, inwieweit sich Kuhns Ausführungen und begriffliche Instrumente auf diesen (gesellschaftlichen und künstlerischen) Betrachtungsrahmen ausweiten lassen.

Das übergreifende Ziel des Beitrags lautet, Anknüpfungspunkte der Arbeit Kuhns in Bezug zu den künstlerischen Bewältigungsstrategien des Staatlichen Bauhauses auszuloten. Für weitere Forschungsarbeiten soll damit die noch unausgeschöpften Potenziale umrissen werden, die das Staatliche Bauhaus als historischer Untersuchungsgegenstand für die Erforschung von Vermittlungsprozessen zwischen Wissenschaft und Kunst bereithält.

---

5 Vgl. u.a. »*Annahmen dieser Art ergeben sich auch, wenn man die Konsequenzen des Standpunktes, wonach das gesellschaftliche Bewusstsein keine isolierte Entwicklung durchläuft, sondern fortwährend aus dem materiellen Leben der Gesellschaft herauswächst, für die Entwicklung des wissenschaftlichen Erkennens durchdenkt.*« In Laitko 1981: 182.

6 Renn 2006: 13.

7 Kuhn 1976: 79.

Thomas S. Kuhn und die Begriffsumwandlung von Raum und Zeit

Als eines von drei Beispielen[8] beschreibt Kuhn in Kapitel *VII. Krisen und das Auftauchen wissenschaftlicher Theorien*[9] die *»Krise der Physik im späten neunzehnten Jahrhundert«*[10]. Nachvollzogen wird damit der Übergang zu einer neuen Raum-Zeit-Konzeption durch Einsteins Formulierung der speziellen Relativitätstheorie.[11] Die Wurzeln dieser Krise führt er auf eine wissenschaftliche Auseinandersetzung zur Vorstellung des Raumes zwischen Isaac Newton und einer Gruppe um Gottfried Wilhelm Leibniz im späten siebzehnten Jahrhundert zurück.[12] Weitestgehend kongruent ist Kuhns Darstellung auch im folgenden Verlauf zu den von ihm zitierten und nur einige Jahre zuvor erschienenen Ausführungen des Physikers und Wissenschaftshistorikers Max Jammer, die wiederum auf Einsteins eigene Darstellung zurückführen.[13] Newton berief sich demnach auf eine bis in die Antike zurückreichende Vorstellung des absoluten Raumes als das, wie es Einstein selbst formuliert *»grenzenlose, ewig unveränderliche Gefäß alles Seins und Geschehens«*[14]. Charakterisiert wird dieses Raummodell durch die Annahme eines in seinen Eigenschaften statischen und homogenen *Containerraums*[15] im Einklang mit der physisch wahrnehmbaren Welt und einer darin unabhängig, linear verlaufenden Zeit. Demgegenüber wird Raum in seiner relationalen Konzeption als dynamisches Gefüge gefasst, in dem sich die Objekte als Felder mit dem sie umschließenden Raum in einer wechselwirksamen Abhängigkeit befinden.[16] In philosophischer Form hatte Leibniz letzteres in Grundzügen bereits in seiner Monadentheorie dargelegt[17] und in einem umfangreichen Briefwechsel mit Samuel Clarke, einem Schüler Newtons, verteidigt.[18] Nach Kuhn konnte die Gruppe um Leibniz plausibel argumentieren, *»dass absolute Positionen und absolute Bewegungen in Newtons System völlig ohne Funktion waren«*[19]. In diesem Kontext betont Kuhn bemerkenswerterweise den *»ästhetischen*

---

8 Das Auftauchen der kopernikanischen Astronomie, Kuhn 1976: 80ff.; Antoine Laurent de Lavoisiers Sauerstofftheorie der Verbrennung, Kuhn 1976: 82–85.

9 Kuhn 1976: 79–89.

10 Kuhn 1976: 85.

11 Diesen durch Einsteins vollzogenen Paradigmenwechsel hebt Kuhn an anderer Stelle als den »*Prototyp revolutionärer Neuorientierung in den Wissenschaften*« hervor. In Kuhn 1976: 115.

12 Vgl. Kuhn 1976: 85.

13 Vgl. Einstein 1930.

14 Einstein 1930: 96; Vgl. ebenso Jammer 1960: S. 105ff.

15 Vgl. Jammer 1960: XIII.

16 Vgl. Jammer 1960: VIII.

17 Vgl. Leibnitz 2021 [1714].

18 Vgl. Leibnitz 2015 [1715/1716].

19 Kuhn 1976: 85.

Reiz [...], den eine völlig relativistische Konzeption von Raum und Bewegung später tatsächlich ausüben sollte«[20], greift diesen Punkt an späterer Stelle jedoch nicht wieder auf. Festgestellt wird, dass das relativistische Raumkonzept für beinahe zwei Jahrhunderte keinen nennenswerten Einfluss auf die Naturwissenschaften ausübte. Diesen Umstand führt Kuhn auf die rein logische Natur der relativistischen Kritik zurück, dessen Folgerungen nirgendwo zu beobachtbaren Konsequenzen führten: *»Nirgendwo setzten sie ihre Auffassungen zu irgendwelchen Problemen in Beziehung, die auftauchten, wenn man Newtons Theorie auf die Natur anwandte«*[21]. Erst ab etwa 1815 habe durch neue Techniken und optische Experimente, sowie durch die *»Annahme der Wellentheorie des Lichts«*[22], eine Entwicklung eingesetzt, die die Gesetze der newtonschen Mechanik mit dem ihnen zugrunde liegenden Raummodell in einen zunehmend unauflöslichen Widerspruch führen sollte.[23] Diese Entwicklung zeichnet Kuhn, über eine inzwischen kanonisierte Reihe[24] wissenschaftlicher Experimente und mathematisch-physikalischer Theorien nach.[25] Ihnen gemein war die grundlegende Annahme, dass sich die Lichtwellen über ein noch unentdecktes Medium, den *Äther*, auf der Grundlage mechanischer Gesetze im Raum ausbreiten würden. Anhand dieser damals weitläufig akzeptierten Theorie veranschaulicht Kuhn, inwieweit die Krise innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft, durch das Festhalten am alten Paradigma des absoluten Raumes, bis in die neunziger Jahre verdeckt bleiben konnte. Erst die elektromagnetische Theorie des Physikers James Clerk Maxwell verursachte demnach *»ihrem Newtonschen Ursprung zum Trotz, letztlich eine Krise für das Paradigma, dem sie entsprungen war«*[26]. Denn trotz der sprunghaft gestiegenen Anzahl an Theorien und Erklärungen, misslangen die Versuche, die Maxwell-Gleichungen vollends mit der Äthertheorie in Einklang zu bringen und damit *»für die Rätsel der normalen Wissenschaft die erwartete Auflösung zu finden«*[27]. Beinah lapidar vermerkt Kuhn dabei abschließend: *»In diesem historischen Rahmen tauchte Einsteins spezielle Relativitätstheorie im Jahre 1905 auf.«*[28]

20 Kuhn 1976: 85.

21 Kuhn 1976: 85.

22 Kuhn 1976: 85.

23 Auch in: Einstein 1930: 96.

24 Vgl. Einstein 1930, March 1957, Jammer 1960.

25 Hierzu zählen u.a. die Beschreibung der Wellenform des Lichts durch Thomas Young und Augustin Fresnel, die Versuche Michael Faradays und die von James Clerk Maxwell aufgestellte Gleichung zur Elektrodynamik, die Entdeckung elektromagnetischer Wellen durch Heinrich Hertz und schließlich die von Max Plank formulierte Strahlungsformel, die den Grundstein für die moderne Quantenphysik und den Anknüpfungspunkt für Einstein selbst legen sollte. Vgl. u.a. Einstein 1930: 96f., Kuhn 1976: 86f.

26 Kuhn 1976: 87.

27 Kuhn 1976: 80.

28 Kuhn 1976: 87.

Krise und Revolution

Hinsichtlich des krisenhaften Zustandes geht Kuhn im darauffolgenden Kapitel[29] auf die Verhaltensweise der wissenschaftlichen Gemeinschaft ein und stellt fest: *»Wie Künstler müssen auch schöpferische Wissenschaftler gelegentlich in der Lage sein, in einer aus den Fugen geratenen Welt zu leben«*[30]. Erörtert wird dabei die Frage, in welcher Weise die Individuen der wissenschaftlichen Gemeinschaft die Anzeichen und Probleme der Krise als *Anomalie, Rätsel* oder *Gegenbeispiel* deuten und in Bezug zu dem von ihnen geteilten Paradigma setzen. Ausschlaggebend zur Beendigung einer Krise ist neben *»dem Auftreten eines neuen Paradigma-Anwärters«*, nach Kuhn insbesondere der *»Streit über seine Anerkennung«*[31]. Maßgeblich eröffnet sich erst darin das revolutionäre Moment des wissenschaftlichen Paradigmenwandels, (sowie, worauf Kuhn im nachfolgenden Kapitel hinweist, auch seiner eigenen Argumentation[32]). Bei Beschreibung der revolutionären Charakteristik wissenschaftlicher Übergänge zieht Kuhn Parallelen zu politischen Revolutionen. Unter anderem wird diesbezüglich die Offenheit des Übergangs herausgestellt, die sich im Verlauf der Auflösung alter Institutionen sowie deren Neuformierung ergebe.[33] Alte Konventionen und Verhaltensregeln würden in dieser Phase aufgegeben und durch die zunehmende Polarisierung, *»versagt die eigentliche politische Auseinandersetzung«*[34]. Dabei betont er: *»Wie bei politischen Revolutionen gibt es auch bei der Wahl eines Paradigmas keine höhere Norm als die Billigung durch die jeweilige Gemeinschaft«*[35]. Auf politischer Ebene würden zu diesem Zweck *»die Parteien eines revolutionären Konflikts letzten Endes zu den Methoden der Massenüberredung Zuflucht nehmen, die oft genug Gewalt einschließen.«*[36]

Aus diesen Hinweisen wird bereits ersichtlich, dass, während das Auftreten einer neuen Theorie noch weitestgehend im Rahmen der wissenschaftlichen Konventionen erfolgen kann,[37] der Streit darum in beinahe unabsehbarer und chaotischer Weise einer Eigenlogik folgt, deren Erfolg nach Kuhn (in gewisser Hinsicht) ihre (mitunter unwissenschaftlichen und ›gewaltvollen‹) Mittel ›heiligt‹. Dieser Umstand

---

29 Kapitel VIII. *Die Reaktion auf die Krise.* Kuhn 1976: 90–103.

30 Kuhn 1976: 92.

31 Kuhn 1976: 97.

32 *»Wie der Streit konkurrierender Normen kann diese Wertfrage nur im Rahmen von Kriterien entschieden werden, die außerhalb der normalen Wissenschaft liegen, und gerade diese Zuflucht zu äußeren Kriterien macht ganz offensichtlich die Paradigmendiskussion revolutionär.«* Kuhn 1976: 122.

33 Vgl. Kuhn 1976: 105.

34 Kuhn 1976: 105.

35 Kuhn 1976: 106.

36 Kuhn 1976: 105f.

37 Kuhn beschreibt in diesem Kontext das Auflockern der wissenschaftlichen Normen und Methoden. Vgl. Kuhn 1976: 96.

gibt Hinweis darauf, warum Kuhn auf den weiteren Verlauf der *Einstein'schen Revolution* kaum noch explizit eingehen kann. Während er die Krisenhaftigkeit und das Aufkommen der neuen Theorie anhand dieses historischen Fallbeispiel ausführlich darstellt, wird im Folgenden nur noch vermerkartig darauf verwiesen. Revolutionäre Übergänge folgen nach Kuhn ihrer eigenen, unvorhersehbaren Logik. Damit lässt sich annehmen, dass sich die an voriger Stelle erfolgte vergleichende Gegenüberstellung der historischen Paradigmenwechsel bezüglich ihrer revolutionären Ereignisse nicht mehr systematisch hätte durchführen lassen.

An diesen Punkt anknüpfend soll im folgenden Abschnitt gezeigt werden, inwieweit sich der Streit um die Anerkennung der Theorie Einsteins und die damit verbundenen revolutionären Momente kaum isoliert zu den wechselwirksamen historischen Entwicklungen, den politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, darstellen lässt. So haben beispielsweise die historischen Begleitumstände des ersten Weltkrieges[38] zu einer enormen Verzögerung bei der empirischen Bestätigung der Relativitätstheorie[39] geführt und den wissenschaftlichen Kontroversen damit zusätzlichen Raum verschafft. Nachfolgend wird dargestellt, inwieweit diese Krise, durch die neue demokratische Öffentlichkeit der Weimarer Republik über die Grenzen der Wissenschaft hinaus potenziert wurde. Trotz seines zu diesem Zeitpunkt schon bestehenden wissenschaftlichen Ansehens[40] wurden die Bedingungen des revolutionären Übergangs für Einstein damit zusätzlich erschwert.

Der Moment, an dem sich die wissenschaftliche zu einer gesellschaftlichen Krise ausweitete, an dem Einsteins Theorie erstmals empirisch bestätigt und zugleich in unbekanntem Ausmaß zum Streitfall einer breiten Öffentlichkeit wurde, ist im Jahr 1919 folgenreich festgehalten worden:

Streit um Anerkennung

Ausgestattet mit einem Fernrohr, einem Messinstrument und einigen Fotoplatten, hatten sich am 8. März 1919 zwei englische Forschungsteams von Liverpool aus auf den Weg nach Nordbrasilien und zu einer kleinen Insel im Golf von Guinea gemacht. Am 29. Mai sollte es ihnen gelingen, anhand einer Sonnenfinsternis, die in Albert Einsteins Relativitätstheorie vorhergesagte Lichtabweichung sonnennaher Sterne auf eine Fotoplatte zu bannen.[41] Einige mit bloßem Auge kaum erkennbare Punkte

38 Vgl. Renn 2005b: 183.

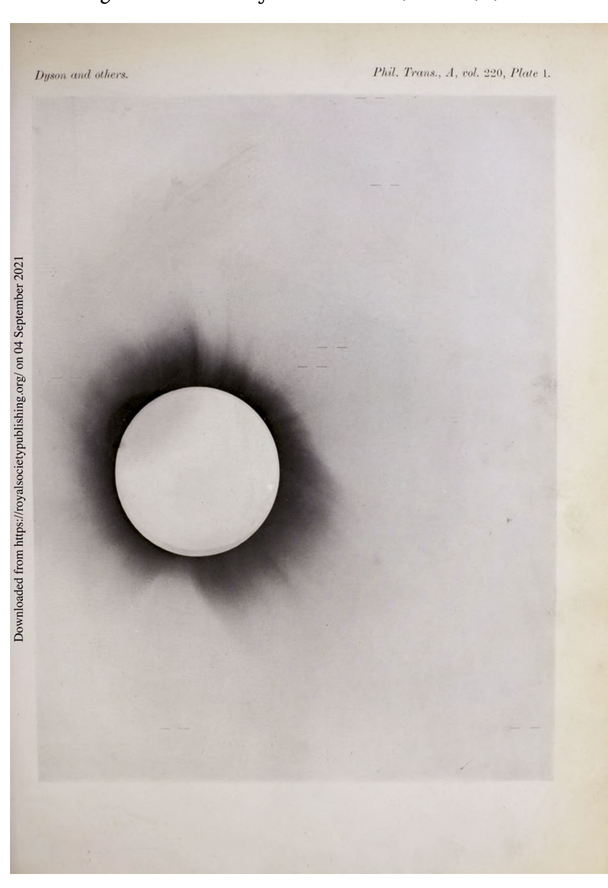
39 Bereits 1914 sollte eine solche Forschungsexpedition stattfinden, wie Einstein u.a. in einem Brief an Ernst Mach erwähnt. Enthalten in: Mach 1988: 682.

40 Bspw. als Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften ab 1913. Vgl. Brian 2005: 138; Als Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physik ab 1917. Vgl. Renn 2005b: 166f.

41 Vgl. Hartl 2005: 185.

sollten ausreichen, um das Paradigma des absoluten Raumes endgültig abzulösen und die Welt aus wissenschaftlicher Perspektive von Grund auf neu zu betrachten. Noch vor der offiziellen Veröffentlichung der Expeditionsergebnisse in der Royal Society[42] titelte die New York Times am 10. November 1919: *»Stars Not Where They Seemed or Were Calculated to be«*, und fügte der Überschrift bei: *»but Nobody Need Worry«*[43]. *Kein Grund zur Panik!* Doch in seiner Tragweite und Komplexität bot Einsteins neues wissenschaftliches Verständnis von Raum und Zeit einen enormen Projektionsraum für tiefgreifende Ängste und konservative Ressentiments in der Gesellschaft.

Abbildung 1: Halbtonreproduktion eines der in Sobral aufgenommenen Negative der Sonnenfinsternis vom 29. Mai 1919



42 Eddington et al. 1920.

43 New York Times 1919.

Insbesondere in Deutschland fiel die Nachricht über den bestätigten Umbruch der Kategorien von Raum und Zeit mit den gewaltigen Umwälzungen des politischen Systems zusammen. Am 6. Februar 1919 war in der kleinen Kulturstadt Weimar erstmals die Nationalversammlung zur Verfassungsgebung zusammengekommen. Die mit der demokratischen Verfassung in Kraft tretende Presse- und Meinungsfreiheit eröffnete ein weites und bis dahin unbekanntes Feld neuer Medien und Informationen, insbesondere durch das *»(zunächst) völlig unkontrollierte und unzensierte Pressewesen«*[44]. In diesen *»öffentlich geführten Debatten und semantischen Kämpfen um die Deutungshoheit in der Periode der Weimarer Republik«*[45], so soll nachfolgend ausschnitthaft umrissen werden, wurde die Relativitätstheorie zum Resonanzverstärker für divergierende Standpunkte und Lebenswirklichkeiten, unerhörte Stimmen und reaktionäre Wissenschaftspositionen.

Beispielhaft steht hierfür eine ab dem 24. August 1920 in der Berliner Philharmonie abgehaltene Vortragsreihe[46] zur Widerlegung der Relativitätstheorie. Initiiert wurde sie durch eine kurzzeitig bestehende *Arbeitsgemeinschaft deutscher Naturforscher zur Erhaltung reiner Wissenschaft e.V.*, zu deren Personenkreis auch wissenschaftliche Größen wie der Nobelpreisträger Phillip Lenard gehörten. Medienwirksam in Szene gesetzt wurde sie durch eine Reihe von diffamierenden Zeitungsartikeln.[47] Statt einer sachlich-wissenschaftlichen Debatte verpflichtet zu sein, entwickelte sich der Anlass schnell zu einer zum Kulturkampf ausgerufenen Verteidigung des alten, auf dem absoluten Raum gründenden Paradigmas. Durch *wissenschaftliche Massensuggestion*[48], so der Vorwurf, wirke Einsteins Theorie als jüdisch-bolschewistische Verschwörung zur Erschütterung deutscher Grundfeste. Die Vorstellung des *fließenden Raumes* wurde dabei sinnbildlich als Versuch einer Auflösung deutschen Kultur- und Nationalguts gewertet.[49] Das Thema wurde damit auch von Seiten einiger Wissenschaftler gezielt zum Streitfall einer breiten Öffentlichkeit erhoben.

Neben diesen – zu beträchtlichen Teilen unsachlich geführten – Angriffen von akademischer Seite, führte die Theorie trotz oder gerade durch ihre enorme Resonanz in der Öffentlichkeit zu allgemeiner Unsicherheit. Dem Lehrbuch »Raum und Zeit, Materie und Energie« stellt der Jenaer Physikprofessor Felix Auerbach 1921 bedauernd voran: *»Tatsächlich ist dieser Schaden […] in hohem Maße eingetreten; so haben sich die phantastischsten Vorstellungen ausgebildet und zum Teil sogar festgesetzt.«*[50] Zurückzu-

44 Eitz/Engelhardt 2015: 23.

45 Eitz/Engelhardt 2015: 9.

46 Vgl. Renn 2005a: 122.

47 Weyland 1920; Der Tag 1920; Tägliche Rundschau 1920.

48 Die Arbeitsgemeinschaft deutscher Naturforscher zur Erhaltung reiner Wissenschaft e.V. brachte im ersten Heft ihrer Schriftreihe den von Ernst Gehrcke verfassten Aufsatz: Die Relativitätstheorie – eine wissenschaftliche Massensuggestion. In Renn 2005a: 124.

49 Vgl. Renn 2005a: 124.

50 Auerbach 1921: 1.

führen sei dieser Umstand auf den Mangel an Anschaulichkeit und Vermittelbarkeit. Auerbach berichtet von zahlreichen Situationen in denen

> »ich im Gasthaus, im Eisenbahnwagen und gar auf der Straße die, sei es schüchtern vorbereitete, sei es aus der Pistole geschossene Frage zu hören bekomme: ›Sie sind doch Physiker, da habe ich eine große Bitte an Sie‹, worauf ich unterbrechend sage: ›Ich weiß schon, Sie wollen die Relativitätstheorie erklärt bekommen.‹«[51]

Doch nur in geringem Maß und mühsam gelang es Physikern wie Auerbach oder Einstein selbst, die mathematischen Grundlagen, sowie die Vorstellung der vierdimensionalen *Raumzeit,* anschaulich und verständlich in die Breite zu tragen. Die verächtlichen Reaktionen darauf spiegeln sich in Artikeln wie dem des Schriftstellers Alfred Döblin im Berliner Tageblatt vom 24. November 1923. Unter dem Titel »Die abscheuliche Relativitätslehre« verschafft er seinem Ärger und der Verwirrung angesichts des Mangels einer *gemeinverständlichen* Darstellung Ausdruck und polemisiert in hitzigem Ton:

> »Die Relativitätslehre etwa wird von Millionen Gebildeter teils nicht begriffen, teils wissen sie nicht, was sie damit anfangen sollen. Wer aber ist es, der sie dazu drängt, die Lehre so überaus ernst und wichtig zu nehmen? Die Hierarchie der Wissenschaftler, der Geheimbund, die Verschwörung und Freimaurerei der Mathematiker. Ach Gott, liebe Kinder, lasst die Damen und Herren ihre Beschwörungen machen. Mögen sie ihre Bücher und Formeln alleine lesen. Es gibt andere, bessere, tiefere, reichere Wege, sich der Natur zu nähern. Wir wollen uns unsere einfachen Gedanken und unseren graden Gang von niemandem nehmen lassen. Die Natur ist wirklich unsere Mutter: wie sollte nicht jedes, jedes Kind seine Mutter erkennen.«[52]

Obwohl die Relativitätstheorie die Lebenswirklichkeit der breiten Gesellschaft somit zunächst kaum tangierte und sie tatsächlich nur von wenigen begriffen wurde, war das Thema wahrnehmbar in aller Munde und oftmals der Anlass gesellschaftspolitischer Polarisierung. Vehemente Angriffe erfuhr die Theorie insbesondere von völkisch-nationalistischer Seite. Durch die Komplexität und das Tempo ihrer Popularisierung stieß Einsteins neue Theorie jedoch auch in liberaleren und intellektuellen Kreisen auf Kritik und Unverständnis. Zur vertiefenden Untersuchung dieser Zusammenhänge sei an dieser Stelle auf die umfassende Forschungsarbeit »Einsteins Gegner: die öffentliche Kontroverse um die Relativitätstheorie in den 1920er Jahren«[53] verwiesen, in der außerdem auf eine weitere Gruppe näher eingegangen

---

51 Auerbach 1921: 1.

52 Döblin 1923: 365.

53 Wazeck 2009.

wird: In besonderer Weise durch Einsteins Theorie angesprochen und herausgefordert fühlte sich eine Vielzahl von Laienforschern und -philosophen. Ihre diesbezüglichen Meinungen und Ansichten erlangten wegen der neuen kommunikativen Möglichkeiten eine immense Reichweite. Ihre Zurückweisung durch die wissenschaftlichen Institutionen und Akteure führte Wazeck zufolge *»zu einer Verschiebung auf der Ebene der Argumentation, von der inhaltlichen zur politisch-strategischen Kritik, die im Wesentlichen die Schärfe der Relativitätstheorie-Kritik in den 1920er Jahren bedingte.«*[54]

Ausschnitthaft wird über die verschiedenen Gruppen, die den Theorien Einsteins kritisch gegenüberstanden, deutlich, inwieweit der Streit um deren Anerkennung, trotz der empirischen Bestätigung, an vielfältigen Fronten und auf vielschichtige Weise geführt werden musste. Aus dem Konflikt erwuchs ein manifestes gesellschaftliches Vermittlungsproblem. Dieses drückte sich in einer zunehmenden Distanz gegenüber den Wissenschaften aus und führte auch in der Forschung zu Misstrauen. Die Sachebene wurde dabei in weiten Teilen verlassen, Einstein persönlich antisemitisch angegriffen und die Relativitätstheorie mit zum Teil zusammenhangslosen Argumenten bekämpft und diffamiert. Trotz der Anerkennung, die Einstein in weiten Kreisen der physikalischen Gemeinschaft (und auch in der Gesellschaft) genoss, können diese Umstände für die Betrachtung seines Handlungsspielraumes und seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht unberücksichtigt bleiben. Denn in zunehmendem Ausmaß brachten sie persönliche und mit dem Erstarken des Nationalsozialismus in drastischer Weise auch berufliche Einschränkungen mit sich. Aufgrund tumultartiger Zustände wurden Vorträge Einsteins durch bewaffnete Polizisten geschützt, wie auf einer Konferenz in Bad Nauheim 1920.[55] Nach dem Attentat auf Walther Rathenau 1922 erhielt er ebenfalls Morddrohungen.[56] Für eine Weile zog Einstein sich daraufhin aus dem öffentlichen Leben zurück, wobei er gegenüber Max Planck wegen eines daraufhin abgesagten Vortrages sein Bedauern äußerte, *»dass die Zeitungen meinen Namen zu oft erwähnt haben und damit den Mob gegen mich mobilisiert haben. Ich habe keine Alternative, als geduldig zu sein — und die Stadt zu verlassen.«*[57] Gezielt hatten es rechte und wissenschaftsfeindliche Kreise geschafft, die Ängste und Unsicherheiten der Gesellschaft gegen die Wissenschaft und ihre Akteure in Stellung zu bringen. Ein wesentlicher Teil der Gesellschaft, wie auch die Mitglieder der wissenschaftlichen Gemeinschaft, sahen sich zunehmend gezwungen, sich im Hinblick auf das neue Paradigma explizit oder implizit zu positionieren.

---

54 Wazeck 2009: 218.

55 Vgl. Brian 2005: 178.

56 Vgl. Renn 2005b: 222; Vgl. Brian 2005: 224.

57 Brian: 224.

In den nachfolgenden Zeilen spiegeln sich die empfundenen Herausforderungen dieses Wandlungsprozesses im Rückblick wider:

> »Das geistige Klima, das in den achtziger und neunziger Jahren vorherrschte, hatte noch einen mehr oder weniger statischen Charakter, getragen von einem anscheinenden Glauben an die ›ewigen Werte‹. Dieser Glaube ist dem neuen Begriff von einer Welt der unaufhörlichen Wandlung, der Relativität aller Phänomene, gewichen. Zeit und Raum sind zu Koeffizienten ein und derselben kosmischen Kraft geworden. Die hieraus resultierenden tiefen Veränderungen des Lebens haben meist während des letzten halben Jahrhunderts industrieller Entwicklung stattgefunden und in dieser kurzen Zeitspanne hat sich das menschliche Leben grundlegender verändert als in allen Jahrhunderten seit Christi Geburt. Kein Wunder, dass wir die Anstrengungen dieses übermenschlichen Tempos der Entwicklung spüren und nicht Schritt halten können, dank der eingeborenen Trägheit des menschlichen Herzens und unserer beschränkten Anpassungsfähigkeit.«[58]

Mit dem Plan einer künstlerisch-gestalterischen Bildungsinstitution machte sich der Berliner Architekt Walter Gropius ans Werk, der *beschränkten Anpassungsfähigkeit* und *Trägheit des menschlichen Herzens* auf pädagogische Weise entgegenzuwirken. Am 1. April 1919, nur einige Wochen nachdem die Forschungsteams in Liverpool zur Bestätigung von Einsteins Theorie auf ihre Expedition aufgebrochen waren, wurde, nur einige hundert Meter entfernt von den Delegierten der Weimarer Nationalversammlung, das Staatliche Bauhaus Weimar gegründet.

Raum und Zeit am Bauhaus

Durch Zusammenführung der Hochschule für bildende Kunst und der Kunstgewerbeschule, die Berufung international renommierter Künstler und die ins Utopische zielenden Forderungen des programmatischen Bauhaus-Manifests, konstituierte sich die Gestaltungsschule von Beginn an als avantgardistisches und progressiv ausgerichtetes Bildungsprojekt. Der *beschränkten Anpassungsfähigkeit* stand die Ausbildung eines neuen Menschen gegenüber,[59] dem, im Traditionalismus verhafteten wilhelminischen Baustil, der *Bau der Zukunft* als *kristallenes Sinnbild eines neuen*

58 Gropius 1956: 127.

59 Der Bauhaus-Meister Oskar Schlemmer schreibt hierzu in einem Brief: »*Dass sich das Bauhaus den Geistern von heute nicht verschließt, auch bei offenkundiger Gefahr (es sind dies die Bauhausabende); daß schon das Programm des Bauhauses eine verwegene Schar an jungen Menschen zusammenrief (es ist eine tolle Jugend von heute zusammen), macht, daß das Bauhaus nach ganz anderer Seite hin »baut«, als erwartet wird, nämlich: am Menschen. Gropius scheint das sehr bewusst, und er erkennt darin das Manko der Akademien, die die Menschenbildung außer Acht lassen.*« In: Schlemmer 1958: 105.

kommenden Glaubens[60]. Am Bauhaus sollte diese Suche besonders in der Gründungsphase zu vielfältigen Konflikten zwischen den zahlreichen Strömungen und Gruppierungen führen. Übergreifend gründeten die vielfältigen, oftmals konkurrierenden Ansätze, künstlerischen Auseinandersetzungen und Lehrmethoden jedoch auf einem gemeinsamen Verständnis: Die Kategorien von Raum und Zeit waren überkommen. Für die Suche nach dem neuen, kommenden Glauben näherte sich das Bauhaus damit schrittweise dem relativistischen (Raumzeit-)Paradigma an. So notierte der Maler Johannes Itten im Januar 1920 in einem Brief an die Freundin Anna Höllerling:

> »Raum und Zeit sind nicht mehr. […] Wozu das Weinen um Vergänglichkeiten? Alles das muss der Mensch überwinden, um des Ewigen nicht verlustig zu werden.«[61]

Ebenso spiegelt sich die neue Geisteshaltung im Aufsatz »Schöpferische Konfession« von Paul Klee aus dem gleichen Jahr: *»Bewegung liegt allem Werden zugrunde. […] Denn auch der Raum ist ein zeitlicher Begriff.«*[62] Im Bereich der Kunst, so herrschte am Bauhaus die Auffassung, war dieser Umbruch bereits eingeläutet worden. *»So lieferte z.B. die futuristische (statische) Malerei die später sich selbst vernichtende, festumrissene Problematik der Bewegungssimultaneität, die Gestaltung des Zeitmomentes«*[63]. Und in der kubistischen Malerei erkannte der Meister der Wandmalereiwerkstatt, Oskar Schlemmer, das *»Gebrochene unserer Zeit, die Zeitspaltung, Zersplitterung«*[64]. Daran anknüpfend wurde am Bauhaus eine historisch günstige Gelegenheit wahrgenommen, einen bislang noch *unbewussten Parallelismus*[65] zwischen Kunst und Wissenschaft systematisch zu überbrücken. Die Problematik des neuen Raum-Zeit-Zusammenhangs sollte sich nicht länger nur in künstlerischer Form auf die Kunst selbst beziehen. Die Architektur sollte durch den Rückbezug auf neue mathematisch-physikalische Erkenntnisse zu einer höheren Dimension der künstlerisch-technischen Synthese gelangen. Eine vollkommen neue Form der Raumgestaltung erschien möglich. *»Einstein. Energie = Masse«*[66] notiert auch Gropius in seinen Aufzeichnungen für die Vorträge zur Raumkunde 1922. Zusammenfassend formulierte das Bauhaus das neue Selbstverständnis, ein breites Feld wissenschaftlicher und technischer Bereiche über die Frage des (künstlerischen) Raumes zu vereinen, in der ersten groß angelegten Eigenpublikation:

60 Gropius 1962 [1919].
61 Rotzler/Itten 1978: 68.
62 Klee 1987: 62.
63 Moholy-Nagy 1927: 25.
64 Schlemmer 1958: 81.
65 Giedion 1976 [1941]: 40.
66 Gropius 1993 [1922]: 6.

»Den bewegten lebendigen künstlerischen Raum vermag nur der zu erschaffen, dessen Wissen und Können allen natürlichen Gesetzen der Statik, Mechanik, Optik, Akustik gehorcht und in ihrer gemeinsamen Beherrschung das sichere Mittel findet, die geistige Idee, die er in sich trägt, leibhaftig und lebendig zu machen.«[67]

Fließende Deutungen

Schon früh stand das Bauhaus mit seinem avantgardistischen Impetus, sowie der internationalen und reformorientierten Ausrichtung im Blickpunkt zahlreicher Konflikte und öffentlicher Debatten.[68] Der wissenschaftliche Diskurs um den Stellenwert physikalischer Erkenntnisse am Bauhaus durchlief bis heute einen beständigen Wandel.

Unerwartet erscheint aus der heutigen Perspektive zunächst die Vielzahl an expliziten Verweisen und Auseinandersetzungen mit dem neuen Raum- und Zeitbegriff, die sich am Bauhaus in zeitgenössischen Quellen und Publikationen nachvollziehen lassen. Zusammengefasst und hervorgehoben hatte diese insbesondere der Schweizer Technikhistoriker und Architekturtheoretiker Sigfried Giedion in seiner 1941 veröffentlichen Abhandlung »Space, Time and Architecture: The Growth of a New Tradition«[69]. Darin geht er sowohl auf die kunstgeschichtlichen Voraussetzungen als auch auf die Frage ein, ob die Gestaltungsschule ihr Vorhaben letztlich erfolgreich verwirklichen konnte. Einen markanten Ausgangspunkt stellt dabei die These dar, wonach die Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert durch ihre enorme, sprunghafte Entwicklung den emotionalen Kapazitäten der Gesellschaft enteilt seien.[70] Giedion diagnostiziert darüber eine Trennung von Rationalität und Sinnlichkeit und einen Verlust des inneren Gleichgewichts in der Gesellschaft[71]. Erst durch das neue Raumverständnis sei dieses *Chisma*,[72] zunächst unbewusst durch Kunstströmungen wie den Kubismus, überwunden worden. Am Bauhaus sei die Verschmelzung des neuen wissenschaftlichen Raumkonzepts mit der Kunst schließlich bewusst forciert worden. In architektonischer Form sei die »*vollkommene Kristallisation der neuen Raumkonzeption*«[73] erstmalig durch das Dessauer Schulgebäude von Walter Gropius und Adolf Meyer verwirklicht worden. Durch die ineinander verschachtelten Gebäudeteile, so Giedion, erschließe sich das Gebäude nicht auf den ersten Blick, sondern ausschließlich im Umschreiten,

67 Staatliches Bauhaus Weimar 1923: 9.
68 Vgl. u.a. Kröll 1974: 11.
69 Giedion 1941.
70 Vgl. Giedion 1976 [1941]: 40.
71 Vgl. Giedion 1976 [1941]: 40.
72 Vgl. Giedion 1976 [1941]: 40.
73 Giedion 1976 [1941]: 313.

der hierdurch verzeitlichten Betrachtung.[74] In der Gleichzeitigkeit von Innen und Außen der großen Glasfronten erkannte er darüber hinaus die Versinnbildlichung des fließenden Raumes.[75] Berufen konnte er sich bei seiner Deutung auf zahlreiche Aussagen und Selbstdarstellungen von u.a. Gropius[76] oder Moholy-Nagy.[77] Giedion begründete seine Deutung, dem Titel seines zum Standardwerk der Architekturgeschichte avancierten Buches folgend, vor allem am Beispiel der Architektur. Für die historisch-wissenschaftliche Untersuchung des Bauhauses hob er jedoch ebenso hervor:

> »Ohne Verständnis des Gefühls, das sich aus dem neuen Raumsinn und dem Interesse an Struktur und ebenen Flächen entwickelt hatte, zerfallen die Studien des Bauhaus in Stücke.«[78]

Wie der Jenaer Kunsthistoriker Ulrich Müller historiographisch darlegt, sollte ebenjener Aspekt und die damit verbundene Warnung in der dynamischen[79] Rezeptionsgeschichte des Bauhauses jedoch schon bald wieder in den Hintergrund treten. Müller kann darlegen, inwieweit die euphorische Zustimmung und Popularität, die Giedion zunächst für seine Deutung erfuhr, in der späten Nachkriegszeit argumentativ zunehmend erodiert wurde und schließlich in Vergessenheit geriet, *»zumal sich neue Deutungsmuster etablieren konnten, wie das Junktim von Transparenz und Demokratie, für das der Boden seit den 70er Jahren bereit schien.«*[80] Nachdem der Zusammenhang des neuen Raum-Zeit-Gefüges mit dem Wirken des Bauhauses damit lange Zeit völlig aus dem Fokus geraten war,[81] stellt Müller fest: *»In Anbetracht der umfangreichen Materialien und Quellen, lässt sich aus heutiger Perspektive ein Feld abstecken, dessen neuerliche Vermessung geboten scheint.«*[82] Müller nimmt hierfür eine erneute Bewertung der Giedionschen Deutung vor und zeigt an zahlreichen Stellen exemplarisch auf, wie die Arbeit am Bauhaus mit den Erkenntnissen Einsteins in Bezug steht. Seine Studie gibt damit ebenso wertvolle Einblicke in den Diskurs um das neue Raumverständnis und zeichnet Verbindungen der Bauhaus-Akteure mit den Protagonist:innen der internationalen modernen Kunst- und Architekturszene nach. Insbeson-

---

74 Vgl. Giedion 1954: 54.

75 Vgl. Giedion 1976 [1941]: 311f.

76 Bspw. im bereits oben angeführten Zitat. Gropius 1956: 127.

77 Vgl. Moholy-Nagy 1968 [1929]: 221.

78 Giedion 1976 [1941]: 40f.

79 Giedion schrieb selbst: »*Geschichte ist nicht statisch, Geschichte ist dynamisch. Keine Generation hat das Privileg, ein Kunstwerk von allen Seiten zu erfassen.*« Giedion 1976 [1941]: 37.

80 Müller 2004: 10.

81 Ausnahmen, die das Thema zwar in verschiedener Weise umkreisen, dabei jedoch explizit nicht an die These Giedions anknüpfen, bilden u.a.: Linda Henderson 1983; Peter Galison 1990; Jürgen Pahl 1999.

82 Müller 2004: 7.

dere hebt Müller hierfür die Rolle des Jenaer Physikers Felix Auerbach hervor, der, wie Einstein, dem Kreis der Freunde des Bauhauses angehörte.[83] In Kontakt stand Auerbach mit dem Bauhaus unter anderem über seine vielfältigen Beziehungen im Kulturbereich und über seinen Neffen, der selbst Schüler am Bauhaus war.[84] Müller verdeutlicht, wie die künstlerische Auseinandersetzung mit der Relativitätstheorie gerade durch seinen Einfluss und sein bei Gropius und Adolf Meyer in Auftrag gegebenes Jenaer Wohnhaus einen starken Impuls und einen ersten architektonischen Ausdruck erhielt. Auf Grundlage des neu herausgearbeiteten Wirkungszusammenschlusses aus Kunst und Wissenschaft beurteilt Müller im Folgenden den Widerschein der Auseinandersetzung im konkreten architektonischen Werk von Gropius und van der Rohe. Auf diese Weise setzt die Arbeit Müllers einen entscheidenden Impuls für die Wiederentdeckung und Aktualisierung der Giedionschen These.[85]

In diesem Kontext hervorzuheben ist außerdem die Dissertation von Christiane Schmidt-Maiwald.[86] In Bezug auf die moderne Physik zur Jahrhundertwende eröffnet sie darin ein erstaunliches Panorama im Zwischenfeld *»naturwissenschaftlicher und künstlerisch intuitiver Realitätsmodellierung«*[87] und nimmt insbesondere die russische Perspektive Kandinskys in den Blick. Unter anderem liefert ihre Untersuchung der naturwissenschaftlich ausgerichteten Bücher der Privatbibliothek Kandinskys einen äußerst umfangreichen Einblick in die zeitgenössische Rezeption der physikalischen Umbrüche.[88] Schmidt-Maiwald verweist, neben den populärwissenschaftlichen Publikationen wie denen von Felix Auerbach, gleichsam auf die beträchtliche Anzahl an pseudowissenschaftlichen, spirituellen und mystisch-okkulten Abhandlungen in Kandinskys Bibliotheksverzeichnis.[89] Aus diesem vielfältigen und ambivalenten Wirkungsfeld leitet auch Schmidt-Maiwald zum konkreten künstlerischen Werk Kandinskys über. Zusammenfassend stellt sie dabei fest:

> »Kandinsky kann auf dem Weg zum Verständnis des Raum-Zeit-Kontinuums der Physik als pädagogischer Meilenstein betrachtet werden, nachdem er das Publikum seiner Bilder dazu erzog, nicht länger nach dem Greifbaren, dem Sichtbaren

---

83 Der Kreis der Freunde des Bauhauses wurde 1924, im Zuge der wachsenden Auseinandersetzung um die Schule, als Unterstützungsnetzwerk gegründet. Albert Einsteins Name findet sich auf der Personenliste des Gründungskuratoriums. Vgl. Müller 2004: 7.

84 Vgl. Müller 2004: 7.

85 Vgl. Bredekamp 2005.

86 Schmidt 2002.

87 Schmidt 2002: 321.

88 Vgl. Schmidt 2002: 282ff.

89 Vgl. Schmidt 2002: 321.

> zu suchen, sondern das Unsichtbare, das Versteckte zu begreifen, das ein völlig neues Universum eröffnet.«[90]

Ebenso legt sie jedoch nahe, Kandinskys wissenschaftliche, publizistische und pädagogische Arbeit vom künstlerischen Werk zu trennen und hebt hervor, dass er die Form und Inhalte seiner abstrakten Malerei von der Physik zunächst losgelöst und eigenständig entwickelte.

In beachtlicher Weise, so lässt sich zusammenfassen, ergründen die Arbeiten Müllers und Schmidt-Maiwalds das lange unbeleuchtete (Schnitt-)Feld von Physik, Kunst und Gestaltung am Staatlichen Bauhaus. Sie untersuchen dahingehend das Wirken einzelner Künstler:innen und ihrer Arbeiten. Dabei werden in beiden Untersuchungen maßgeblich die individuellen, künstlerischen Übertragungsleistungen in den Blick genommen.

Potenziale eines aktualisierten Deutungsansatzes

Aufgeschlossen wird durch diese Arbeiten ein dynamischer Forschungsraum, der sich weit über das Feld der Kunst- und Architekturgeschichte hinausführen lässt und das Potenzial besitzt, vielfältige Studien und disziplinäre Betrachtungen zu vereinen. Andererseits scheint darüber hinaus auch eine Neubewertung bestehender Bauhaus-Forschung lohnend:

Exemplarisch deutlich wird dies zunächst in solchen Forschungsarbeiten, in denen der Bezug des Bauhauses zur Wissenschaft unberücksichtigt geblieben ist. Während die Untersuchungen aus dieser Perspektive meist nichts an ihrer Gültigkeit einbüßen, geben sie doch, wie Giedion bereits kritisch vorwegnahm, einen nur bruchstückhaften Ausschnitt auf die Gestaltungsmotive am Bauhaus. So schimmern in einer 2003 erschienenen Publikation zum Haus Auerbach[91] zentrale Aspekte dieses Zusammenhangs, wie das Gestaltungsmotiv einer auf Dynamik zielenden Formgebung, durch. Unerwähnt bleiben jedoch der, durch Müller gerade an diesem Beispiel hervorgehobene physikalische Umbruch des Raumbegriffs und die berufliche Tätigkeit Felix Auerbachs. Trotz des hohen Informationsgehalts der Forschungspublikation bewegt sich die Beschreibung der Architektur damit auf einer rein visuell-ästhetischen Ebene. Beschrieben wird ein Umbruch vom *statisch-konzentrischen Gleichgewicht* zum *dynamisch exzentrischen*.[92] Das zentrale Anliegen des Bauhauses als »*Auflösung der Symmetrie eines Baukörpers*«[93] wird in dieser Weise

90 Schmidt 2002: 324.
91 Happe/Fischer 2003.
92 Happe/Fischer 2003: 17.
93 Happe/Fischer 2003: 17.

äußerst formalistisch gedeutet. Auch in einer Publikation von 2004, die das Innovationspotenzial der Bühnen- und Theateransätze am Bauhaus in Bezug auf zeitgenössische Theaterentwürfe untersucht,[94] bleiben die neuen physikalischen Erkenntnisse unberücksichtigt. Gerade die Erfahrung der *Gleichzeitigkeit* wurde von vielen Bauhäusler:innen mit ihrer Vorstellung des neuen relativen Raumes in einen künstlerischen Bezug gesetzt. In dieser Darstellung gründet sie jedoch ausschließlich *»auf den Eindrücken der Großstadt und vor allem technischen und maschinellen Beschleunigung des Verkehrs und der Telekommunikation«*[95]. Die Dimension des *raumzeitlichen Erlebnisses*[96] der Großstadt bleibt unergründet.

Demgegenüber haben die Betrachtungen Schmidt-Maiwalds, als auch Ulrich Müllers, in bemerkenswerter Weise den Reiz offenbart, die künstlerischen Arbeiten am Bauhaus auf ein kollektiv-geteiltes Gestaltungsproblem hin zu untersuchen und neu zu bewerten. Wie bereits dargestellt, fokussieren beide jedoch vor allem auf einzelne Protagonist:innen und ihre künstlerischen Übersetzungsversuche. Darüberhinausgehend bietet die künstlerische Übertragung des raumzeitlichen Paradigmas, als kollektiv-geteiltes Gestaltungsproblem jedoch ein enormes noch unausgeschöpftes Potenzial, um die Gruppen- und Aushandlungsprozesse, sowie die damit im Zusammenhang stehenden Praktiken der kollektiven Wissensaneignung zu untersuchen. Der Ansatz Giedions, der die sozialpsychologischen, kunst- und wissenschaftshistorischen Hintergründe und Motive des gemeinsamen Wirkens am Bauhaus andeutet, kann für diesen Zusammenhang erneut aufgegriffen und aktualisiert werden. Unter diesen Gesichtspunkten ließe sich die Rolle der Gestaltungsschule als Bildungs- und Vermittlungsinstitution im Kontext des größten wissenschaftlichen Umbruchs des zwanzigsten Jahrhunderts auf dem Feld der Technik- und Wissenschaftsgeschichte *systematisch* untersuchen. Die vorliegende Publikation eröffnen dabei Ansatzpunkte, um in diesem Kontext insbesondere die krisenhaften Dimensionen dieses Zusammenhangs in den Blick zu nehmen.

Krisenbewältigung

Diesbezüglich ist das Staatliche Bauhaus in vielfältigen Zusammenhängen und Forschungsbeiträgen bereits im Hinblick auf geschichtliche Krisenzustände beschrieben und kontextualisiert worden. Vor allem die krisenhaften Ereignisse des

94 Vgl. Wilts 2004.
95 Wilts 2004: 33.
96 Vgl. u.a. Moholy-Nagy 1927: 120.

Weltkrieges,[97] politische,[98] institutionelle[99] und persönliche Krisen[100] sind seitens der Bauhaus-Rezeption als Motive angeführt worden, aus denen der Gestaltungsanspruch der Schule abgeleitet wurde. Durch diese Perspektiven mitunter tangiert, jedoch nie explizit angeführt worden, ist die wissenschaftliche Krise in der Physik im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert. Auch in den Arbeiten Schmidt-Maiwalds und Müllers werden zwar die wissenschaftlichen Entwicklungen dargestellt, ihre krisenhafte Dimension, sowie ihre sozialen und gesellschaftspolitischen Implikationen und Phänomene werden jedoch nicht explizit herausgearbeitet. Dies verwundert insofern, als dass sowohl die Bauhäusler:innen selbst, als auch ihre Zeitgenoss:innen und Begleiter:innen, explizit auf den als krisenhaft empfundenen Wandel hingewiesen haben. Um den Ursprung und die Zusammenhänge dieser krisenhaften Dimensionen zu ergründen, wurde dargestellt, inwieweit Thomas S. Kuhns Arbeit Anknüpfungspunkte und einen hilfreichen und anregenden Orientierungsrahmen bieten kann. Insbesondere die soziologische Perspektive auf das Gruppenverhalten in den Momenten des Verlusts, oder der Neudefinition *»der entsprechenden Wissenschaft«*[101] zeigt auf, nach welchen Mustern die Gemeinschaften sich in historischen Kontexten verhalten haben. Der Frage, ob dieser Ansatz auch für den Bereich der Kunst fruchtbar gemacht werden kann, ist Kuhn selbst, in seinen *»Bemerkungen zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst«*[102] nachgegangen. Kuhn geht darin vor allem auf die Parallelen und Unterschiede der Gebiete ein, wobei nicht weiterverfolgt wird, welche Interdependenzen zwischen ihnen bestehen. Einen wesentlichen Unterschied sieht er in der öffentlichen Wahrnehmung, wobei er feststellt: *»Die Kunst, nicht die Wissenschaft, hat ein öffentliches Publikum«*[103]. Daran wird nachvollziehbar, inwieweit Kuhn seine isolierte Betrachtung wissenschaftlicher Gemeinschaften legitimiert sieht. Demnach wird die wissenschaftliche Praxis abseits eines größeren Publikums und öffentlicher Debatten lokalisiert. Anhand des von ihm eigens angeführten Beispiels der *Einstein'schen Revolution* konnte jedoch vorausgehend gezeigt werden, dass diese Annahme zumindest kritisch hinterfragt werden muss. Die Krise der Wissenschaft wurde gerade durch die sprunghaft gesteigerte Öffentlichkeit verstärkt und wirkte krisenhaft in den Bereich der Gesellschaft. An diesem Umschlagspunkt von der wissenschaftlichen, zur gesellschaftlichen Krise knüpfte das Bauhaus mit künstlerisch-pädagogischen und gestalterischen Ansätzen an. Den Abschluss dieser Abhandlung bildet nachfolgend

---

97 Vgl. u.a. in von Beyme 2009: 335; Dietzsch 1990: 60.

98 Vgl. u.a. Ackermann et al. 2009: 16ff; 188ff.

99 Vgl. u.a. Ackermann et al. 2009: 86ff.

100 Wie bspw. die persönliche Auseinandersetzung zwischen Itten und Gropius Vgl. Ackermann et al. 2009: 100ff.

101 Kuhn 1976: 116.

102 Kuhn 1988.

103 Kuhn 1988: 451.

ein vorläufiger Interpretationsansatz durch den die Ausführungen Kuhns und die Strategien am Bauhaus hinsichtlich der Krisenhaftigkeit des Umbruchs in einen Zusammenhang gesetzt werden sollen.

Wege zu einer optischen Kultur

> »Jede neue Auslegung der Natur, sei es eine Entdeckung oder eine Theorie, taucht zuerst im Geiste eines oder einiger weniger Individuen auf. Sie sind die ersten, die Wissenschaft oder die Welt anders sehen lernen…«[104]

Den Wandel des Paradigmas einer wissenschaftlichen Gemeinschaft charakterisiert Kuhn durch eine neue Art des gemeinsamen Sehens, einen kollektiv veränderten Blick, der ihre Wahrnehmung in einer Weise prägt, dass es *»die Wissenschaftler nach einer Revolution mit einer anderen Welt zu tun haben.«*[105] Für die Entwicklung, die mit Einsteins Spezieller Relativitätstheorie ab 1905 dazu führte, dass mehr und mehr Wissenschaftler:innen die Welt mit anderen Augen sahen, spielen insbesondere die wissenschaftlichen Entdeckungen und Experimente im Bereich der Optik eine entscheidende Rolle.[106] Damit einher gingen ebenso die technischen Fortschritte der Fotografie.[107] Mit dieser, schreibt der Philosoph Walter Benjamin, *»war die Hand im Prozess bildlicher Reproduktion zum erstem Mal von den wichtigsten künstlerischen Obliegenheiten entlastet, welche nunmehr dem ins Objektiv blickenden Auge allein zufielen.«*[108] Durch die Fotografie wurden ungeahnte Maßstäbe für den Versuch ausgelotet, die Wirklichkeit in scheinbar objektiver Weise zu sezieren. *»Strukturbeschaffenheiten, Zellgewebe, mit denen Technik, Medizin zu rechnen pflegen — all dieses ist der Kamera ursprünglich verwandter als die stimmungsvolle Landschaft oder das seelenvolle Porträt.«*[109] Es verwundert daher nicht, dass die Versuchsanordnung der Forschungsexpedition zur empirischen Bestätigung der Relativitätstheorie ihre Legitimität gerade in der neuen und wirkungsvollen Technik zu gründen suchte. Dabei war die Aufnahme selbst höchst komplex, musste die Bewegung der Erde ausgleichen und erzeugte schließlich, trotz zahlreicher Versuche,[110] nur einen verwertbaren Abzug. An einem fernen Punkt der Erde aufgenommen, waren darauf einige winzige Punkte zu erkennen, Sterne, die

104 Kuhn 1976: 155.

105 Kuhn 1976: 123.

106 Wie u.a. die Entdeckung des wellenförmigen Charakters des Lichts durch Young und Fresnel. Vgl. Einstein 1930: 96; den Überlegungen James Clerk Maxwells. Vgl. Renn 2005b: 124ff.

107 U.a. geht die erste Farbfotografie auf James Clerk Maxwell zurück.

108 Benjamin 2018: 10f.

109 Benjamin 2018: 50.

110 Von insgesamt sechzehn Versuchen. Vgl. Brian 156.

weit entfernt hinter der Sonne, Auskunft über Einsteins Berechnungen geben sollten.[111] Die winzigen Punkte, die viele Mitglieder der physikalisch-wissenschaftlichen Gemeinschaft bereits auf einen *»anderen Planeten«*[112] wähnten, stehen gleichsam symptomatisch für die Komplexität, die Vermittlungsschwierigkeiten und die noch unbewussten Kräfte,[113] die sich in der neuen Wirklichkeit verbargen.

> »Wir stehen erst am Anfang der Auswertung; denn —obwohl die Fotografie schon über hundert Jahre alt ist, hat der Entwicklungsgang es doch erst in den letzten Jahren erlaubt, über das Spezifische hinaus die Gestaltungskonsequenzen zu erkennen. Seit kurzem erst ist unser Sehen reif geworden zur Erfassung dieser Zusammenhänge.«[114]

Am Bauhaus sind diese Entwicklungen der Fotografie, deren Möglichkeiten und Gestaltungskonsequenzen vom ungarischen Medienkünstler, Maler und Fotografen László Moholy-Nagy (unter anderem in zwei ausführlichen Publikationen der Bauhaus-Bücher) ergründet und praktisch erprobt worden. Seine Lehre sollte die *»Wunder der Technik, der Wissenschaft, des Geistes vermitteln.«*[115] Intensiv untersuchte er die Medien Film und Fotografie dabei in Hinblick auf die Gestaltungsfragen des neuen Raum- und Zeitbegriffs.[116] Dem *Zeitproblem*[117] nährte er sich in seiner Kunst durch Re-Arrangements und Verstärkung von Sinneseindrücken, sowie der dynamischen und künstlerischen Gestaltung mit Licht.

111 Siehe hierzu Renn 2005b: 182ff.

112 »*Es ist fast, als wäre die Fachgemeinschaft plötzlich auf einen anderen Planeten verpflanzt worden, wo vertraute Gegenstände in einem neuen Licht erscheinen und auch unbekannte sich hinzugesellen.*« Kuhn 1976: 155.

113 »*Es ist ja eine andere Natur, welche zur Kamera als welche zum Auge spricht; anders vor allem so, dass an die Stelle eines vom Menschen mit Bewusstsein durchwirkten Raums ein unbewusst durchwirkter tritt.*« Benjamin 2018: 50.

114 Moholy-Nagy 1927: 5.

115 Moholy-Nagy 1927: 32.

116 Dem Film und der Fotografie widmen sich diesbezüglich zahlreiche Bauhaus-Publikationen. Auch hier ist jedoch zu konstatieren, dass, während die Bauhaus-Protagonist:innen den Zusammenhang zum neuen Raum- und Zeitbegriff in ihren Publikationen selbst an zahlreichen Stellen erläutern und hervorheben, dieser Umstand in der weiteren Rezeptionsgeschichte, den vielfältigen Sammelbänden zur Fotografie und zum Film, kaum, bzw. höchstens am Rande Erwähnung findet. Vgl. Wick 1991, Glüher 1994, Tode 2012.

117 Vgl. Moholy-Nagy 1927: 19.

Abbildung 2: Fotogramm von László Moholy-Nagy aus der Publikation Malerei Fotografie Film von 1927 (S. 74)[118]



Zu seiner Konzeption für einen Film, der dem 1927 erschienenen *Sinfonie der Großstadt* von Walter Ruttmann gleicht, erläuterte er:

»Der Film Dynamik der Großstadt will weder lehren, noch moralisieren, noch erzählen; er möchte visuell, nur visuell wirken. Die Elemente des Visuellen stehen hier nicht unbedingt in logischer Bindung miteinander; trotzdem schließen sie

118 »Praktisch läßt sich diese Möglichkeit folgendermaßen verwerten: man läßt das Licht durch Objekte mit verschiedenen Brechungskoeffizienten auf einen Schirm (fotografische Platte, lichtempfindliches Papier) fallen oder es durch verschiedene Vorrichtungen von seinem ursprünglichen Weg ablenken; bestimmte Teile des Schirmes mit Schatten decken usw. […] Dieser Weg führt zu Möglichkeiten der Lichtgestaltung, wobei das Licht als ein neues Gestaltungsmittel, wie in der Malerei die Farbe, in der Musik der Ton, souverän zu handhaben ist. Ich nenne diese Art Lichtgestaltung Fotogramm.« (Erläuterung auf S. 30)

> sich durch ihre fotografisch visuellen Relationen zu einem lebendigen Zusammenhang raumzeitlicher Ereignisse zusammen und schalten den Zuschauer aktiv in die Stadtdynamik ein.«[119]

In Bezug auf die ebenfalls am Bauhaus entstandenen reflektorischen Lichtspiele Hirschfeld Macks und Kurt Schwerdtfegers vermerkt er: »*Die Ergründung einer neuen raumzeitlichen Dimension des strahlenden Lichtes und der temperierten Bewegung wird in den sich drehenden und in die Tiefe verschiebenden Lichtstreifen immer deutlicher.*«[120] Auch am Beispiel des Bauhaus-Schülers und späteren Professors Herbert Bayer lässt sich aufzeigen wie es gelang, die mediale Flut raumzeitlicher Eindrücke in einer neuen und sinngebenden Weise zusammenzufassen. In seinem zur Pariser Werkbundausstellung 1930 erstmals präsentierten Ausstellungskonzept des *Erweiterten Gesichtsfeld[es]* leitete Bayer die Besucher:innen auf einer hierfür konzipierten Wegführung durch eine überfordernde Vielzahl von in verschiedenen Höhen und Winkeln arrangierten Bildern und Medien. Bayer notierte dazu: »*Die traditionelle Vorstellung eines dreidimensionalen ›Raumes‹ wurde dadurch aufgegeben, indem man die Ausstellung von der starren Wand ablöste und durch die Einbeziehung von Raumteilern, Winkeln und Führungshinweisen eine neue Konzeption verwirklichte.*«[121] Gemein haben diese vielfältigen Ansätze die gestalterische Auseinandersetzung und den Einsatz neuer optischer Sinnesreize, die eine veränderte Wahrnehmung und eine neue Form des Sehens herausforderten. In dieser Eigenschaft zielen die Bemühungen des Bauhauses auf einen Umstand, den auch Kuhn herausgearbeitet hat, um zu zeigen, wie ein wissenschaftliches Paradigma und die darauf gründende Gemeinschaft wechselwirksam in Bezug stehen:

> »Sie müssen Dinge auf ganz ähnliche Weise sehen und auf ganz ähnliche Weise verarbeiten. […] Eine der grundlegenden Methoden, durch die die Gruppenmitglieder — eine ganze Kultur oder eine kleine Gemeinschaft von Spezialisten innerhalb dieser — lernen, diesselben Dinge zu sehen, wenn sie auf dieselben Reize stoßen, ist das Zeigen von Situationsbeispielen, die die älteren Gruppenmitglieder schon als einander ähnlich und als von anderen Situationen verschieden zu sehen gelernt haben.«[122]

Das neue wissenschaftliche Paradigma erforderte veränderte Sehgewohnheiten und neue Situationsbeispiele. Mit dem Versuch, die Bedeutung und Möglichkeiten des wissenschaftlichen Umbruchs zu ergründen und diese auf künstlerische Weise in der Gesellschaft zu verankern, begab sich das Bauhaus selbst auf die Suche danach. Neue Bilder, Lichtspiele, Filmexperimente und Bauwerke sollten Anreiz

---

119 Moholy-Nagy 1927: 120.
120 Moholy-Nagy 1927: 19.
121 Bayer 1967: 30.
122 Kuhn 1976: 205.

dazu geben, die wissenschaftlichen Erkenntnisse zu internalisieren und in der »*entsprechenden Welt sich heimisch zu fühlen*.«

In den bisherigen Forschungsarbeiten ist vor allem untersucht und bewertet worden, inwieweit es dem Bauhaus gelang, diese künstlerischen Ausdrücke der Relativitätstheorie zu erzeugen. So zielen auch Giedions Untersuchungen letztlich auf die Frage, inwieweit dem Bauhaus diese Übertragungsleistung im Feld der Architektur gelang. Grundsätzlich bleibt jedoch kritisch zu hinterfragen, inwieweit dieser Versuch zur damaligen Zeit überhaupt zufriedenstellende Ergebnisse hervorbringen konnte.[123] Dies folgt aus der Tatsache, dass die physikalischen Effekte der Relativitätstheorie erst bei sehr hohen Geschwindigkeiten, etwa zehn Prozent der Lichtgeschwindigkeit, eine signifikante Abweichung von den Gesetzen der klassischen Mechanik bewirken. Als Erkenntnis der Forschungsarbeit Ulrich Müllers vermerkt der Kunsthistoriker Horst Bredekamp daher pointiert:

> »Aus all dem ergibt sich, dass es sinnlos ist, Visualisierungen einer Theorie, die als nicht-visualisierbar definiert ist, vorzuwerfen, zu keiner angemessenen Lösung gekommen zu sein. […] Die besten Versuche, sich mit der vierten Dimension als Raumzeit auseinanderzusetzen, sind sich gewiss, weniger die Theorie als vielmehr die Unmöglichkeit ihrer Darstellung zu fassen.«[124]

In diesem Sinne eröffnet sich die kollektive Leistung der Auseinandersetzung des Bauhauses mit der Relativitätstheorie nicht primär und zwangsläufig durch ihre unmittelbare künstlerische Entsprechung hinsichtlich der physikalischen Neuerungen. Vielmehr lässt sich ihr Wert im kollektiven Versuch erschließen, sich gegenüber einem wissenschaftlichen Sachverhalt zu sensibilisieren[125] und auf künstlerischen, sinnlichen und visuellen Wegen die daraus resultierenden Konsequenzen zu erforschen. Für die Wirklichkeitserfassung am Bauhaus wurde somit, wie hier nur skizzenhaft aufgezeigt werden kann, das *Neue Sehen*[126] zu einer eng mit den Phänomenen der Raumzeit verknüpften Grundvoraussetzung. Aus dieser Perspektive lohnt es, die künstlerischen Versuche nicht ausschließlich hinsichtlich ihrer relativistisch-physikalischen Sinnhaftigkeit zu untersuchen, sondern diesbezüglich ihren pädagogischen Stellenwert in den Blick zu nehmen. So kann das Dessauer Schulgebäude von Walter Gropius und Adolf Meyer über Giedions Deutungsansatz als architektonische Übersetzung physikalischer Phänomene der Raumzeit erschlossen

---

123 Diese Frage greift Müller selbst in seiner Aufbereitung der Rezeptionsgeschichte Giedions auf. Vgl. Müller 2004: 10.

124 Renn 2005b: 259.

125 Dies geschah unter anderem durch zahlreiche Gastvorträge von Wissenschaftler:innen aus verschiedenen Disziplinen.

126 Vgl. Glüher 1994: 54.

werden – als baulich-manifestierte Lösung einer aus der Wissenschaft übertragenen Gestaltungsherausforderung. Vor dem Hintergrund des hier dargestellten Betrachtungsansatzes ließe sich diese Deutung jedoch noch erweitern: In diesem Verständnis spiegelt sich im Bauwerk ebenso der epistemische Ausgangspunkt und die durch das Bauhaus angestoßene Suchbewegung zur Bewältigung der Wissenskrise: *»Die Glaswände flossen ineinander, gerade an dem Punkt, wo das menschliche Auge gewöhnt war, einen sicheren Pfeiler vorzufinden.«*[127] Die wissenschaftliche Revolution hatte die als selbstverständlich begriffenen Kategorien von Raum und Zeit umgestürzt. Gegenüber dem revolutionären Chaos, den reaktionären Angriffen und esoterischen Wirklichkeitsfluchten, entwarfen Gropius und Meyer ein Bauwerk *neuer Sachlichkeit*. In seiner klaren Formgebung, der Offenheit und gläsernen Transparenz bildete das Dessauer Schulgebäude damit die Bühne eines relativistischen Bildungsprogrammes, das feststehenden Gewissheiten in Zeiten des Umbruchs kritisch gegenüber stehen- und darauf abzielen sollte, die Möglichkeiten und Erfordernisse der wandelbaren Welt in sachlicher, vor allem aber in ergebnisoffener Weise zu erkunden. Während es dabei architektonisch Raum für vielfältige experimentelle Annäherungen schuf, forderte es selbst einen Wandel der Sehgewohnheiten heraus. Architektonisch erkundete das Bauhaus auf diese Weise (wie es Gropius anhand eines Einstein-Zitates selbst darstellte) *»Wege, die aus einer durch ›vollendete Werkzeuge, aber verworrene Ziele gekennzeichneten Zeit‹ herausführen zu einer neuen optischen Kultur.«*[128] Die Bedeutung dieses Unterfangens für das Bauhaus spiegelt sich auch in den Aussagen Josef Albers, der am Bauhaus unter anderem die Leitung des obligatorischen Vorkurses übernommen hatte:

> »Ich empfehle statt ›Wissen ist Macht‹ für die Erziehung den Satz ›Sehen ist Kraft‹, und zwar Sehen im Sinne des englischen *seeing*, was mehr Schauen meint. Denn mir scheint eine visuelle schöpferische Erziehung eine der wichtigsten Aufgaben unserer Zeit zu sein.«[129]

Die Wissenskrise wurde am Bauhaus als die Notwendigkeit begriffen, die Welt mit anderen Augen zu sehen. In Hinblick auf die Philosophie Kuhns hatte die Gestaltungsschule damit eine zentrale Herausforderung der revolutionären Wissenschaft identifiziert und über künstlerische, ästhetische und pädagogische Zugänge auf die Gesellschaft übertragen.

127 Giedion 1976 [1941]: 311.
128 Gropius 1956: Vorwort.
129 Albers 1971: 254.

Literaturverzeichnis

Ackermann, Ute, Justus H. Ulbricht, und Kai Uwe Schierz. 2009. Streit ums Bauhaus. Jena: Glaux Verlag.

Albers, Josef. 1971. 13 Jahre am Bauhaus. In Bauhaus und Bauhäusler: Bekenntnisse und Erinnerungen, Hg. Eckhard Neumann, 250–254. Bern, Stuttgart: Hallwag.

Auerbach, Felix. 1921. Raum und Zeit, Materie und Energie – Eine Einführung in die Relativitätstheorie. Leipzig: Dürrsche Buchhandlung.

Bayer, Herbert. 1967. Visuelle Kommunikation, Architektur, Malerei: das Werk des Künstlers in Europa und USA. Ravensburg: Maier.

Benjamin, Walter. 2018 [1963]. Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit: drei Studien zur Kunstsoziologie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bredekamp, Horst. 2005. Architektur, die fließt. Die Zeit, 24. Februar. https://www.zeit.de/2005/09/SM-Einstein/komplettansicht?print (Zugegriffen: 12.06 2019).

Der Tag. 1920. Gegen Einsteins Relativitätstheorie. 15. August 1920.

Döblin, Alfred. 2005 [1923]. »Die Abscheuliche Relativitätstheorie«, Zeitungsartikel im Berliner Tageblatt vom 24. November 1923. In Albert Einstein Ingenieur des Universums – Dokumente eines Lebensweges, History of knowledge, Hg. Jürgen Renn und Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, 364–365. Weinheim: Wiley-VCH.

Eddington, Arthur Stanley, Frank Watson Dyson, und C. Davidson. 1920. IX. A determination of the deflection of light by the sun's gravitational field, from observations made at the total eclipse of May 29, 1919. Philosophical Transactions of the Royal Society of London. Series A, Containing Papers of a Mathematical or Physical Character 220: 291–333.

Einstein, Albert. 1930. Raum, Äther und Feld in der Physik. In Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, Hg. Jörg Dünne, Stephan Günzel, Hermann Doetsch und Roger Lüdeke, 94–105. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Eitz, Thorsten, und Isabelle Engelhardt. 2015. Diskursgeschichte der Weimarer Republik. Hildesheim: Georg Olms Verlag.

Galison, Peter. 1990. Aufbau/Bauhaus: Logical Positivism and Architectural Modernism. In Critical Inquiry Vol. 16, No. 4. 709–752, Hg. The University of Chicago Press. https://www.jstor.org/stable/1343765 (Zugegriffen: 08.12.2021)

Giedion, Sigfried. 1976. Raum, Zeit, Architektur: die Entstehung einer neuen Tradition. Zürich: Verl. für Architektur Artemis.

Giedion, Sigfried. 1954. Walter Gropius: Mensch und Werk. Stuttgart: Verlag Gerd Hatje.

Glüher, Gerhard. 1994. Licht – Bild – Medium: Untersuchungen zur Fotografie am Bauhaus. Berlin: Verl. für Wissenschaft und Forschung.

Gropius, Walter. 1956. Architektur: Wege zu einer optischen Kultur. Frankfurt a.M. [u.a.]: Fischer Bücherei.

Gropius, Walter. 1962. Das Bauhaus Manifest von 1919. In Das Bauhaus: 1919 – 1933; Weimar, Dessau, Berlin, Hg. Hans M. Wingler, 38–41. Bramsche: Gebr. Rasch & Co.

Gropius, Walter. 1993. Vorträge zur Raumkunde 1922. Abschrift des handschriftlichen Manuskriptes. In Die Architektur am Bauhaus in Weimar, Hg. Klaus-Jürgen Winkler, 28–32. Berlin: Verlag für Bauwesen.

Happe, Barbara, und Martin S. Fischer. 2003. Haus Auerbach von Walter Gropius: mit Adolf Meyer. Berlin: jovis Verlag GmbH.

Hartl, Gerhard. 2005. Die Bestätigung der Allgemeinen Relativitätstheorie durch die englische Sonnenfinsternis-Expedition 1919. In Albert Einstein Ingenieur des Universums – Hundert Autoren für Einstein, Hg. Jürgen Renn und Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, 182–187. Weinheim: Wiley-VCH.

Henderson, Linda Dalrymple. 1983. The fourth dimension and non-Euclidean geometry in modern art. Princeton, N.J.: Princeton University Press.

Hollinger, Maik. 2014. Einstein erlangt Weltruhm: Eine vergleichende Rezeptionsgeschichte der allgemeinen Relativitätstheorie in Großbritannien und Deutschland 1919–1920. Skriptum 4. https://www.skriptum-geschichte.de/2014/heft-1/einstein-erlangt-weltruhm-eine-vergleichende-rezeptionsgeschichte-der-allgemeinen-relativitaetstheorie-in-grossbritannien-und-deutschland-1919-1920.html (Zugegriffen: 12.12.2021)

Jammer, Max. 1960. Das Problem des Raumes: die Entwicklung der Raumtheorien. Darmstadt: Wiss. Buchges.

Klee, Paul. 1987. Schöpferische Konfession [ursprünglich erschienen in einem Sammelband für die Schriftensammlung »Tribüne der Kunst und Zeit« von Kasimir Edschmid im Erich Reiss Verlag, Berlin 1920]. In Kunst-Lehre: Aufsätze, Vorträge, Rezensionen und Beiträge zur bildnerischen Formlehre, Hg. Günther Regel, 60–66. Leipzig: Reclam.

Kröll, Friedhelm. 1974. Bauhaus 1919 – 1933: Künstler zwischen Isolation und kollektiver Praxis. Düsseldorf: Bertelsmann-Univ.-Verl.

Kuhn, Thomas S. 1976. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Laitko, Hubert. 1981. Thomas S. Kuhn und das Problem der Entstehung neuen Wissens. In Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution, Hg. Kurt Bayertz, 174–191. Köln: Pahl-Rugenstein.

Leibniz, Gottfried Wilhelm. 2021 [1714]. Monadologie. Leipzig: Reclam.

Leibniz, Gottfried Wilhelm. 2015 [1715/1716]. Briefwechsel mit Samuel Clarke (1715/1716). In Raumtheorie: Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Hg. Jörg Dünne, Stephan Günzel, Hermann Doetsch, und Roger Lüdeke, 58–74. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Mach, Ernst. 1988 [1883]. Die Mechanik in ihrer Entwicklung: historisch-kritisch dargestellt. Berlin: Akademie-Verlag.

Moholy-Nagy, Laszlo. 1927. Malerei Fotografie Film. München: Albert Langen Verlag.

Moholy-Nagy, Laszlo. 1968. Vom Material zur Architektur. Hg. Hans Maria Wingler. Mainz und Berlin: Florian Kupferberg.

Müller, Ulrich. 2004. Raum, Bewegung und Zeit im Werk von Walter Gropius und Ludwig Mies van der Rohe. Berlin: Akademie-Verlag.

New York Times. 1919. LIGHTS ALL ASKEW IN THE HEAVENS. The New York Times, 10. November. https://www.nytimes.com/1919/11/10/archives/lights-all-askew-in-the-heavens-men-of-science-more-or-less-agog.html (Zugegriffen: 31.07.2019).

Pahl, Jürgen. 1999. Architekturtheorie des 20. Jahrhunderts: Zeit-Räume. München: Pestel.

Renn, Jürgen, und Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Hg. 2005a. Albert Einstein Ingenieur des Universums – Einsteins Leben und Werk im Kontext. Weinheim: Wiley-VCH.

Renn, Jürgen, und Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Hg. 2005b. Albert Einstein Ingenieur des Universums – Hundert Autoren für Einstein. Weinheim: Wiley-VCH.

Renn, Jürgen. 2006. Auf den Schultern von Riesen und Zwergen. Weinheim: Wiley-VCH.

Rotzler, Willy, und Anneliese Itten, Hg. 1978. Johannes Itten: Werke und Schriften. Zürich: Orell Füssli.

Schlemmer, Oskar. 1958. Briefe und Tagebücher. Berlin [u.a.]: Dt. Buch-Gemeinsch.

Schmidt, Christiane. 2002. Kandinskys physikalische Kreise: Kunst als Medium naturwissenschaftlicher Erkenntnis; Untersuchung der Schriften des Künstlers und seiner abstrakten Bildwelt der zwanziger Jahre unter Heranziehung von Gesichtspunkten moderner Physik. Weimar: VDG.

Staatliches Bauhaus Weimar, und Karl Nierendorf, Hg. 1923. Staatliches Bauhaus Weimar 1919 – 1923. Aufl.: 2600 Ex. Weimar [u.a.]: Bauhausverl.

Tägliche Rundschau. 1920. Gegen Einsteins Relativitätstheorie, 17. August 1920.

Tode, Thomas, Hg. 2012. bauhaus & film. Wien; Köln; Weimar: Böhlau.

von Beyme, Klaus. 2009. Die Bauhausmoderne und ihre Mythen. In Mythos Bauhaus: zwischen Selbsterfindung und Enthistorisierung, Hg. Anja Baumhoff und Magdalena Droste, 337–357. Berlin: Reimer.

Wazeck, Milena. 2009. Einsteins Gegner: die öffentliche Kontroverse um die Relativitätstheorie in den 1920er Jahren. Frankfurt a.M.: Campus-Verlag.

Weyland, Paul. 1920. Einsteins Relativitätstheorie – eine wissenschaftliche Massensuggestion. In Tägliche Rundschau, 6. August 1920 (Abendausgabe).

Wick, Rainer K. 1991. Das Neue Sehen. Von der Fotografie am Bauhaus zur Subjektiven Fotografie. München: Klinkhardt & Biermann.

Wilts, Bettina. 2004. Zeit, Raum und Licht: vom Bauhaustheater zur Gegenwart. Weimar: VDG.

Wolff, Michael. 1981. Über den methodischen Unterschied zwischen »äußerer« und »innerer« Wissenschaftsgeschichte. In Wissenschaftsgeschichte und wissenschaftliche Revolution, Hg. Kurt Bayertz, 58–71. Köln: Pahl-Rugenstein.

Abbildungsverzeichnis

Mit Planungswissen aus der Krise

Von der Wissenskrise zur »Krisenwissenschaft«

Zur Genese westdeutscher Entwicklungsforschung (ca. 1950–1970)

Reiner Fenske

1. Einführende Überlegungen

In meinem Beitrag möchte ich anhand der Frühgeschichte der westdeutschen Entwicklungsforschung danach fragen, inwiefern sich diese als die Geschichte einer Wissenskrise verstehen lässt.[1] Kann diesbezüglich sogar von einer »Krisenwissenschaft« gesprochen werden?[2] Dies scheint mir aus mehreren Gründen vielversprechend. Denn erstens ermöglicht es Aufschlüsse über wissenschaftliche Standortbestimmungen in einer sich zunehmend globalisierenden Welt,[3] die perspektivisch

1 Dieser Begriff soll hier insbesondere verdeutlichen, dass nach dem Zweiten Weltkrieg bisherige Wissensordnungen gerade des Kolonialismus in eine Krise gerieten, die im Zuge der globalen Dekolonisation sowie des aufkommenden Kalten Krieges auftrat. Mehr dazu unten.

2 Ich entleihe diesen Begriff aus einer soziologischen Festschrift, wobei der dort Geehrte zeitweise auch zur Entwicklungsforschung gearbeitet hat. Vgl. Nuscheler, Franz: Von der Aufgeregtheit zur Ratlosigkeit. Entwicklungstheorien im Widerspruch, in: Uske, Hans (Hg.): »Soziologie als Krisenwissenschaft«. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dankwart Danckwerts. Münster 1998, S. 293–308, hier S. 293f. Dies, sowie der Umstand, dass die in diesem Aufsatz vorgestellten Personen oftmals auch soziologisch tätig waren, könnte zu dem Kurzschluss verleiten, dass Entwicklungsforschung in (West-)Deutschland einfach mit Entwicklungssoziologie übersetzt werden könnte. Sicher spielt der Begriff der »Krisenwissenschaft« in diesem Kontext auch auf die der Soziologie zeitweise zugeschriebene ›Problemlösungskompetenz‹ an. Dies würde aber die fachlich sehr breit geführte Diskussion ebenso verengen wie ihre wechselvolle und lange Geschichte. Zudem könnte ein synchroner sowie interkultureller Vergleich zeigen, dass in anderen Teilen der Welt zwar ähnlich, aber doch unter anderen fachlichen und begrifflichen Zuordnungen über diesen Themenkomplex nachgedacht und gearbeitet wurde. Dies kann allerdings hier nur angedeutet werden.

3 Die Erforschung der Entwicklungspolitik hat in den letzten ca. 15 Jahren einen rasanten Aufschwung genommen. Siehe als gelungene Überblicke: Lorenzini, Sara: Global Development. A Cold War History. Princeton 2019; Unger, Corinna R.: International Development. A Postwar History. London 2018. Allerdings, so mein Argument, steht dabei zumeist die praktische Entwicklungszusammenarbeit im Vordergrund. Die Rolle der Wissenschaft dabei diskutierten

auch über die Zeit des Kalten Krieges hinausreichten.[4] Zweitens zeigt es den Wandel dieses Wissens auf. Drittens trägt eine solche Diskussion zur Selbstaufklärung der Wissenschaft als Teil der Gesellschaft bei.[5]

Entwicklungsforschung ist dabei kein Quellenbegriff, sondern wird hier im Sinne eines heuristischen Konzepts verwendet.[6] Im Wesentlichen lässt sie sich dabei wie folgt eingrenzen: sie beschäftigte sich erstens vor allem mit den vormals kolonialen Gesellschaften und Staaten in Asien, Afrika und (im deutschen Fall zunächst weniger) in Lateinamerika. Zweitens lässt sie sich nicht auf ein Fachgebiet eingrenzen,[7] was auch an der Vielschichtigkeit des Entwicklungsbegriffs liegt.[8] Drittens knüpfte sie natürlich an ältere Wissensbestände an, im deutschen Fall besonders an die Kolonialforschung, sorgte aber dabei für wichtige Akzentverschiebungen.[9]

---

bereits früh die folgenden beiden Arbeiten: Kothari, Uma (Hg.): A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies. (¹2005). Cape Town/London/New York ²2019; Cooper, Frederick/Packard, Randall (Hg.): International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge. Berkeley/Los Angeles/London 1997.

4 Siehe exemplarisch für diese neue Forschungsperspektive: Dinkel, Jürgen/Fiebrig, Steffen/Reichherzer, Frank (Hg.): Nord/Süd. Perspektiven auf eine globale Konstellation. Berlin/Boston 2020.

5 Vgl. Landwehr, Achim: Wissensgeschichte, in: Schützeichel, Rainer (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. (Konstanz ¹2007). Köln ²2018, S. 801–813, hier S. 804 und S. 809.

6 Ein programmatischer Handbuchartikel verzichtet auf historische Tiefenschärfe, um sich auf gegenwärtige Herausforderungen und Potenziale dieses Forschungsgebiets zu konzentrieren. Siehe Fischer, Karin/Boatcă, Manuela/Hauck, Gerhard: Was ist Entwicklungsforschung? Entstehung, Gegenstand und Arbeitsweise einer jungen Disziplin, in: (dies.) (Hg.): Handbuch Entwicklungsforschung. Wiesbaden 2016, S. 3–12.

7 Entgegen des wissenschaftshistorischen Charakteristikums in Deutschland, wonach sich neue Fächer zunächst entlang von Mutterdisziplinen entwickeln und zunehmend verselbstständigen, scheint sich die Entwicklungsforschung zunächst vor allem anhand einer politischen Nachfrage seitens der Regierung ausgeprägt zu haben. Vgl. Linne, Karsten: Die Bruderschaft der »Entwickler«. Zur Etablierung der Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1956 bis 1974. Göttingen 2021, S. 234–240.

8 Vgl. Kößler, Reinhart: Entwicklung. Münster 1998, S. 7 und S. 11.

9 Dieser Aspekt kann hier nur angedeutet werden, verdient aber eine eigene (kleinere) Studie. Als zentral scheint mir das folgende Argument. Wurde zuvor »die koloniale Entwicklung noch als Nebeneffekt einer letztlich auf Europa ausgerichteten Wohlfahrtspolitik gesehen, wurde die ›Entwicklung‹ kolonialer Gesellschaften nun das erklärte *Ziel an sich* (und die Sicherung des metropolitanen Wohlstandes der Nebeneffekt) [H. d. A.].« Kunkel, Sönke/Meyer, Christoph: Dimensionen des Aufbruchs. Die 1920er und 1930er Jahre in globaler Perspektive, in: (dies.) (Hg.): Aufbruch ins postkoloniale Zeitalter. Globalisierung und die außereuropäische Welt in den 1920er und 1930er Jahren. Frankfurt a.M. 2012, S. 7–33, hier S. 24f.

Die Quellengrundlage dieses Beitrags werden zeitgenössische wissenschaftliche Publikationen bilden.[10] Folglich handelt es sich hier vornehmlich um eine »Intellectual History«.[11] Ich gehe dabei wie folgt vor: Zunächst (2.) frage ich nach Formen der Wissenskrisen in der frühen westdeutschen Entwicklungsforschung, die infolge des Zweiten Weltkriegs und wenige Jahre später durch die globale Dekolonisation entstanden sind. Danach (3.) wird die stets umstrittene und deswegen prekäre Etablierung dieses Forschungsgebiets in der frühen Bundesrepublik der ausgehenden 50er und 60er Jahre skizziert. Anschließend (4.) wird der erneute Übergang vom Krisenwissen zur Wissenskrise infolge der globalen Umbrüche Ende der 60er rekonstruiert. Ein kurzes Resümee (5.) wird nochmals meine zentralen Argumente verdeutlichen.

2. Die Wissenskrise der frühen Entwicklungsforschung

Nach dem Kriegsende 1945 dominierte auch in den Wissenschaften zunächst der Primat des Wiederaufbaus und der Reorganisation.[12] Etwaige Forschungen zu »Übersee«, wie es damals noch hieß,[13] galten als ideologisch kompromittiert und konnten zunächst nicht fortgeführt werden. Wo sie denn in Überlegungen einflossen, sollten sie zunächst ganz praktischen Erwägungen dienen.[14] Der Fokus lag auf dem Wiederaufbau von Handelsverbindungen in jene Teile der Welt, wobei aber die »Übersee-Wissenschaften« nicht vernachlässigt werden sollten.[15] Für den Wiederaufbau solcher Handelsverbindungen würden »gründlich durchgebildete Sinologen, Afrikanisten oder Ethnologen« benötigt.[16] Der Gedanke einer wie auch immer gerichteten Entwicklung fehlte hier noch gänzlich. Stattdessen wurde diese ›überseeische‹ wirtschaftliche sowie wissenschaftliche Tätigkeit als Beitrag zu einer

---

10 Das größere Forschungsprojekt, welches diesem Beitrag zugrundeliegt, möchte akademische Institutionen der Entwicklungsforschung international vergleichend historisch erforschen. Ein solcher methodischer Ansatz würde aber zu weit vom Thema dieses Bandes wegführen.

11 Siehe Clark, John F. M.: Intellectual History and the History of Science, in: Whatmore, Richard/Young, Brian (Hg.): A Companion to Intellectual History. Chichester/Malden (MA)/Oxford 2016, S. 155–169.

12 Siehe z.B. Sauermann, Heinz: Gegenwartsaufgaben der Sozialwissenschaften in Deutschland, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 105 (1948) 1, S. 3–16.

13 Vgl. Dörre, Steffen: Wirtschaftswunder global. Die Geschichte der Überseemärkte in der frühen Bundesrepublik. Stuttgart 2019, S. 9ff.

14 [Anonym]: Deutschland, Europa und die überseeische Welt, in: Übersee-Rundschau 1 (1949) 1, S. 2f.

15 Ebd., S. 3.

16 Ebd.

europäischen, säkularisierten Mission verstanden, die zugleich bei der europäischen Integration Deutschlands helfen sollte. Doch gingen solche Forderungen und Überlegungen in der unmittelbaren Nachkriegszeit noch gänzlich an den Problemen des Alltags vorbei, wie der bereits seit dem ausgehenden Kaiserreich aktive Kolonialpublizist und -wissenschaftler Wahrhold Drascher (1892–1968)[17] eindrücklich vor Augen führte:

> »[W]ie steht es mit Afrika, mit Südamerika, mit Asien? Die lange Abgeschlossenheit von der weiten Welt brachte es mit sich, daß die Studentenschaft an Überseefragen überhaupt kein Interesse mehr nahm. Die Not erzwang raschestes Studium und möglichst vollständige Konzentrierung auf einen Beruf, der in kurzer Frist ein Existenzminimum sicherte. Da es zunächst schien, als ob eine Wiederbetätigung deutscher Akademiker in Übersee überhaupt nicht wieder möglich sein werde, so schieden diese Aussichten […] von vornherein aus. Die der Überseeforschung gewidmeten Institute verödeten, die verhältnismäßig wenigen Professoren […] fanden weder Hörer, noch Publikationsmöglichkeiten, da auch die Zeitschriften dieser Sparte dem Untergang verfallen waren.«[18]

Erste tragfähige Initiativen zur Behebung dieser Wissensdefizite bezogen sich in den 50er Jahren noch auf die wissenschaftliche Beschäftigung mit einzelnen Ländern und Regionen.[19] In ihnen spielte der Entwicklungsgedanke zunächst keine nennenswerte Rolle.[20] Erste wissenschaftliche Bestandsaufnahmen[21] gingen zunächst von regionalspezifischen Vereinen aus, in denen besonders die wirtschaftlichen Interessen hanseatischer Kaufleute aus Hamburg und Bremen

---

17 Nach einigen beruflichen Stationen war Drascher 1939 in Tübingen zum Professor für »Weltpolitische Auslandskunde und Kolonialwissenschaften« und Leiter des dortigen »Auslandskundlichen Seminars« berufen worden. Vgl. zur Biografie Rüger, Adolf: Wahrhold Drascher, faschistischer Kolonialexperte und bundesrepublikanischer Kolonialhistoriker, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15 (1967) 8, S. 1460–1466, hier S. 1460ff.

18 Drascher, W[ahrhold]: Mehr Interesse für Übersee-Studien, in: Übersee-Rundschau [3] (1951) 10, S. 379f., hier S. 379.

19 Vgl. Paech, Norman/Sommer, Birgit A./Burmeister, Thea: Entwicklungsländerforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Internationales Asienforum 3 (1972) 3, S. 369–388, hier S. 371.

20 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 95ff. und S. 108.

21 Von systematischen wissenschaftlichen Studien war man in jener Zeit (wieder) weit entfernt. Zu groß waren einerseits die Strukturumbrüche durch den Zweiten Weltkrieg in Deutschland selbst, nicht zuletzt lag auch die institutionelle Forschungslandschaft weitgehend in Trümmern. Andererseits begann sich aber in der zeitgenössischen Wahrnehmung auch die Welt rasant zu verändern. Und eben diese Prozesse wollte man verstehen. Erste probate Mittel zur erneuten Erkundung dieser Welt waren Reisen von Delegationen und Einzelpersonen. Vgl. ebd., S. 37–41 und S. 158.

dominierten.[22] Die regionalspezifische Orientierung rührte dabei noch von der seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts üblichen Einteilung der Welt in ›Großräume‹ her.[23] Aber auch in der 50ern war dieses Denken noch gängig. Dörre weist auf folgende Gründe hin:

> »weil die sogenannten ›überseeischen Gebiete‹ aus eigener Anschauung kaum bekannt waren, weil an verwertbare Informationen über kleinräumigere Einheiten nur schwer heranzukommen war, weil es bereits eine lange Tradition dieses Denkens […] gegeben hatte […].«[24]

Erst allmählich wurde diese ältere Sichtweise von der des Denkens in Entwicklungsprozessen bzw. –regionen überlagert.[25] Was darunter verstanden wurde, war noch unklar. Es standen unterschiedliche Ansätze unverbunden nebeneinander. So schlug beispielsweise Winkler vor, den Terminus der »Entwicklungsländer« schlichtweg für »alle Gebiete der Erde mit Ausnahme der hochindustrialisierten Nationen« zu verwenden.[26] Für den bekannten Ökonomen Andreas Predöhl (1893–1974) fiel dagegen alles unter den Begriff der Entwicklung, da er es vor allem mit einem fortwährenden Industrialisierungsprozess assoziierte. Seiner Meinung nach hielten dementsprechend Entwicklungsprozesse auch in den Industriestaaten noch an.[27] Auch der Entwicklungssoziologe Richard F. Behrendt (1908–1972) sah die Notwendigkeit für Entwicklungsmaßnahmen nicht nur außerhalb Europas.[28] Ähnlich wie Predöhl argumentierte er, dass

> »die wirtschaftlich und gesellschaftlich relativ hochentwickelten Länder nach wie vor die relativ eigentlichen Entwicklungsländer […] sind und sich in ihnen die Entwicklung immer noch erheblich entschiedener und rascher abspielt als in den meisten sogenannten Entwicklungsländern.«[29]

---

22 Vgl. ebd., S. 126–153.

23 Vgl. ebd., S. 241ff.

24 Ebd., S. 250.

25 Der Begriff lässt sich in kaum einer der zeitgenössischen Quellen als reiner Prozessbegriff oder als eine Form der ›Area Studies‹ ausmachen. Sein Oszillieren scheint mir vielmehr ein Hinweis für seine Offenheit zu sein.

26 Winkler, Hans-Joachim: Die Entwicklungsländer. Ergänzte Aufl. ([1]1960). Berlin (West) [3]1961, S. 5.

27 Vgl. Predöhl, Andreas: Industrialisierung der Entwicklungsländer, in: Sieber, Eugen H. (Hg.): Entwicklungsländer und Entwicklungspolitik. Nürnberger Hochschulwoche 27.-30.11.1962. Berlin (West) 1963, S. 51–65, hier S. 51. »Vollindustrialisierung ist *niemals* ein Endzustand, sondern ein Zustand der *jeweiligen* Höchstentwicklung […] [H. d. A.].« Ebd., S. 60.

28 Vgl. zur Biografie Linne: Die Bruderschaft (wie Anm. 7), S. 279–284.

29 Behrendt, Richard F.: Soziale Strategie für Entwicklungsländer. Entwurf einer Entwicklungssoziologie. Frankfurt a.M. 1965, S. 54.

Folgerichtig sah er »einen erdweiten gesellschaftlichen Entwicklungsprozeß im umfassenden Sinne, von dem die spezifische Entwicklungsförderung der sogenannten Entwicklungsländer ein wichtiger Teilaspekt ist.«[30] Vermeintlich ›objektive‹, globale Maßstäbe zur Messung von Entwicklung waren seinerzeit noch unbekannt bzw. selber noch in der wissenschaftlichen Entwicklungsphase.[31] Deswegen war es selbst Anfang der 60er noch möglich zu argumentieren, dass es nicht statthaft sei, ganze Staaten einfach als ›unterentwickelt‹ zu klassifizieren. Stattdessen seien die ökonomischen Unterschiede *in* diesen Staaten zum Teil größer als *zwischen* den verglichenen Staaten.[32]

Erst allmählich verschwand aufgrund dieser neuen, globalen Problemwahrnehmung die Problematisierung von ungleichen Entwicklungen in einzelnen Ländern,[33] vor allem aber in der *eigenen* Gesellschaft. Diese wurden nun zu »Regionalprobleme[n]« erklärt.[34] Globale Entwicklungsunterschiede bildeten in dieser Perspektive »die neue soziale Frage« oder seien der Auftakt zu »eine[r] Art weltweite[m] Klassenkampf«.[35] Die bisherige soziale Frage wurde nun als ein eher historisches Problem interpretiert,[36] welches infolge des Übergangs von Agrar- zu Industriegesellschaften entstanden sei und sich innerhalb *eines* Staates abgespielt habe.[37] Mit dem wachsenden Wohlstand habe es »innenpolitisch an Sprengkraft«[38] verloren bzw. sei »im wesentlichen gelöst«.[39] Dagegen sei die Ungleichheit nun im Weltmaßstab umso mehr ein Problem, nach der »*weltweit* Lösungen gesucht werden

30 Ebd., S. 162.

31 Siehe z.B. Speich, Daniel: Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie. Göttingen 2013.

32 Vgl. Willems, Emilio: Art. Unterentwickelte Gesellschaften, in: König, René (Hg.): Soziologie. ([1]1958). Frankfurt a.M. [3]1960, S. 296–303, hier S. 297f.

33 Vgl. Röpke, Wilhelm: Unentwickelte Länder, in: Ordo. Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft 5 (1953), S. 63–113, hier S. 64f. Noch Ende der 50er galt es als opportun, dass es »auch in jedem hochentwickelten Industriestaat unterentwickelte Gebiete gibt oder geben kann.« Meier, Hellmut: Welche Merkmale kennzeichnen Entwicklungsländer?, in: Konjunkturpolitik. Zeitschrift für angewandte Konjunkturforschung 5 (1959) [2], S. 105–123, hier S. 107.

34 Predöhl: Industrialisierung (wie Anm. 27), S. 59.

35 Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 10.

36 Damit einher ging die Zuweisung dieses Forschungsfeldes zur sich etablierenden Sozialgeschichte. Vgl. Tenfelde, Klaus: Vom Ende und Anfang sozialer Ungleichheit. Das Ruhrgebiet in der Nachkriegszeit, in: Osterhammel, Jürgen/Langewiesche, Dieter/Nolte, Paul (Hg.): Wege der Gesellschaftsgeschichte. Göttingen 2006, S. 269–285, hier S. 270–277.

37 Vgl. Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 15 und S. 19f.; Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 10.

38 Ebd.

39 Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 15.

[H. i. O.].«[40] Der Problemhorizont wurde also globalisiert, aber paradoxerweise auch eingeschränkt.

Hellsichtig bemängelte bereits 1949 der Soziologe René König (1906–1992), dass sich die »neuere Entwicklungslehre überwiegend auf die Betrachtung der modernen Gesellschaft beschränkt« und dabei sowohl die Zukunft als auch die Vergangenheit jener Gesellschaften tendenziell ausblende.[41] Er kritisierte auch den »westliche[n] Ethnozentrismus des modernen Industriesystems.«[42] Als Gegengewicht zu solchen Deutungsweisen hoffte er auf »die wachsende Teilnahme der östlichen wie auch afrikanischen Völker an sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzungen […].«[43] Er verwies auf die unterschiedlichen Grade der Integration von »Industriesystem[en]« *innerhalb* der »entwickelten Gebiete« und schlussfolgerte richtig, »daß also offensichtlich das Problem der rückständigen Gebiete sogar innerhalb der westlichen Industriegesellschaften auftritt […].«[44] Aufgrund dessen plädierte er für eine Perspektivenerweiterung. Diese sollte nicht nur jene vermeintlich ›unterentwickelten‹ Gebiete umfassen, sondern als eine allgemeinere soziologische Ungleichheitsforschung angelegt werden. Zugleich machte er auf einen zentralen Punkt aufmerksam: »Der Begriff der Rückständigkeit kann also niemals absolut, sondern immer nur anthropologisch relativ sein.«[45] Damit waren zentrale Annahmen über Entwicklungsprozesse formuliert worden, die mitunter später wieder in Vergessenheit gerieten. Mitte der 60er wurden sowohl neue Institute als auch neue Fachzeitschriften ins Leben gerufen,[46] die auf eine allmähliche Etablierung der Entwicklungsforschung in der Bundesrepublik hindeuteten.[47]

---

40 Ebd., S. 20.

41 König, René: Soziologie heute, in: (ders.): Zur Konstitution moderner Gesellschaften. Studien zur Frühgeschichte der Soziologie. Hgg. und mit einem Nachwort versehen von Heine von Alemann. Opladen 2000 [1949], S. 9–116, hier S. 105. Allerdings wurde dieses Werk Königs ohnehin kaum rezipiert, da es nur in einem kleinen schweizerischen Verlag in kleiner Auflage erschien. Vgl. [von Alemann, Heine]: Editorische Notiz, in: ebd., S. 309–314, hier S. 310.

42 König, René: Einleitung zu einer Soziologie der sogenannten rückständigen Gebiete, in: (ders.): Strukturanalyse der Gegenwart. Hgg. und mit einem Nachwort versehen von Michael Klein. Wiesbaden (2006 [1955]), S. 126–143, hier S. 129. Zum treffenden Vorwurf des »westlichen Ethnozentrismus« auch ebd., S. 140.

43 Ebd., S. 129.

44 Ebd., S. 130. Dort auch das folgende Argument.

45 Ebd., S. 139.

46 Es seien hier nur Folgende genannt, wobei auch die wenigen älteren Blätter mit erwähnt werden: »Offene Welt« (1953–1987); »Entwicklung und Zusammenarbeit« (seit 1960); »Entwicklungspolitische Korrespondenz« (1970–1993); »Die Dritte Welt« (1972–1983).

47 Vgl. Paech/Sommer/Burmeister: Entwicklungsländerforschung (wie Anm. 19), S. 381f.

3. Relative Etablierung in den 50er und frühen 60er Jahren

Die normative Annahme, dass Entwicklungsprozesse teleologisch auf eine wie auch immer auszugestaltende ›Modernität‹ zulaufen würden, stieß in der frühen Bundesrepublik noch auf einige Vorbehalte. So sorgte sich der Entwicklungssoziologe Behrendt auch um die Zerstörung traditioneller gesellschaftlicher Ordnungsprinzipien in Europa und fragte danach, durch was diese ersetzt werden würden.[48] Sein Zeitgenosse, der Politikwissenschaftler Arnold Bergstraesser (1896–1964) warnte gar vor den »Gefahren der Modernität«.[49] Er sah diese in den möglichen Ambivalenzen der Automatisierung, der Industrialisierung, der Auflösung bisheriger Familienbilder, der Bürokratisierung, der Konsumgesellschaft wie auch neuartiger Kommunikationsmittel.[50]

Allerdings sollten diese kulturpessimistischen Stimmen nicht überbewertet werden. Die zeitgenössische wissenschaftliche Entwicklungsdiskussion war doch eher von optimistischen Vorstellungen über Ziele und Mittel von Entwicklungsprozessen geprägt.[51] So wurde auch hier ganz dem globalen Zeitgeist folgend der beste Weg für eine gelungene Entwicklung in der Industrialisierung gesehen.[52] Dabei wurde zunächst der westdeutsche Wiederaufbau nach dem Zweiten Weltkrieg als

---

48 Vgl. Behrendt, Richard F.: Der Einbruch der Dynamik in die »Entwicklungsländer«, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung in der heutigen Welt. Zum 60. Geburtstag von Kurt Georg Kiesinger. Mit Geleitworten von Heinrich Lübke, Theodor Heuss, Ludwig Erhard und Konrad Adenauer. Stuttgart 1964, S. 61–68, hier S. 65. Statt aber in kulturkonservativer Manier Untergangsszenarien des ›Abendlandes‹ zu beschwören, gab sich Behrendt optimistisch: dieses werde doch nun vielmehr global nachgeahmt. Vgl. ebd., S. 65f. Ganz ähnlich auch Bergstraesser, Arnold: Gedanken zu Verfahren und Aufgaben der kulturwissenschaftlichen Gegenwartsforschung, in: (ders.): Weltpolitik als Wissenschaft. Geschichtliches Bewußtsein und politische Entscheidung. Köln/Opladen 1965 [1962], S. 85–101, hier S. 90.

49 Ebd., S. 99; vgl. auch ebd., S. 97.

50 Vgl. ebd., S. 99f.

51 Vgl. Linne: Die Bruderschaft (wie Anm. 7), S. 235.

52 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 47f.; Predöhl: Industrialisierung (wie Anm. 27), S. 52–55. Allerdings gab es auch hier abweichende Positionen, die lieber auf die Landwirtschaft setzten. Vgl. Röpke: Unentwickelte Länder (wie Anm. 33), S. 84ff. und S. 89ff. Die Argumentation zielte auf den Zusammenhang zwischen der vermeintlich fehlenden agrarischen Basis und dem globalen Bevölkerungswachstum ab. Vgl. ebd., S. 37f. Andere Autoren verwiesen in ebenso konservativer Tradition auf bäuerliche Schichten als Garanten sozialer Ordnung und sahen den sozialen Wandel vor allem kritisch. Vgl. Pfeffer, Karl Heinz: Die sozialen Systeme der Welt, in: Gehlen, Arnold/Schelsky, Helmut (Hg.): Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde. Düsseldorf/Köln 1955, S. 313–343, hier S. 319ff. und S. 335–341; Predöhl: Industrialisierung (wie Anm. 27), S. 63; Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 25.

Vorbild vermittelt.[53] Eine der zentralen Messgrößen für Entwicklung in jener Zeit war die Menge des erzeugten Stahls.[54] Mehr und mehr verlor auch die bis dahin vorherrschende ökonomische Lehre an Einfluss, wonach die Weltwirtschaft eine quasi-natürliche, relativ statisch vorgestellte Ordnung sei.[55] In diesem Konzept war für neue Volkswirtschaften ebenso wenig Platz, wie für den Gedanken, dass diese sogar an Bedeutung gewinnen könnten.[56] Zunehmend wurde die sich dekolonialisierende Welt wichtiger, wobei zunächst der wirtschaftliche Aspekt neuer Absatzmärkte im Vordergrund stand.[57] Die Dekolonisation wurde zunehmend als globaler Prozess wahrgenommen, der ebenso übergreifende wissenschaftliche Anstrengungen zur Folge haben müsse.[58] Allerdings wurde vor dem Hintergrund der Blockkonfrontation dieser Prozess nicht überall begrüßt. So plädierte der bekannte ordoliberale Ökonom Wilhelm Röpke (1899–1966)[59] beispielsweise dafür, die Dekolonisation besonders in Afrika noch möglichst lange hinauszuschieben.[60] Dies begründete er damit, dass die sich formierende internationale Entwicklungspolitik im Grunde ein »*planwirtschaftliches Programm*« [H. i. O.] sei,[61] welches den freien Markt außer Kraft setze und folglich ›Moskau‹ in die Hände spiele.[62] Zudem zeichnete er das Schreckbild eines Bündnisses »westlicher Kollektivisten und Progressisten« mit »sozialistischen Intellektuellen jener Länder« [gemeint sind

53 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 56, S. 280 und S. 346. Allerdings wurde bereits früh darauf verwiesen, dass die eigenen Erfahrungen kaum übertragbar auf die künftige Entwicklungspolitik sein dürften. Vgl. Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 27.

54 Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 280. In einer Fußnote (ebd., Anm. 9) weist Dörre treffend auf diese »›Tonnenideologie der Entwicklung‹« hin, wobei unklar bleibt, ob es sich dabei um eine Wortschöpfung von ihm selbst oder ein Zitat aus der Sekundärliteratur handelt.

55 Die Grundlage für die Annahme einer solchen Statik lag freilich nicht nur in den zeitgenössischen Vorurteilen in der Bundesrepublik begründet, sondern auch in der zumeist hoffnungslos veralteten Literatur, auf welche man notgedrungen bzw. kriegsbedingt bei den ersten Analysen ›überseeischer‹ Regionen zurückgreifen musste. Vgl. ebd., S. 274. Das Problem wurde nämlich noch durch die Zerstörungen von Bibliotheken und Archiven infolge des Zweiten Weltkrieges weiter verschärft. Vgl. Drascher: Mehr Interesse (wie Anm. 18), S. 379.

56 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 93–97.

57 Vgl. ebd., S. 108 und S. 181f.; Linne: Die Bruderschaft (wie Anm. 7), S. 33–36.

58 Vgl. ebd., S. 236–240.

59 Siehe zu seiner Rolle in der damaligen Entwicklungsdiskussion: Slobodian, Quinn: The World Economy and the Color Line. Wilhelm Röpke, Apartheid and the White Atlantic, in: German Historical Institute Bulletin [Washington] Supplement 10 (2014), S. 61–87.

60 Röpke: Unentwickelte Länder (wie Anm. 33), S. 73f.

61 Ebd., S. 69.

62 Vgl. ebd., S. 69f.

die ›Entwicklungsländer‹], die auf »planwirtschaftliche Industriegesellschaft[en]« hinarbeiten würden.[63]

Die Wissenslücken ob der epochalen Veränderungen formulierte einer der Nestoren der deutschen Politikwissenschaften, der bereits erwähnte Arnold Bergstraesser, wie folgt: »Zu gering und zu wirkungslos ist noch immer unser Wissen von dem Kulturwandel der heutigen Welt […].«[64] Diese eingestandene Unsicherheit ob eines Wissensdefizits stand in einem Spannungsverhältnis zur angemaßten Rolle, die die junge Bundesrepublik in der Entwicklungspolitik spielen sollte. Laut Bergstraesser komme auch ihr die Rolle der »technologisch-administrative[n] Lehrer[in] der menschlichen Zukunft [zu] […].«[65]

Auch wurde nun die Einteilung der Welt in vermeintliche ›Großräume‹ differenzierter und das Verständnis dortiger Kulturen wandelte sich von statischen Annahmen zu dynamischen.[66] Gerade der letzte Punkt bereitete überhaupt erst dem Entwicklungsdenken den Weg. Denn die Welt musste als veränderbar statt unabänderlich interpretierbar sein, um sie überhaupt entwickeln zu können.[67] So bemerkte beispielsweise der Indienhistoriker Dietmar Rothermund (1933–2020) in seiner Heidelberger Antrittsvorlesung,

> »daß bei zunehmendem Erfahrungsaustausch keine Rede mehr von in sich abgeschlossenen Kulturen sein kann. Die Erfahrungen der verschiedenen Kulturen gehen immer stärker in die der anderen ein und beeinflussen damit die Anschauungen, die es ermöglichen, neue Ereignisse als gemeinsame Erfahrungen aufzunehmen.«[68]

Mit Blick auf die Gegenwart schlussfolgerte er daraus: »[d]ie weltweiten Probleme der Entwicklungspolitik zwingen zu einer Erweiterung des Blickfeldes.«[69] Allerdings wurde in dieser Dynamisierung von konservativen Soziologen wie Karl Heinz Pfeffer (1906–1971) eine Gefahr gesehen. Dies lässt sich anhand eines exemplarischen Artikels von ihm zeigen. Dabei beklagte er vor allem in konservativen Begriffen den weltweiten Verlust von sozialer Ordnung.[70] Die vielfältige Empörung über globale Ungleichheiten wies er vor allem als Angriff auf den Wohlstand

63 Ebd., S. 75.

64 Bergstraesser, Arnold: Die Hoffnung auf eine weltweite politische Ordnung, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung (wie Anm. 48), S. 17–27, hier S. 27.

65 Ebd., S. 20.

66 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 322; Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 6.

67 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 327.

68 Rothermund, Dietmar: Geschichtswissenschaft und Entwicklungspolitik, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 15 (1967) 4, S. 325–340, hier S. 338.

69 Ebd., S. 340.

70 Vgl. Pfeffer: Die sozialen Systeme (wie Anm. 52), S. 330–341.

der Industrieländer zurück. Dagegen streifte er den Aspekt der Entwicklung nur ganz am Rande als technische, wirtschaftliche und soziale Hilfe.[71] Pfeffer hatte im Unterschied zu den anderen hier erwähnten frühen BRD-Entwicklungsforschern während des NS-Regimes diesem an herausgehobener Stelle gedient, weswegen auf ihn kurz etwas näher einzugehen ist. So war er Professor und zeitweise Dekan am Berliner »Deutschen Auslandswissenschaftlichen Institut«,[72] das aufs Engste mit dem »Sicherheitsdienst des Reichsführers SS« verbunden war.[73] In der frühen Bundesrepublik setzte er sich vergleichsweise offen mit seiner Nazi-Vergangenheit auseinander und fand über den Weg der protestantischen Entwicklungshilfe zur Entwicklungssoziologie.[74]

Bei der Suche nach Inhalten und Methoden der bundesrepublikanischen Entwicklungsforschung – kurzum: nach ihrem Profil – wurde eine gewisse Staatsnähe mindestens hingenommen, wenn nicht gar begrüßt. Auch damals waren schließlich Forschungsressourcen knappe Güter. Bei der Forschung gehe es eben vor allem um eine »qualitativ hochstehende[] und zeitlich angemessene[] Auftragsarbeit« für Ministerien.[75] Eine so verstandene Wissenschaft sei schlichtweg aufzufassen als ein »Dienstleistungsbetrieb«, der »wissenschaftliche Ergebnisse zu gestellten Fragen liefert.«[76] Allerdings wurde selbstkritisch bereits der Preis für diese Politiknähe reflektiert. Die gerade in der Entwicklungsforschung der 60er zunehmend angemahnte Interdisziplinarität[77] erfordere einerseits »einen hohen Grad von wissenschaftlicher und organisatorischer Selbstverleugnung bei allen Beteiligten«.[78]

71 Vgl. ebd., S. 340f.

72 Vgl. zur Biografie Linne: Die Bruderschaft (wie Anm. 7), S. 288–296. Sein Schwerpunkt bildete dabei das britische Empire. Allerdings war Pfeffer auch ein Vordenker der NS-»Auslandswissenschaften«.

73 Siehe dazu die ausgezeichnete Studie von Botsch, Gideon: »Politische Wissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Deutschen Auslandswissenschaften« im Einsatz 1940–1945. Mit einem Geleitwort von Peter Steinbach. Paderborn (u.a.) 2006.

74 Vgl. Ghonghadze, Dominik: Karl Heinz Pfeffer: Wandlung, in: Zyklos. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie 4 (2018), S. 480–501, hier S. 481ff. und S. 488f.

75 [Konrad-Adenauer-Stiftung]: Neue Universitäten und Entwicklungsländerforschung. Deutsche Tagung vom 8. bis 9.2.1965. Wesseling bei Köln 1965, S. 8; vgl. auch Boesch, Ernst E.: Die Abstimmung der Arbeit bestehender Institute mit den neu zu gründenden Instituten auf dem Gebiet der Entwicklungsländerforschung, in: ebd., S. 17–23, hier S. 18.

76 Ebd., S. 22. Diese Form der Wissenschaft wurde als Dienstleistung bzw. wissenschaftliche Politikberatung seitens der Forschungspolitik des Bundes auch eingefordert. Vgl. Stoltenberg, Gerhard: Wissenschaft und Friedenssicherung, in: (ders.): Hochschule – Wissenschaft – Politik. Zwölf Beiträge. Frankfurt a.M./Berlin 1968 [1967], S. 74–86, hier S. 83ff.

77 Vgl. Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 107f. Allerdings war noch unklar, was unter Interdisziplinarität konkret verstanden werden sollte. Hier werde »Neuland« betreten (Boesch: Die Abstimmung (wie Anm. 75), S. 17), da es sich um eine »neu […] entwickelnde Problematik und Methodik der Entwicklungsforschung« handle. Ebd., S. 18.

78 Ebd., S. 22. Dort auch das folgende Argument.

Andererseits führe sie zu einer Erweiterung des intellektuellen Horizonts und sei schließlich im Interesse der potentiellen Drittmittelgeber in der Politik sowie der praktischen Entwicklungsarbeit. Zu diesen wissenschaftlichen Selbstzweifeln kamen noch universitäre Gegner hinzu. Diese setzten die Politiknähe mit fehlender Wissenschaftlichkeit gleich, zumal die methodischen, konzeptionellen und theoretischen Rahmenbedingungen der Entwicklungsforschung kaum klar seien.[79]

Die globale Ungleichheit wurde dabei noch nicht per se als folgenschweres Problem wahrgenommen. Stattdessen wurde insbesondere danach gefragt, inwiefern dies zu Revolutionen führen könnte, die dem Ostblock in die Hände spielen würden.[80] Dabei wurde nicht selten der ›politischen Stabilität‹, auch unter diktatorischen Vorzeichen, ein höherer Stellenwert als der Bekämpfung der sozialen Ungleichheit eingeräumt.[81] Auch die Demokratie als Zielvorstellung von politischen Entwicklungsprozessen wurde damals zuweilen harsch kritisiert. Ein treffendes Beispiel dafür bot der führende Ordoliberale Röpke. Ihm ging es bei der Demokratie darum, dass »sie durch alle erdenklichen Bremsen und Gegengewichte in Schranken gehalten und vor dem Absinken in eine totalitäre Massenherrschaft […] behütet wird.«[82]

Die hier skizzierte allmähliche Etablierung der Entwicklungsforschung wurde allerdings bereits Ende der 60er Jahre durch verschiedene Faktoren erschüttert. Einige davon werden nun skizziert.

4. Erneute Wissenskrise seit dem Ende der 60er Jahre

Mehrere Faktoren sorgten für eine starke Politisierung und Diskussion der bisherigen Formen der Entwicklungsforschung in der Bundesrepublik. Kaum zu überschätzen ist dabei die Kombination aus generationellem Wandel und den weltpolitischen Veränderungen jener Zeit. Die bisherige eher ökonomisch-technokratisch geführte Entwicklungsdiskussion erlebte infolge des gesellschaftlichen Wandels sowie der Kuba-Krise und des Vietnamkriegs in den 60er Jahren eine enorme Politi-

---

79 Vgl. Kull, Edgar: Schwierigkeiten bei der Eingliederung der Entwicklungsländerforschung in die Struktur der bestehenden Universitäten, in: [Konrad-Adenauer-Stiftung]: Neue Universitäten (wie Anm. 75), S. 24–36, hier S. 29. Allerdings können die verschiedenen Abgrenzungsversuche bzw. Auseinandersetzungen der frühen Entwicklungsforschung mit den damals bereits etablierten Disziplinen hier nur angedeutet werden. Sie würden einen eigenen wissenschaftshistorischen Beitrag verdienen.

80 Vgl. z.B. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 50; Pfeffer: Die sozialen Systeme (wie Anm. 52), S. 340.

81 Vgl. Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 50, S. 333 und S. 340f.

82 Röpke: Unentwickelte Länder (wie Anm. 33), S. 75.

sierung.[83] Zugleich rückte der Begriff der Entwicklung selbst in den wissenschaftlichen Diskussionen gerade der jüngeren Generation mehr und mehr in den Hintergrund. Er wurde überformt durch dezisionistische Begriffe wie »Fortschritt der Weltrevolution«, »Revolution« oder auch »Emanzipation«, deren Antagonismen als »Konterrevolution«, »Imperialismus«[84] oder auch »die Reaktionäre« bestimmt wurden.[85] Alles dazwischen, so gut es auch gemeint sei, wäre »naives, reformistisches Wunschdenken.«[86] Bis in die frühen 70er überwog der hier skizzierte Aktionismus wissenschaftlich fundierte Analysen.[87] Erst allmählich prägte eine neue Generation von jungen, durch die und teils auch in der APO politisierten Entwicklungsforscher_innen das Bild.[88] Marxistische Ansätze wurden nun offen diskutiert.[89] Die »vor-marxistische Ära« der Entwicklungsforschung kam um 1970 herum weitgehend zu ihrem Ende.[90] Der Schwerpunkt wurde nun auf die Politische Ökonomie des Kapitalismus im Weltmaßstab gelegt.[91] Diese linke, kritische Forschung grenzte sich scharf ab von einer konformistischen, älteren Richtung. Im Kern ging es dabei um folgende Gegensätze:

> »Das erkenntnisleitende Interesse der konformen Richtung ist, den bundesrepublikanischen Stellen entscheidungsrelevante Informationen und Analysen vorzulegen. Das Ziel der […] kritischen Richtung ist, die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderungen, mit dem Ziel der Aufhebung des Kapitalverhältnisses, aufzuzeigen.«[92]

---

83 Vgl. für die Entwicklungspraxis Hein, Bastian: Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974. München 2006, S. 211–229 und S. 241–294.

84 Alle Zitate nach Pfütze, Hermann: Die nicht-militärische Konterrevolution und die westdeutsche Entwicklungspolitik, in: (ders.)/Danckwerts, Dankwart/Lechner, Norbert (u.a.): Die Sozialwissenschaften in der Strategie der Entwicklungspolitik. Frankfurt a.M. 1970, S. 60–110, hier S. 109f.

85 Ebd., S. 101.

86 Ebd., S. 60f.; vgl. auch ebd., S. 65–73.

87 Vgl. Belal, Abdel Rahim Ahmed: Zur Analyse des Verhältnisses sozialistischer Länder – Entwicklungsländer. Am Beispiel der Herausbildung und Entwicklung der Entwicklungsländerwissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik (1945–1974). Frankfurt a.M. 1981, S. 23.

88 Gerade die praktische Entwicklungsarbeit wurde ebenfalls ein hochgradig politisiertes Themenfeld. Vgl. Hein: Die Westdeutschen (wie Anm. 83), S. 211–229 und S. 241–294.

89 Vgl. Belal: Zur Analyse (wie Anm. 87), S. 51f. und S. 54.

90 Ansprenger, Franz: Afrika. Eine politische Länderkunde. Ergänzte Neuaufl. ([1]1961). Berlin (West) [5]1967, S. 6, zitiert nach Belal: Zur Analyse (wie Anm. 87), S. 27.

91 Vgl. ebd., S. 48–54.

92 Ebd., S. 61.

Anstelle eines technizistischen Wissenschaftsverständnisses von Entwicklungsprozessen, welches vor allem auf »Stabilität und soziale Kontrolle« setze,[93] sollte stattdessen »eine subversive Sozialwissenschaft« treten.[94] Beklagt wurden das fehlende kritische Potenzial von Entwicklungsforschung als einer »›Krisenwissenschaft‹« und ihre Degeneration zur »›Betriebssoziologie‹«[95] oder »Betriebswirtschaftslehre« im nicht-fachlichen, also weitesten Sinne.[96] Dabei färbten auch die zeitgenössische Faschismusdiskussion und ihre zentralen Erklärungsmuster auf die Entwicklungsdiskussion ab.[97] So bemerkte Pfütze bezüglich der Verbindung von Kriegspolitik und Wissenschaften:

> »Diese reinliche Trennung zwischen kontrollierter freier Wissenschaft und unkontrollierter profitorientierter Auftragsforschung zeigt die perverse Logik von Sauberkeit und Schmutz, die der kapitalistischen Wissenschaft zugrunde liegt. Alle ihre Produkte, vom Waschmittel bis zum Napalm, vom bürgerlichen Familienbegriff bis zu den Counter-Insurgency-Programmen der RAND-Corporation, weisen sie aus als Vernichtungswissenschaft. Hygiene, Soziohygiene und Flächenbombardierungen folgen den gleichen Verwertungsgesetzen des Kapitals. Sie hinterlassen eine totale Zerstörung […].«[98]

Auch ein idealistisches deutsches Verständnis von ›guter‹, ›freier‹ Wissenschaft einerseits sowie korrumpierter Auftragsforschung andererseits ziehe nur eine künstliche Trennungslinie.[99] Ebenso geriet das Ideal der Wertfreiheit in die Kritik, da es

---

93 Lechner, Norbert: Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement in Lateinamerika, in: (ders.)/ Danckwerts/Pfütze (u.a.): Die Sozialwissenschaften (wie Anm. 84), S. 111–157, hier S. 116; vgl. auch ebd., S. 134, S. 138, S. 147 und S. 153ff.

94 Ebd., S. 155. Die Messlatte dafür wurde freilich sehr hoch gehangen: »Notwendig ist […] eine Theorie des internationalen Klassenkampfes, die die Widersprüche des kapitalistischen Systems erklärt und die objektiven Interessen und Bedürfnisse der beherrschten Klasse in Metropolen *und* Satelliten artikuliert. Die […] Theorie hätte aber auch die (bisher übergangenen) Widersprüche der in der sozialistischen Gesellschaft (wenn auch modifiziert) fortgeführten Warenproduktion zu reflektieren [H. i. O.].« Ebd., S. 157.

95 Ebd., S. 123. Leider wird nicht klar, ob es sich dabei um eine Wortschöpfung des Autors oder ein Zitat aus der Sekundärliteratur handelt.

96 Ebd., S. 139.

97 Diese These liegt deshalb nahe, da zum einen relativ frei mit einem sehr weiten, unbestimmten Faschismusbegriff hantiert wurde. Vgl. Pfütze: Die nicht-militärische Konterrevolution (wie Anm. 84), S. 62. Zum anderen wurde (nicht nur) die globale US-Politik jener Zeit auf »de[n] Imperialismus« und »de[n] Kapitalismus« zurückgeführt. Ebd., S. 110.

98 Ebd., S. 108f. An anderer Stelle war auch vom »Vernichtungskrieg in Südost-Asien« die Rede. Ebd., S. 74. Vgl. auch Lechner: Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement (wie Anm. 93), S. 147.

99 Vgl. Pfütze: Die nicht-militärische Konterrevolution (wie Anm. 84), S. 107ff.

den gesellschaftlichen und historischen Kontext von Forschung ausblende und somit den Status quo festschreibe.[100] Studierende der FU Berlin äußerten sich 1967 noch deutlicher in einem als »Vietnambeschluss« bezeichneten Papier:

> »Die Aufgabe universitärer Wissenschaft kann sich in einer Gesellschaft, die die Freiheit des einzelnen Menschen als ihr Ziel deklariert, nicht darauf beschränken, Wissen bereitzustellen, das die ständige Verbesserung der Produktion gewährleisten soll. […] [V]ielmehr [muss] die Wissenschaft die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse ständig in Frage stellen und auf die politische Wirksamkeit ihrer Kritik dringen. Die universitäre Wissenschaft kann deswegen nur dann über einen Völkermord wie den in Vietnam hinweggehen, wenn sie eine gesellschaftliche Arbeitsteilung akzeptiert hat, in der die einen Subjekt und die anderen Objekt sind.«[101]

Ein anderer Grund, welcher zu einer erneuten Wissenskrise der Entwicklungsforschung beitrug, war das Scheitern der ersten UN-Entwicklungsdekade.[102] Diese habe nicht zu einer globalen Verbreitung von Wohlstand bzw. einer »*globalen humanen Gesellschaft* [H. i. O.]« geführt.[103] Vielmehr zeichne sich zunehmend »eine internationale Klassengliederung« ab.[104] Desweiteren wurde kritisiert, dass die bisherige Entwicklungsforschung sich nicht genügend von den Zielvorgaben aus Politik und Wirtschaft emanzipiert habe und deshalb die globalen Ungleichheiten durch ihre Arbeit fortschreibe.[105]

Nun wurde zunehmend auch wissenschaftsinterne Kritik laut. Insgesamt hätten die bis dahin tradierten Wissensordnungen versagt, so der selbstkritische Tenor.[106] Sowohl die auf ein Land als auch auf eine Disziplin spezialisierten Zugänge zum Themengebiet hätten bis dahin zu kurz gegriffen.[107] Zugleich verhindere die fortschreitende Differenzierung der einzelnen Disziplinen, übergreifende Fra-

---

100 Vgl. Lechner: Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement (wie Anm. 93), S. 112–116.

101 Konvent der FU Berlin: Universität und Völkermord. Unkritischer Lieferant oder aufgeklärte Wissenschaft, in: Leibfried, Stephan (Hg.): Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule. ([1]1967). Köln [5]1967, S. 313–318, hier S. 315f.

102 Vgl. Havemann, Hans A.: Neue Aspekte der Entwicklungsländerforschung, in: Brandt, Leo (Hg.): Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. 182. Sitzung am 1.10.1969 in Düsseldorf. Köln/Opladen 1970, S. 33–54, hier S. 33.

103 Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 45.

104 Trappe, Paul: Begrüßung und Einführung, in: (ders.) (Hg.): Der Beitrag der Entwicklungsländerforschung zur sozialwissenschaftlichen Theorie. Durchgesehene Aufl. ([1]1973). Basel [2]1974, S. 4–10, hier S. 7.

105 Vgl. Paech/Sommer/Burmeister: Entwicklungsländerforschung (wie Anm. 19), S. 371f.

106 Vgl. Havemann: Neue Aspekte (wie Anm. 106), S. 33.

107 Vgl. ebd., S. 35.

gestellungen in den Blick zu bekommen.[108] Auch seien die globalen Risiken größer geworden und bedürften zusätzlich wissenschaftlicher Folgeabschätzungen.[109]

Zudem wurde auf die Grenzen eines rein quantifizierenden, wirtschaftswissenschaftlich fundierten Entwicklungsbegriffs hingewiesen.[110] Drastisch drückte es Röpke aus: »Die Nationalökonomen unserer Zeit […] sind Kreislaufingenieure, Nationalbuchhalter, Modelltischler und Kurvenklempner geworden, […]« denen es an basaler Sozialphilosophie mangele.[111] Diese seien »reine Techniker der Wirtschaft geworden, Ökonomokraten, Experten, in deren Hände unsere Wissenschaft [der Nationalökonomie] völlig instrumentalisiert wird.«[112] Teils habe sich »die Entwicklungssoziologie […] nicht gegen den Widerstand der ›Nurpraktiker‹, der ökonomischen ›Fachimperialisten‹ und spezialisierten Berufsplaner durchsetzen können.«[113] Mit Blick auf die US-Forschungsdiskussion warnte wiederum Behrendt vor einer »zuweilen frappant naive[n] Überschätzung der Exaktheit und Aussagekraft von offiziellen Statistiken und von begrifflichen Kategorien […].«[114] Zudem wurde die bisherige ›westliche‹ Erfolgserzählung eines gelungenen Entwicklungsprozesses zunehmend hinterfragt.

> »Die Industrieländer haben ihren eigenen Entwicklungsweg *nicht problemlos* überstanden. Sie haben eine ganze Fülle sozialer, wirtschaftlicher und politischer Probleme nicht gelöst, sondern lediglich – unter z.T. katastrophalen Umständen (Arbeitslosigkeit, Hunger, Elend, Bildungsnotstände usw.) – *überlebt* [H. d. A.].«[115]

Auch Winkler verwies für die europäische Geschichte auf die negativen Folgen der Industrialisierungsprozesse: »Verelendung«[,] […] wirtschaftliche Krisen« sowie kulturelle »Nivellierung«.[116]

---

108 Vgl. ebd., S. 36; Wischnewski, Hans-Jürgen: Entwicklungshilfe und Wissenschaft. Vortrag des Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit anläßlich der 50-Jahr-Feier der Gießener Hochschulgesellschaft am 2. Februar 1968. Gießen 1968, S. 9 und S. 12.

109 Vgl. ebd., S. 5, S. 9 und S. 15.

110 Vgl. Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 90–94 und S. 131–136; Predöhl: Industrialisierung (wie Anm. 27), S. 51.

111 Röpke, Wilhelm: Die Erziehung zur wirtschaftlichen Freiheit und die großen Entscheidungen der Gegenwart, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung (wie Anm. 48), S. 33–41, hier S. 40.

112 Ebd., S. 41.

113 Vgl. Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 99.

114 Ebd., S. 139.

115 Kernig, Claus D.: Art. Entwicklungsländer [Teil C: Kritische Würdigung], in: (ders.) (Hg.): Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie. 6 Bde. Bd. 2: Diplomatie – Identität. Freiburg/Basel/Wien 1968, Sp. 183–190, hier Sp. 184.

116 Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 27. Ähnlich auch der Entwicklungssoziologe Behrendt, der es 1965 für falsch befand, »die Völker nichtwestlicher Kulturen nach unserem Bilde zu formen, selbst wenn dieses Bild, was nicht der Fall ist, ein überzeugendes *Vor*bild bieten könnte. Jedes dieser Völker muß seinen eigenen Weg finden – soweit mög-

5. Resümee

Was sich in all diesen angesprochenen Tendenzen und Krisenphänomenen der Entwicklungsforschung zeigte, war ihr Übergang in eine neue Form der Wissenskrise, die sie selbst zur defizitären Krisenwissenschaft werden ließ.[117] Hier wurde versucht zu verdeutlichen, dass die frühe Entwicklungsforschung mit ihren zuweilen großen Reserven gegen die globale Dekolonisation, die Demokratie und die Moderne ein Abbild der Gesellschaft ihrer Zeit war. Eine so verstandene Wissenschaftsgeschichte kann sich nicht in einer Abfolge von wissenschaftsinternen Diskussionen erschöpfen, sondern ist Teil einer Gesellschaftsgeschichte. Sie lässt sich auch nicht auf ›außereuropäische Gesellschaften‹ eingrenzen[118] und erfordert damit ein neues Nachdenken über wissenschaftliche Kategorien und geografische Zuschreibungen.[119] Statt souverän Wissen für globale Problemlösungen in Entwicklungsprozessen bereitzustellen, sorgte eine sich ständig wandelnde Welt für erneute Wissenskrisen dieses Forschungsgebiets. Dennoch wäre es falsch, diese Geschichte nach dem bekannten Narrativ des Aufstiegs und Niedergangs zu beschreiben. Vielmehr, so mein abschließendes Argument, sollten hier die verschiedenen Kontexte aufgezeigt werden, in denen sich Wissenschaft historisch verorten lässt. Zudem lassen sich so auch die Grenzen von Wissensordnungen genauer ausloten.[120] Erst dadurch geraten Ambivalenzen und Alternativen in den Blick.[121]

---

lich mit unserer Hilfe, sicherlich aber nicht nach unserem Diktat [H. i. O.].« Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 105f.

117 Dies spiegelt sich nicht nur in den Konjunkturen diverser Entwicklungstheorien wider (siehe z.B. Nuscheler: Von der Aufgeregtheit (wie Anm. 2)), vielmehr verweist es besonders auf das komplexe Verhältnis von Wissenschaft und Politik zueinander unter grundsätzlich dynamischen globalen Bedingungen.

118 In den 60ern galten beispielsweise Griechenland, Portugal oder die Türkei ebenfalls als Entwicklungsländer. Vgl. Behrendt: Soziale Strategie (wie Anm. 29), S. 40, S. 56, S. 58, S. 86 und S. 191; Dörre: Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 188 und S. 307; Hein: Die Westdeutschen (wie Anm. 83), S. 17; Röpke: Unentwickelte Länder (wie Anm. 33), S. 65; Predöhl: Industrialisierung (wie Anm. 27), S. 58; Winkler: Die Entwicklungsländer (wie Anm. 26), S. 5.

119 Sehr anregend hierzu Schlottmann, Antje/Wintzer, Jeannine: Weltbildwechsel. Ideengeschichte geographischen Denkens und Handelns. Stuttgart/Bern 2019.

120 Am Beispiel wirtschaftswissenschaftlich geprägter Forschungen macht Dörre (Wirtschaftswunder global (wie Anm. 13), S. 20f.) plausibel, wie in der dortigen Fachdiskussion ältere Wissensformen schlichtweg als irrational oder als Artefakte abgetan wurden, die keiner näheren Aufmerksamkeit bedürften. Dies hängt auch zusammen mit der anscheinend starken (auto-)suggestiven Kraft wirtschaftswissenschaftlicher Modelle und Darstellungsweisen, die ihrerseits zu historisieren sind. Deren Suggestionskraft ist deswegen kaum zu überschätzen, da sie oft behaupten, gesellschaftliche Prozesse als scheinbar natürliche nur abzubilden, statt ihre Konstruktionsleistung als solche anzunehmen und kritisch zu reflektieren. Vgl. ebd., S. 13, Anm. 16.

121 Vgl. Landwehr: Wissensgeschichte (wie Anm. 5), S. 810.

Literatur

[Anonym]: Deutschland, Europa und die überseeische Welt, in: Übersee-Rundschau 1 (1949) 1, S. 2f.

[Konrad-Adenauer-Stiftung]: Neue Universitäten und Entwicklungsländerforschung. Deutsche Tagung vom 8. bis 9.2.1965. Wesseling bei Köln 1965.

[von Alemann, Heine]: Editorische Notiz, in: König, René: Zur Konstitution moderner Gesellschaften. Studien zur Frühgeschichte der Soziologie. Hgg. und mit einem Nachwort versehen von Heine von Alemann. Opladen 2000, S. 309–314.

Ansprenger, Franz: Afrika. Eine politische Länderkunde. Ergänzte Neuaufl. ([1]1961). Berlin (West) [5]1967.

Behrendt, Richard F.: Der Einbruch der Dynamik in die »Entwicklungsländer«, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung in der heutigen Welt. Zum 60. Geburtstag von Kurt Georg Kiesinger. Mit Geleitworten von Heinrich Lübke, Theodor Heuss, Ludwig Erhard und Konrad Adenauer. Stuttgart 1964, S. 61–68.

Behrendt, Richard F.: Soziale Strategie für Entwicklungsländer. Entwurf einer Entwicklungssoziologie. Frankfurt a.M. 1965.

Belal, Abdel Rahim Ahmed: Zur Analyse des Verhältnisses sozialistischer Länder – Entwicklungsländer. Am Beispiel der Herausbildung und Entwicklung der Entwicklungsländerwissenschaften der Deutschen Demokratischen Republik (1945–1974). Frankfurt a.M. 1981.

Bergstraesser, Arnold: Die Hoffnung auf eine weltweite politische Ordnung, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung *(siehe Behrendt: Der Einbruch der Dynamik)*, S. 17–27.

Bergstraesser, Arnold: Gedanken zu Verfahren und Aufgaben der kulturwissenschaftlichen Gegenwartsforschung, in: (ders.): Weltpolitik als Wissenschaft. Geschichtliches Bewußtsein und politische Entscheidung. Köln/Opladen 1965 [1962], S. 85–101.

Botsch, Gideon: »Politische Wissenschaft« im Zweiten Weltkrieg. Die »Deutschen Auslandswissenschaften« im Einsatz 1940–1945. Mit einem Geleitwort von Peter Steinbach. Paderborn (u.a.) 2006.

Clark, John F. M.: Intellectual History and the History of Science, in: Whatmore, Richard/Young, Brian (Hg.): A Companion to Intellectual History. Chichester/Malden (MA)/Oxford 2016, S. 155–169.

Cooper, Frederick/Packard, Randall (Hg.): International Development and the Social Sciences. Essays on the History and Politics of Knowledge. Berkeley/Los Angeles/London 1997.

Dinkel, Jürgen/Fiebrig, Steffen/Reichherzer, Frank (Hg.): Nord/Süd. Perspektiven auf eine globale Konstellation. Berlin/Boston 2020.

Dörre, Steffen: Wirtschaftswunder global. Die Geschichte der Überseemärkte in der frühen Bundesrepublik. Stuttgart 2019.

Drascher, W[ahrhold]: Mehr Interesse für Übersee-Studien, in: Übersee-Rundschau [3] (1951) 10, S. 379f.

Fischer, Karin/Boatcă, Manuela/Hauck, Gerhard: Was ist Entwicklungsforschung? Entstehung, Gegenstand und Arbeitsweise einer jungen Disziplin, in: (dies.) (Hg.): Handbuch Entwicklungsforschung. Wiesbaden 2016, S. 3–12.

Ghonghadze, Dominik: Karl Heinz Pfeffer: Wandlung, in: Zyklos. Jahrbuch für Theorie und Geschichte der Soziologie 4 (2018), S. 480–501.

Havemann, Hans A.: Neue Aspekte der Entwicklungsländerforschung, in: Brandt, Leo (Hg.): Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. 182. Sitzung am 1.10.1969 in Düsseldorf. Köln/Opladen 1970, S. 33–54.

Hein, Bastian: Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959–1974. München 2006.

Kernig, Claus D.: Art. Entwicklungsländer [Teil C: Kritische Würdigung], in: (ders.) (Hg.): Sowjetsystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie. 6 Bde. Bd. 2: Diplomatie – Identität. Freiburg/Basel/Wien 1968, Sp. 183–190.

König, René: Einleitung zu einer Soziologie der sogenannten rückständigen Gebiete, in: (ders.): Strukturanalyse der Gegenwart. Hgg. und mit einem Nachwort versehen von Michael Klein. Wiesbaden (2006 [1955]), S. 126–143.

König, René: Soziologie heute, in: (ders.): Zur Konstitution moderner Gesellschaften. Studien zur Frühgeschichte der Soziologie. Hgg. und mit einem Nachwort versehen von Heine von Alemann. Opladen 2000 [1949], S. 9–116.

Kößler, Reinhart: Entwicklung. Münster 1998.

Konvent der FU Berlin: Universität und Völkermord. Unkritischer Lieferant oder aufgeklärte Wissenschaft, in: Leibfried, Stephan (Hg.): Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule. (¹1967). Köln ⁵1967, S. 313–318.

Kothari, Uma (Hg.): A radical history of development studies. Individuals, institutions and ideologies. (¹2005). Cape Town/London/New York ²2019.

Kunkel, Sönke/Meyer, Christoph: Dimensionen des Aufbruchs. Die 1920er und 1930er Jahre in globaler Perspektive, in: (dies.) (Hg.): Aufbruch ins postkoloniale Zeitalter. Globalisierung und die außereuropäische Welt in den 1920er und 1930er Jahren. Frankfurt a.M. 2012, S. 7–33.

Landwehr, Achim: Wissensgeschichte, in: Schützeichel, Rainer (Hg.): Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung. (Konstanz ¹2007). Köln ²2018, S. 801–813.

Lechner, Norbert: Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement in Lateinamerika, in: (ders.)/Danckwerts, Dankwart/Pfütze, Hermann (u.a.): Die Sozialwissenschaften in der Strategie der Entwicklungspolitik. Frankfurt a.M. 1970, S. 111–157.

Linne, Karsten: Die Bruderschaft der »Entwickler«. Zur Etablierung der Entwicklungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland 1956 bis 1974. Göttingen 2021.

Lorenzini, Sara: Global Development. A Cold War History. Princeton 2019.

Meier, Hellmut: Welche Merkmale kennzeichnen Entwicklungsländer?, in: Konjunkturpolitik. Zeitschrift für angewandte Konjunkturforschung 5 (1959) [2], S. 105–123.

Nuscheler, Franz: Von der Aufgeregtheit zur Ratlosigkeit. Entwicklungstheorien im Widerspruch, in: Uske, Hans (Hg.): »Soziologie als Krisenwissenschaft«. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dankwart Danckwerts. Münster 1998, S. 293–308.

Paech, Norman/Sommer, Birgit A./Burmeister, Thea: Entwicklungsländerforschung in der Bundesrepublik Deutschland, in: Internationales Asienforum 3 (1972) 3, S. 369–388.

Pfeffer, Karl Heinz: Die sozialen Systeme der Welt, in: Gehlen, Arnold/Schelsky, Helmut (Hg.): Soziologie. Ein Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde. Düsseldorf/Köln 1955, S. 313–343.

Pfütze, Hermann: Die nicht-militärische Konterrevolution und die westdeutsche Entwicklungspolitik, in: (ders.)/Danckwerts, Dankwart/Lechner, Norbert (u.a.): Die Sozialwissenschaften *(siehe Lechner: Sozialwissenschaftliches Krisenmanagement)*, S. 60–110.

Predöhl, Andreas: Industrialisierung der Entwicklungsländer, in: Sieber, Eugen H. (Hg.): Entwicklungsländer und Entwicklungspolitik. Nürnberger Hochschulwoche 27.-30.11.1962. Berlin (West) 1963, S. 51–65.

Röpke, Wilhelm: Die Erziehung zur wirtschaftlichen Freiheit und die großen Entscheidungen der Gegenwart, in: [o. A. (Hg.)]: Führung und Bildung *(siehe Behrendt: Der Einbruch der Dynamik)*, S. 33–41.

Röpke, Wilhelm: Unentwickelte Länder, in: Ordo. Jahrbuch für die Ordnung von Wirtschaft und Gesellschaft 5 (1953), S. 63–113.

Rothermund, Dietmar: Geschichtswissenschaft und Entwicklungspolitik, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 15 (1967) 4, S. 325–340.

Rüger, Adolf: Wahrhold Drascher, faschistischer Kolonialexperte und bundesrepublikanischer Kolonialhistoriker, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 15 (1967) 8, S. 1460–1466.

Sauermann, Heinz: Gegenwartsaufgaben der Sozialwissenschaften in Deutschland, in: Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft 105 (1948) 1, S. 3–16.

Schlottmann, Antje/Wintzer, Jeannine: Weltbildwechsel. Ideengeschichte geographischen Denkens und Handelns. Stuttgart/Bern 2019.

Slobodian, Quinn: The World Economy and the Color Line. Wilhelm Röpke, Apartheid and the White Atlantic, in: German Historical Institute Bulletin [Washington] Supplement 10 (2014), S. 61–87.

Speich Chassé, Daniel: Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wissensgeschichte der Ökonomie. Göttingen 2013.

Stoltenberg, Gerhard: Wissenschaft und Friedenssicherung, in: (ders.): Hochschule – Wissenschaft – Politik. Zwölf Beiträge. Frankfurt a.M./Berlin 1968 [1967], S. 74–86.

Tenfelde, Klaus: Vom Ende und Anfang sozialer Ungleichheit. Das Ruhrgebiet in der Nachkriegszeit, in: Osterhammel, Jürgen/Langewiesche, Dieter/Nolte, Paul (Hg.): Wege der Gesellschaftsgeschichte. Göttingen 2006, S. 269–285.

Trappe, Paul: Begrüßung und Einführung, in: (ders.) (Hg.): Der Beitrag der Entwicklungsländerforschung zur sozialwissenschaftlichen Theorie. Durchgesehene Aufl. ([1]1973). Basel [2]1974, S. 4–10.

Unger, Corinna R.: International Development. A Postwar History. London 2018.

Willems, Emilio: Art. Unterentwickelte Gesellschaften, in: König, René (Hg.): Soziologie. ([1]1958). Frankfurt a.M. [3]1960, S. 296–303.

Winkler, Hans-Joachim: Die Entwicklungsländer. Ergänzte Aufl. ([1]1960). Berlin (West) [3]1961.

Wischnewski, Hans-Jürgen: Entwicklungshilfe und Wissenschaft. Vortrag des Bundesministers für wirtschaftliche Zusammenarbeit anläßlich der 50-Jahr-Feier der Gießener Hochschulgesellschaft am 2. Februar 1968. Gießen 1968.

Die Prognostik als Weg aus der Krise[1]

Das Institut für Prognostik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften als Instrument zur Krisenüberwindung[2]

Luboš Studený

Die Tschechoslowakei hatte mit andauernden wirtschaftlichen Problemen zu kämpfen, die mit der Zentralplanung des Landes zusammenhingen. Um diese zu lösen wurden während des sozialistischen Regimes Reformen angestrengt. Der letzte derartige Versuch kam jedoch mit dem gewaltsamen Ende des Prager Frühlings 1968 zum Stillstand.[3] Dennoch stellte sich zunächst eine Zeit der wirtschaftlichen Stabilität ein. Die tschechoslowakische Regierung konnte von den Reformbemühungen, die bis 1968 angestrengt worden waren, profitieren. Die Situation änderte sich jedoch an der Wende der 70er zu den 80er Jahren. Nun zeigte sich, dass die ursprünglichen wirtschaftlichen Probleme nie gelöst worden waren. Sie sollten in den verbleibenden Jahren der Tschechoslowakei zu einer strukturellen Krise[4] werden, die bald die gesamte tschechoslowakische Gesellschaft betraf.

In meinem Beitrag widme ich mich dem (ökonomischen) Krisenwissen zwischen der spätsozialistischen und der postsozialistischen Periode und dessen Quellen und Trägern. Wie haben sich die institutionellen Krisenwissensquellen – d.h. Institutionen[5], von denen Lösungen in der Krise erwartet wurden – verändert?

---

1 Dieser Beitrag entstand mit Unterstützung der Grantová agentura České republiky (GA ČR), der staatlichen Forschungsförderungsgesellschaft der Tschechischen Republik, im Rahmen des Projekts GA20-23131S »Transformace českých podniků: socialistické podniky v tržní ekonomice« [Transformation der tschechischen Unternehmen: sozialistische Unternehmen in der Marktwirtschaft].

2 Hiermit möchte ich Jason Lemberg für sein Lektorat danken.

3 Für mehr Informationen zum Prager Frühling siehe SCHULZE WESSEL, Martin. *Der Prager Frühling. Aufbruch in eine neue Welt*. 2018. Ditzingen: Reclam.

4 RÁKOSNÍK, Jakub. SPURNÝ, Matěj. ŠTAIF, Jiří. *Milníky moderních českých dějin. Krize konsenzu a legitimity v letech 1848–1989*. 2018. Prag: Argo.

5 Ich verstehe unter dem Begriff der Institution nicht nur »reale« Einrichtungen wie etwa ein Parlament, sondern fasse darunter auch Organisationsfelder wie sie die Prognostik oder Planung darstellen. Vgl. MARCH, James G. OLSEN, Johan, P. The New Institutionalism: Or-

Wer waren die individuellen Träger dieses Krisenwissens und in welcher Beziehung standen sie zur politischen Sphäre?[6] Wie hat sich ihre epistemische Gemeinschaft[7] entwickelt?

Diese Fragen untersuche ich am Beispiel des Instituts für Prognostik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und der Prognostik selbst und zwar in der Tschechoslowakei in den 80er und 90er Jahren des letzten Jahrhunderts. Im ersten Teil des Artikels widme ich mich der Entstehung und Entwicklung des Instituts. Dieses dient als Beispiel einer Wissensquelle, die einen Weg aus der Krise zeigen sollte. Der Versuch, im Rahmen des sozialistischen Staates eine echte Veränderung zu erreichen, erwies sich als kaum durchführbar. Zudem zeigte sich, dass die diesbezüglichen Bemühungen zu spät unternommen wurden.

Vorgeschichte

Die Reformkommunisten hatten sowohl in der Regierung als auch in Wissenschaftskreisen seit dem Prager Frühling eine schwache Position. Die anhaltende ökonomische Krise erlaubte es ihnen allerdings, den Hardlinern der Kommunistischen Partei der Tschechoslowakei (KPTsch) gegenüber für eine »Veränderung« einzutreten – das Wort »Reform« war zuerst aus politischen Gründen unzulässig. Derartige Positionen wurden in der Regierung von einem Kreis um den Ministerpräsidenten Lubomír Štrougal (geb. 1924) vertreten. In der Wissenschaftssphäre waren die Bedingungen in den 80er Jahren schon lockerer, aber dies hatte zunächst keinen praktischen Einfluss auf die politische Sphäre. Denn die KPTsch brachte die Forscher mit dem Prager Frühling in Verbindung. Die Reformisten versammelten sich um den Direktor des Instituts für Philosophie und Soziologie der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften, Radovan Richta (1924–1983).[8]

---

ganizational Factors in Political Life. In: *The American Political Science Review*, 1984, (78) 3, S. 734–749.

6 Ich gehe bei der politischen und der wissenschaftlichen Sphäre nicht von zwei getrennten Bereichen aus. Diese sind vielmehr miteinander verbunden. Allerdings folgen beide eigenen Regeln und werden jeweils durch eigene Institutionen repräsentiert.

7 Dabei gehe ich von einer zunächst einheitlichen epistemischen Gemeinschaft aus. Diese besteht aus einem Expertennetzwerk, welches sich auf ein Wissen bezieht, welches zur Lösung von Krisen eingesetzt werden soll. Dieses Wissen muss nicht begründet, aber es muss gesellschaftlich anerkannt sein. Vgl. HAAS, Peter M. Introduction: epistemic communities and international policy coordination. In: *International Organization*, 1992, (46) 1, S. 1–35.

8 Zu seinem wichtigsten Werk siehe: RICHTA, Radovan. *Zivilisation am Scheideweg. Soziale und menschliche Zusammenhänge der wissenschaftlich-technischen Revolution. Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts*. 1970. Freiburg: Verlag an der Basis.

Auch die Hardliner hatten erkannt, dass das Land in einer Krise steckte. Allerdings fürchteten sie alle Veränderungen, die den Status Quo bedrohen konnten. Sie waren nicht fähig einen Reformplan zu formulieren, der zur Verbesserung der Situation führen würde. In dieser Situation sahen die Reformisten die einzige Chance auf Veränderung darin, solche Lösungen vorzuschlagen, die nicht innerhalb der politischen Sphäre erarbeitet worden waren, sondern von Experten der Akademie der Wissenschaften stammten und von politisch zulässigen Beispielen unterstützt wurden. Dies sollte eine Mehrheit der Parteiführung von den neuen Konzepten überzeugen. Dafür rechneten sich die Reformisten umso bessere Chancen aus, da die Hardliner offenbar über keine politischen Alternativen verfügten. Dabei spielte einerseits die wissenschaftliche Grundlage der Reform, also ihre Verankerung in der Prognostik, eine wichtige Rolle. Denn diese passte zum Konzept des wissenschaftlich verwalteten sozialistischen Staates. Andererseits zeigte sich auch in anderen sozialistischen Ländern eine ähnliche Entwicklung – sowohl in politischer Hinsicht als auch im Hinblick auf einen Konsens innerhalb der epistemischen Reformgemeinschaft.[9]

Das beste Beispiel war selbstverständlich jenes der Sowjetunion. Schon 1979 war dort die Langzeitplanung[10] von der Staatlichen Planungskommission an die Akademie der Wissenschaften übertragen und damit das Planungsmonopol der Kommission beendet worden. In der Tschechoslowakei wurde diese Entwicklung nachvollzogen: Nun konnte die Akademie Langzeitaussichten erstellen, die mindestens formal für die kürzeren Wirtschaftspläne bindend waren. Die tschechoslowakische Regierung beauftragte außer der Akademie verschiedene Institutionen mit dieser Aufgabe. Dadurch entstand ein kompliziertes System, eine dezentralisierte und interdisziplinäre Krisenwissensquelle, die der Regierung das nötige Krisenwissen für die Überwindung der insbesondere ökonomischen Krise liefern sollte.

Prognostische Arbeiten

Die Prognostik war ein Nachfolger der Futurologie (Zukunftsforschung) aus den 60ern. In den 70ern entwickelte sie sich in den sozialistischen Staaten zu einem Instrument der Ökonomiesteuerung, das im Gegensatz zur Futurologie als frei von westlichem Einfluss präsentiert wurde. Im Unterschied zur Futurologie war das Interesse der Prognostik von oben nach unten angeordnet. Für viele war daher die Prognostik nur eine sinnlose Übung, die man in eigenen Wissenschaftsfeldern vollbrin-

9 Siehe Fn. 7.

10 Dies meinte Vorhersagen für 20 Jahre oder länger – anstatt der besser bekannten Fünfjahrespläne.

gen musste um im Rahmen des sozialistischen Regimes weiter als Forscher arbeiten zu können.[11]

Die ersten prognostischen Arbeiten an der Akademie wurden von Radovan Richta geleitet. Das Resultat war der Bericht *Tschechoslowakei 2000*[12], der 1981 den höchsten Organen des sozialistischen Regimes vorgelegt wurde. Schon dieser Bericht wies auf die trostlose Situation der tschechoslowakischen Wirtschaft hin.

Die weiteren Arbeiten wurden stärker dezentralisiert durchgeführt. Es zeigte sich aber, dass die Mehrheit der eingegliederten Institutionen nicht an Prognostik interessiert waren und auch über kein »prognostisches« Expertenwissen verfügten.[13] Für sie stellten die diesbezüglichen Arbeiten nur einen kleinen Arbeitsauftrag dar, der von ihren eigentlichen Aufgaben ablenkte. Sie waren nicht daran interessiert, eigene Lösungen der Krise zu entwickeln, sondern beschränkten sich darauf, Unterlagen für andere zu erstellen.

Die Föderalregierung hat die Ergebnisse der zweiten Etappe wegen niedriger Qualität nur ungern akzeptiert und die dritte und letzte Phase wurde im Jahr 1983 wieder an der Akademie der Wissenschaften unter der Leitung von Richta angesiedelt.

Die Hauptaufgabe dieser Etappe war die Erstellung der *Gesamtprognose der wissenschafts-technischen, ökonomischen und sozialen Entwicklung der Tschechoslowakei*. Diese Langzeitaussicht sollte die nächsten zwanzig Jahre umfassen und einen Zyklus derartiger Aussichten begründen. Die Gesamtprognose sollte in der zweiten Hälfte des Jahres 1988 den höchsten Organen des sozialistischen Regimes vorgelegt werden – der Föderalregierung und dem Präsidium des Zentralkomitees der KPTsch. Der Plan sah vor ein Kabinett für Prognosen zu gründen um diese Arbeiten zu koordinieren. Teile der Gesamtprognose sollten weiter von verschiedenen spezialisierten Instituten (Institut für Ökonomie, Institut für Philosophie und Soziologie und Forschungsinstitute an den Industrieministerien usw.), wie in der dezentralisierten Phase, ausgearbeitet werden. Es war geplant, dass das Kabinett diesen Einrichtungen methodische Hilfe anbieten und am Ende alle Ergebnisse zusammenfassen würde.

---

11 Für mehr Informationen zur Prognostik siehe SOMMER, Vítězslav. *Forecasting the Post-Socialist Future. Prognostika in Late Socialist Czechoslovakia, 1970–1989*. In: ANDERSSON, Jenny, RINDZEVIČIŪTĖ, Eglė. *The Struggle for the Long-Term in Transnational Science and Politics. Forging the Future*. 2015. New York: Routledge, S. 144–168; oder SOMMER, Vítězslav et al. *Řídit socialismus jako firmu. Technokratické vládnutí v Československu 1956–1989*. 2019. Prag: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.

12 *Československo 2000. Prognóza vývoje socialistické společnosti, zejména socialistického způsobu života, do roku 2000*. 1980. Prag.

13 Vgl. die Entwicklung der prognostischen Arbeiten z.B. in Polen in: BECHT, Lukas. From euphoria to frustration. Institutionalizing prognostic research in the Polish Peoples' Republic, 1969–1976. In: *Acta Poloniae Historica*, 2017, 116, S. 277–299.

Für die Ausarbeitung war zuerst Radovan Richta verantwortlich. Die Vorstellung davon, wie das Kabinett eigentlich funktionieren sollte, war mit seiner Vision der ganzen prognostischen Arbeiten eng verbunden. Richta war stets der Direktor des Instituts für Philosophie und Soziologie gewesen und wollte aus dem Kabinett keinen Hauptarbeitsplatz der prognostischen Arbeiten machen, da er fürchtete, sonst die Kontrolle über den Schwerpunkt der Arbeiten zu verlieren. Das Kabinett sollte deshalb nur eine Abteilung seines Instituts sein. Allerdings starb er bereits 1983. Damit verlor die Akademie den größten Verteidiger des Plans zu ihrer eigenen Eingliederung in die prognostischen Arbeiten.

Der damalige Vorsitzende der Akademie der Wissenschaften, Bohumil Kvasil (1920–1985), beauftragte mit der Führung der Arbeiten und des Kabinetts für Prognosen Valtr Komárek (1930–2013). Komárek hatte in Moskau studiert und danach in der tschechoslowakischen Staatlichen Planungskommission gearbeitet. Zwischen 1964 und 1967 war er auf Kuba als ökonomischer Berater von Ernesto Che Guevara tätig gewesen. Nach seiner Rückkehr arbeitete er von 1968 bis 1971 als Generalsekretär des Wirtschaftsrates der tschechoslowakischen Regierung und bereitete auch die ökonomische Reform des Prager Frühlings vor. Aus dieser Zeit stammen seine Kontakte mit Lubomír Štrougal.

Nach der gewaltsamen Niederschlagung des Prager Frühlings durch die Truppen des Warschauer Paktes wurde Komárek 1971 wegen seiner diesbezüglichen Rolle in den ökonomischen Reformen ins Föderale Preisbüro versetzt. Erst 1978 erhielt er die Erlaubnis, im Institut für Ökonomie an der Akademie zu arbeiten. 1983, zum Zeitpunkt des Todes von Richta, gehörte Komárek zu den wenigen Prognostikern, die eine Fortsetzung der Arbeiten des Kabinetts garantieren konnten. Zudem verfügte er, noch aus den 60er Jahren, über gute politische Kontakte.

Das Kabinett wurde 1984 als selbständige Einrichtung gegründet und Komárek wurde zu seinem Direktor ernannt.[14] Es wurde zur Hauptarbeits- und Koordinierungsstelle der prognostischen Arbeiten ausgebaut. Seine Ergebnisse sollten die Vertiefung der ökonomischen Krise verhindern und zu einer Veränderung der Entwicklung der Nationalwirtschaft führen. Die Arbeit des Kabinetts wurde von den Kontrollorganen der Akademie positiv bewertet. Es bereitete schließlich sogar Materialien für die nächste Tagung der KPTsch 1986 vor.

Die Arbeiten an der Gesamtprognose verliefen im Kabinett erfolgreich. Die Ergebnisse der anderen beauftragten Institute wurden allerdings ständig von den Einrichtungen, die die Arbeiten beaufsichtigten, wegen minderwertiger Qualität kriti-

---

14 Er war mit der Führung des Kabinetts am 1. 2. 1984 – dem Tag der Gründung dieser Einrichtung – beauftragt worden, wurde aber erst zum 1. 7. 1985 ernannt. Für mehr Informationen zum Institut für Prognostik siehe STUDENÝ, Luboš. »…byly deformovány jak kádrově, tak z hlediska vědecké nezávislosti…«. Příspěvek k dějinám transformace Akademie věd. In: *Práce z dějin Akademie věd*, 2020, 12 (1), S. 1–22, oder SOMMER, Vítězslav et al. 2019.

siert. Die Aufträge wurden letztendlich überwiegend an das Kabinett selbst übertragen und führten zu einer anwachsenden Zahl an Mitarbeitern.

Schließlich wurde das Kabinett 1986 in ein vollständiges Institut umgewandelt. Dies erlaubte es dem Team um Komárek, sich aus der untergeordneten Rolle zu befreien und sich die Kontrolle über die Erstellung der Gesamtprognose zu sichern und damit letztlich eigene Ansichten durchzusetzen. Das neugegründete Institut war selbständiger und politisch unabhängiger und verfügte über einen größeren Raum für eigene Initiative. Ab diesem Moment hat das Institut für Prognostik seine Materialien vorgelegt und damit auch seine eigenen Reformansichten vertreten. Die Zahl der Institutsangestellten war zu diesem Zeitpunkt wesentlich gewachsen – von 12 Mitarbeitern 1984 auf 120 1988.[15]

Gesamtprognose

In der zweiten Hälfte des Jahres 1988 musste das Institut für Prognostik die Gesamtprognose der Föderalregierung und dem Präsidium des Zentralkomitees der KPTsch vorlegen. Diese Stellen würdigten die Arbeit als nützlich, kritisierten jedoch, dass die Analysen keine Lösungswege für die ökonomische Krise aufzeigten. Dies lag an der Vorsicht von Komárek: Das Institut hatte zwar ein umfangreiches Kapitel zur Lösung in der Vorbereitungsphase der Arbeiten an der Gesamtprognose erstellt, aber das Kapitel aus der Finalversion herausgenommen, um Kritik im Hinblick auf nichtsozialistische Ansichten zu vermeiden.[16]

Nach diesem Vorwurf fügte das Institut das Kapitel ein, nachdem es die problematischsten Passagen entfernt hatte. Die politischen Zentralorgane akzeptierten das Ergebnis. Allerdings kritisierten sie, dass die nun enthaltenen Lösungen zu generell seien. Dies hatte jedoch gute Gründe, denn die Forscher versuchten sich dadurch vor politischer Kritik zu schützen. Zu konkrete Vorschläge konnten als unakzeptabel zurückgewiesen werden. Das Institut wurde dennoch mit den Vorbereitungen des weiteren Arbeitszyklus beauftragt. Die Lösungen mussten nun jedoch detaillierter ausgearbeitet werden.

Diese Ergebnisse legte das Institut schließlich im Februar 1989 vor. Sie wurden in einer internen Debatte auf einer Sitzung der ökonomischen Kommission der KPTsch stark kritisiert – vor allem von den kommunistischen Hardlinern und verschiedenen Industrieministerien. Aber die Hardliner konnten keine eigene Lösung der dauernden ökonomischen Krise anbieten, nur alte Reformversuche

15 Für mehr Informationen zu prominenten Mitarbeitern des Instituts siehe: BURIAN, Michal. Prognostici v takzvané sametové revoluci. In: *Soudobé dějiny*, 1997, IV (3–4), S. 492–510.

16 Eine Version der Gesamtprognose wurde 1990 ausgegeben: KOMÁREK, Valtr et al. *Prognóza a program*. 1990. Prag: Academia.

in einer neuen Verpackung, die schon bewiesen hatten, dass sie nicht zu einer Überwindung der Krise führen.

Das Institut war schließlich die radikalste offizielle Stelle,[17] die sich mit der ökonomischen Reform beschäftigte. Es hat das Reformspektrum wesentlich in seine Richtung geschoben und so z.B. einem Teil der Staatlichen Planungskommission ermöglicht, sich seinen Ansichten anzunähern. Seine Lösungen wurden zwar nicht unmittelbar akzeptiert, aber sie zwangen die Behörden und Zentralorgane, wie die Föderalregierung und das Präsidium des Zentralkomitees der KPTsch, sich mit den vorgelegten Materialien zu beschäftigen und eine eigene Haltung dazu zu entwickeln. Der Generalsekretär der KPTsch zwischen 1988 und 1989, Miloš Jakeš (1922–2020), wollte dann ein eigenes Team von Experten bilden. Denn das Institut war praktisch die einzige offizielle Krisenwissensquelle. Alle eigentlichen Reformvarianten, die offiziell waren, stammten von dieser Einrichtung. Sein eigenes Team sollte die Radikalität der vorlegten Lösungen abschwächen. Das Ziel war die Entwicklung des Reformspektrums in Unabhängigkeit zum Institut für Prognostik. Eigentlich sollte eine rivalisierende epistemische Gemeinschaft gebildet werden, die die Expertise, Kompetenz und den autoritativen Anspruch über das Krisenwissen der Reformgemeinschaft im Institut infrage stellen sollte. Die Forscher um Komárek sollten nicht nur von einer politischen Position, sondern auch von einer Expertenposition aus kritisiert werden können.

Das Institut versuchte derweil seine Stellung zu festigen. Die prognostischen Arbeiten waren fest in ein Netz verschiedener Organisationen und formaler Beziehungen eingegliedert. Diese Verbindungen sollten zu Gunsten des Instituts umgebaut werden. Im Vorschlag zu den Arbeiten an der nächsten Gesamtprognose forderte es zum Beispiel, dass die anderen Institute, die vorher mitgearbeitet hatten, ausgeschlossen würden – vor allem die, die mit den Hardlinern verbunden waren. Das Institut bevorzugte die Zusammenarbeit mit Partnerinstituten für Prognostik, vor allem mit jenen der sowjetischen und slowakischen Akademie der Wissenschaften. Komárek hatte gute Beziehungen und Kontakte mit sowjetischen Reformwissenschaftlern[18] und das sowjetische Beispiel hatte auch aus politischen Gründen das meiste Gewicht.

Das Institut für Prognostik selbst war eigentlich ein Föderalinstitut und nicht ein rein tschechisches Institut. Es gab ein slowakisches Institut an der Slowakischen Akademie der Wissenschaften und ein tschechisches unter dem Amt des Ministerpräsidenten. Seine Schritte sollten seine Position als die Hauptquelle des Krisen-

17 Zu der inoffiziellen Kritik der sozialistischen Wirtschaft siehe z.B. RAMEŠ, Václav. From Market Socialism to Privatization. The Czechoslovak Economists and the New Expert Critique of Socialist Economy in Times of Normalization. In: *Prague Economic and Social History Papers*, 2019, (29) 1, S. 21–46.

18 Z.B. mit Oleg Bogomolov oder Stanislav Shatalin.

wissens und den Status der Prognostik als der »richtigen« Wissenschaft, die für die Krisenüberwindung ideal geeignet ist, festigen.

Postsozialismus

Diese Entwicklung hatte schon spät im Jahr 1989 stattgefunden. Weder die Lösungen des Instituts für Prognostik, noch die Vorschläge für die Arbeiten an der nächsten Gesamtprognose konnten im Rahmen des sozialistischen Regimes realisiert werden. Der November 1989 brachte die Samtene Revolution und den Fall des sozialistischen Regimes – zur ökonomischen trat nun auch eine offene politische Krise hinzu.

Valtr Komárek verhielt sich am Anfang sehr vorsichtig, weil er auch gute Beziehungen zu gewissen Teilen der Führung der KPTsch hatte. Dies galt vor allem für den Föderalministerpräsidenten Lubomír Štrougal, der seinen Posten aber Ende 1988 räumen musste. Damit verlor das Institut seinen größten und mächtigsten Verteidiger. Nach ein paar Tagen stand das Team um Komárek jedoch fest hinter der Revolution. Es sollte schließlich wesentlich in die Ereignisse eingreifen. Diese Wende kann man vor allem dem jüngeren Teil der Institutsmitarbeiter zuschreiben. Die ältere Generation war wegen ihrer Erfahrung mit dem Prager Frühling vorsichtiger.

Das Institut hatte schon vor dem November 1989 den Ruf einer Reformwerkstatt. Ihre kritischen Artikel waren in offiziellen Zeitungen zu finden – sogar Auftritte im Tschechoslowakischen Fernsehen kamen vor. Das Institut schöpfte daraus und begann ein Bild von Experten, die einen Weg aus der – vor allem – ökonomischen Krise gefunden hatten, zu entwerfen. Demnach hätten sie schon vor dem Fall der KPTsch Lösungen bereitgestellt, seien aber von der kommunistischen Regierung unterdrückt worden. Einer der Teilnehmer erinnerte später daran, dass Menschen im November 1989 sogar Dankeszettel an die Tür des Instituts geklebt hatten.[19]

Das Institut verband sich mit der Hauptströmung der Opposition – dem Bürgerforum. Es begrüßte die Eingliederung des Instituts, weil es keine eigenen ökonomischen Experten hatte und die »Prognostiker« als »echte« Reformisten galten. Während die Angestellten des Instituts in großen Teilen das ökonomische Programm verfassten, wurden Valtr Komárek und seine Mitarbeiter Vladimír Dlouhý (geb. 1953) und Václav Klaus (geb. 1941) als Vertreter des Bürgerforums zu Förderalministern in der ersten nichtkommunistischen Regierung ernannt.[20]

Neben diesen Personen erhielten weitere Mitarbeiter des Instituts Ministerposten oder nahmen führende Positionen in den Regierungen sowie im öffentlichen

19 GEBERT, Jan. Šikovní kluci z Prognosťáku. In: *Lidové noviny*. 12. 11. 2010.

20 Komárek wurde Föderalvizepremier für ökonomische Reform, Klaus wurde Föderalfinanzminister und Dlouhý wurde Föderalwirtschaftsminister.

Dienst ein.[21] Dies zeigt, dass die Angehörigen dieser Einrichtung erfolgreich mit dem Bürgerforum zusammenarbeiteten: Sie verfügten über die ökonomische Expertise, die dem Bürgerforum fehlte und konnten darüber wichtige Funktionen in der Politik einnehmen.

Manche Prognostiker – viele bezeichneten sich zunehmend häufiger als Ökonomen – setzten nun als Minister ihre eigenen Ansichten durch. Die vorher einheitliche epistemische Reformgemeinschaft zerfiel mit der Möglichkeit der Durchsetzung einer Reform. Das generelle Prinzip der ökonomischen Reform – Übergang zu einer marktorientierten Wirtschaft – war immer noch unbestritten, aber die Ansichten, wie man die Reform konkret realisieren sollte, ihre Geschwindigkeit und was das Ziel eigentlich bedeutete – eine Sozialmarktwirtschaft oder einen Markt ohne Adjektive[22] –, unterschieden sich wesentlich.

Es kristallisierten sich drei distinktive Positionen und Gruppen heraus.[23] Erstens das Team Václav Klaus um den neuen Föderalfinanzminister – das waren vor allem Menschen, die das Institut nach 1989 verlassen hatten und jetzt zumeist hohe Posten in der tschechoslowakischen Regierung innehatten. Zweitens das Team um den neuen tschechischen Vizepremier František Vlasák (1912–2005) – das waren vor allem Menschen, die im Institut geblieben waren und weiterhin als wissenschaftliche Experten arbeiteten. Sie waren mit den Reformen des Prager Frühlings in den 60ern verbunden. Drittens die Gruppe um Valtr Komárek. Sie spielte keine große Rolle, denn Komárek war nach 1989 politisch schnell isoliert. Er gab als erster den Versuch auf, seine Reform durchzusetzen und zog sich schließlich nach seiner letzten politischen Niederlage bei den Wahlen im Jahr 1992 aus der Öffentlichkeit zurück.

Die Gruppen vertraten unterschiedliche Positionen: Komárek hatte keinen generellen Reformplan, sondern nur ein paar begrenzte rechtliche Instrumente in seiner Vizepremier-Position vorgelegt.[24] Die Teams unterschieden sich vor allem hinsichtlich der Frage der Privatisierung sowie im Hinblick auf die Liberalisierung der

---

21 Karel Dyba wurde Wirtschafts- und Tomáš Ježek Privatisierungsminister der tschechischen Regierung. Milan Horálek übernahm das Ministerium für Arbeit und Soziales während Václav Valeš später Komárek als Föderalvizepremier ersetzte.

22 Alle Adjektive könnten nach Klaus den »reinen« Markt bedrohen – vor allem verschiedene »dritte Wege«. Die Gesellschaft sollte nach dem Prinzip des Wirtschaftsaustausches organisiert sein. Vgl. RAMEŚ, V. 2021, S. 182.

23 Es gab auch Reformpläne einiger politischer Parteien sowie von im Ausland lebenden Ökonomen wie Milan Zelený oder Jan Švejnar. Aber die standen nicht im Vordergrund und die Unterschiede waren nicht sehr groß.

24 Siehe ŠULC, Zdislav. *Stručné dějiny ekonomických reforem v Československu (České republice) 1945–1995*. 1998. Brno: Doplněk, S. 73.

Außenmärkte.[25] Dies betraf das Tempo der Liberalisierung einerseits – die Gruppe um Klaus forderte eine schnellere Liberalisierung und das Team von Vlasák eine langsamere, graduelle Liberalisierung – sowie die Privatisierungsmethode andererseits – Klaus' Team unterstützte die Methode der Coupon-Privatisierung und Vlasáks Team wollte direkte Verkäufe von Unternehmen durchsetzten.

Während die Gruppe um Václav Klaus seine Vision durchsetzen konnte, nutzten die Anderen das Institut zunehmend als Widerstandsnest. Sie begannen öffentlich die neue Reform zu kritisieren und versuchten weiterhin ihre Alternative anzubieten. Sie warnten vor einer tiefen Krise. Aber wegen der Begeisterung für die Person Václav Klaus und für seine Rhetorik fanden diese Versuche in der Öffentlichkeit praktisch keinen Anklang. Beide Seiten stilisierten ihre Vorschläge dabei als Expertenwissen. Aber nur Václav Klaus schaffte es, seine Vision in neuen Farben zu präsentieren. Er bewegte sich in der neuen medialen und politischen Realität besser und verstand es, die anderen Vorschläge als kommunistisch und veraltet darzustellen.

Die Träger des Krisenwissens waren von der akademischen Sphäre direkt in die Föderalregierung übergetreten. Die Gegner des neuen Kurses schafften es hingegen nicht, ihr Wissen der Öffentlichkeit so zu verkaufen, dass die Republik aus der nun entstandenen Transformationskrise von ihnen herausgeführt werden könnte.

Der Fall der Prognostik

Die Anteilnahme des Instituts für Prognostik am politischen Kampf um Reformen hatte ihm innerhalb der Akademie der Wissenschaften nicht geholfen. Die Führung der Akademie sah die Versuche ins politische Geschehen einzugreifen kritisch. Die Verbindung zwischen Politik und Wissenschaft wurde nach der Erfahrung mit dem sozialistischen Regime kritisiert. Es überwog die Auffassung, dass Politik und Wissenschaft unabhängig voneinander betrieben werden sollten. Dies war für die Akademie eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung, denn sie wollte sich von der sozialistischen Periode abgrenzen.[26] Von manchen Politikern wurde die Akademie als ein Relikt des Sozialismus betrachtet, als ein sozialistischer Koloss, der abgeschafft werden musste. Die traditionsreiche Institution stand auch deswegen unter enor-

25 Siehe SOJKA, Milan. Alternativní scénáře transformační strategie československé ekonomiky na počátku 90. let a jejich teoretická východiska. In: *Working paper UK FSV – IES*, 2002, N. 21, S. 4.

26 Für mehr Informationen zu der Transformierung der Akademie der Wissenschaften siehe PROVAZNÍK, Stanislav et al. *Transformace vědy a výzkumu v České republice*. 1998. Prag: Filosofia; oder STUDENÝ, L. 2020.

mem Druck ihr Budget zu reduzieren und wollte keine weitere Aufmerksamkeit von der politischen Sphäre erregen.

Das Institut wollte diesen Akzent auf Diskontinuität und die damit verbundene Ablehnung seiner Arbeit in der spätsozialistischen Periode nicht nachvollziehen. Es betrachtete sich selbst nicht als etwas, was vom sozialistischen Regime belastet worden sei, sondern als eine Einrichtung, die gegen das Regime gekämpft hatte.

Doch auch die Position der Prognostik als Wissenschaft wurde nun in Frage gestellt. Im Spätsozialismus war sie als Krisenwissen gefeiert und bevorzugt worden. Die hohe Anerkennung der Prognostik war jedoch oft nur oberflächlich gewesen. Jetzt wurde – auch in der Führung der Akademie – von einem Relikt der kommunistischen Herrschaft und der Zentralplanung gesprochen.

Ein Problem der Prognostik war dabei auch ihre enge Verbindung mit der Ökonomie. Doch trotz dieses Bezuges, vertrat die Prognostik immer noch den mindestens theoretischen Anspruch eines komplexeren Wirklichkeitsverständnisses. Dies stand im Gegensatz besonders zum ökonomischen Reduktionismus der Gruppe um Klaus. Dennoch schaffte sie es nicht, sich als selbständiges Feld zu etablieren. Die Führung der Akademie wünschte sich schließlich, dass die Prognostik in die Ökonomie eingegliedert würde. All dies führte dazu, dass das Institut für Prognostik als letzte offizielle Stelle dieser Wissenschaft 1993 in der nunmehrigen Tschechischen Republik abgeschafft wurde.[27]

Zwischen Sozialismus und Kapitalismus

In der sozialistischen Tschechoslowakei waren die Experten vor allem in wissenschaftlichen Instituten der Akademie, die auch gesetzlich zur Koordinierung der Grundlagenforschung verpflichtet war, tätig. Sie waren Universitäten übergeordnet und ihre Mitglieder waren als Regierungsberater tätig. Der Apparat der KPTsch hatte zudem eigene Expertenorgane.

Wenn die kommunistische Regierung in eine Krise geriet, wandte sie sich an die Akademie. Diese Vorgehensweise wurde sowohl in den 60ern, als auch später in den 70ern und 80ern gewählt.

Das Krisenwissen wurde als etwas angesehen, über das Experten und Wissenschaftler verfügten. Der Umgang mit diesem Wissen war nur unter bestimmten Voraussetzungen politisch kontrollierbar. Denn die Expertise wurde im Hinblick auf die ökonomische Krise grundsätzlich als wertvoll erachtet. Das sehen wir daran, dass die kommunistischen Hardliner dies zuließen und mehr und mehr nachgaben.

---

27 Für mehr Informationen zum Kampf um die Existenz des Instituts für Prognostik siehe STUDENÝ, L. 2020. In der Slowakei wurde das slowakische Institut für Prognostik übrigens nicht abgeschafft und existiert bis heute.

Sie hatten politisch zwar mehr Macht als die Wissenschaftler, hatten selbst aber keine Lösungen und wurden durch das Beispiel der Sowjetunion unter Druck gesetzt. Diese Entwicklung wurde auch vom Anspruch des sozialistischen Regimes als wissenschaftlich regierter Staat unterstützt.

Nach dem Fall der kommunistischen Regierung hatte sich die Rolle der Träger des Krisenwissens geändert. Während sie ursprünglich als Experten oder Berater von Politikern angesprochen worden waren, traten die Forscher nun selbst als politische Akteure auf und übernahmen sogar Funktionen innerhalb der postsozialistischen Regierung. Die nunmehrigen Ökonomen stiegen in die eigentliche Politik nach der Samtene Revolution ein, weil es jetzt niemanden gab, den die Oppositionsbewegung für ökonomische Reformen nutzten konnte. Dies führte schnell zu internen Kämpfen unter den ehemaligen Kollegen, die Václav Klaus für sich entscheiden konnte. Er schloss den Rest der ehemaligen Experten aus und präsentierte sein Team als den einzigen Träger des »richtigen« Wissens.[28] Diese Ökonomen in der Regierung hatten jetzt keine Veranlassung mehr sich an die Akademie als eine Krisenwissensquelle zu wenden. Ihrer Meinung nach waren sie die Experten, die das »richtige« Krisenwissen besaßen und die den Staat und die tschechoslowakische Gesellschaft durch die Freisetzung der Marktkräfte zu einer neuen Ordnung führen würden. Damit war kein Grund mehr vorhanden, irgendein anderes Krisenwissen zu suchen. Die Regierung selbst war nun an der Stelle der Akademie zur ökonomischen Krisenwissensquelle geworden.

Ein Teil der Parlamentsabgeordneten setzte später durch, dass die ökonomischen Institute der Akademie – auch das Institut für Prognostik – mit Beurteilungen zur ökonomischen Reform beauftragt wurden. Das hatte allerdings wegen der inneren Dynamik des Transformierungsprozesses nur wenig Einfluss. Es ging jetzt vor allem um den internen Machtkampf zwischen der tschechischen Regierung – Vlasáks Team – und der Föderalregierung – Klaus' Team.

In der *Radikalen Strategie* von Klaus' Team wurde eine Machtkonzentration in den Händen der Finanzminister, d.h. der Exekutivorgane, unterstützt. Sie sollten unter sich über Privatisierungsämter verfügen. So würden sie den Einfluss der anderen Regierungsmitglieder so gut als möglich reduzieren, aber gleichzeitig fähig sein den Privatisierungsprozess selbst zu steuern. Vlasáks Team unterstützte die Variante eines von der Regierung unabhängigen nationalen Eigentumsfonds. So sollte der Einfluss der politischen Parteien und der Exekutivorgane reduziert werden.[29] Václav Klaus musste zwar verschiedene Zugeständnisse machen. Diese hatten aber

28 Für weitere Informationen zu Dis/Kontinuitäten unter den Experten und ihrem Expertenwissen siehe KOPEČEK, Michal (ed.). *Architekti dlouhé změny: Expertní kořeny postsocialismu v Československu (1980–1995)*. 2019. Prag: Argo; oder SOMMER, V. et al. 2019.

29 RAMEŠ, Václav. *Trh bez přívlastků, nebo ekonomickou demokracii? Spory o podobu vlastnické transformace v porevolučním Československu*. 2021. Prag: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR, S. 117–121.

letztendlich auf die endgültigen Prinzipien und die Gestalt seiner Reform nur eine begrenzte Wirkung: Er konnte sich gegenüber seinen Kollegen durchsetzten.[30]

Die Ökonomen, die sich gegen das Team von Václav Klaus gestellt hatten, wurden nach ihrer Niederlage nicht nur politisch, sondern auch wissenschaftlich ausgeschlossen. Es handelte sich demnach bei ihrer Expertise angeblich um kein wissenschaftliches Krisenwissen, sondern nur um politische Behauptungen. Die richtige Führung der Wirtschaft sollte und konnte sich demzufolge nur auf die ökonomischen Ansichten des Teams von Klaus beziehen.

Das hat im Voraus jede weitere politische Debatte der Gruppe um Klaus ausgeschlossen, weil ihrer Meinung nach die Ansichten der oppositionellen Ökonomen auf falschen Prämissen beruhten. Klaus hat diese Position, die einer Debatte entgegenstand, später dadurch charakterisiert, dass er nur seinen eigenen Standpunkt erklärt habe.[31]

Die Wende vom sozialistischen zum postsozialistischen – kapitalistischen – System veränderte die Funktion des Krisenwissens. Während dieses zuerst durch scheinbar unpolitische Experten bereitgestellt worden war, wurden die Träger dieses Wissens nun selbst zu politischen Akteuren. Damit wurden in diesem Fall die Grenzen zwischen beiden Sphären von ihnen völlig aufgehoben. Jene, die den Kampf um die politische Deutungshoheit gewinnen konnten, diskreditierten ihre früheren Kollegen auch in wissenschaftlicher Hinsicht. Sie betrachteten ihre eigene Führungsposition ebenso als politisch legitimiert, wie fachlich fundiert.[32]

Fazit

Der Beitrag hat die Geschichte des Instituts für Prognostik als Krisenwissensquelle nachvollzogen. Zunächst wurde der institutionelle und politische Kontext, der die Entstehung des Systems von prognostischen Arbeiten ermöglicht hatte, vorgestellt. Die Probleme der dezentralisierten prognostischen Arbeiten führten zur Gründung einer zentralisierten und weitgehend unabhängigen Arbeitsstätte, die für die Ausarbeitung eines analytischen Reformdokuments zuständig war – d.h. des Instituts für Prognostik und seiner *Gesamtprognose.*

Im November 1989 nutzten die Forscher des Instituts ihr Wissen und die epistemische Gemeinschaft ihres Instituts um sich als politische Akteure zu positionieren.

30 Für mehr Informationen zum Transformierungsprozess in der Tschechischen Republik siehe RAMEŠ, V. 2021. Zu den Wurzeln der Kritik der sozialistischen Ökonomie siehe RAMEŠ, V. 2019.

31 Klaus, Václav. *Alarmistické, demotivující odsudky nebo vstřícný pokus o hledání optimální reformní strategie?* In: Klaus, Václav. *Polemika Václava Klause ohledně reformní strategie.* 1992. Prag: TOP AGENCY, S. 6.

32 Zu der Beziehung zwischen der politischen und wissenschaftlichen Sphäre siehe auch Fn. 6.

Sie konnten von dem Mangel an ökonomischer Expertise innerhalb der oppositionellen Kreise profitieren und stiegen in führende Funktionen auf. Doch die Möglichkeit eine konkrete Reform zu realisieren führte schließlich zum Zerfall der ursprünglich einheitlichen epistemischen Gemeinschaft. Als die Umsetzung der Reform auf einmal ganz nah schien und es nicht mehr nur um Reformprinzipien, sondern um die Realisierung einer Marktwirtschaft ging, wurde deutlich, dass dieses Ziel durch verschiedene Schritte erreicht werden konnte und auch mit ganz verschiedenen Inhalten gefüllt werden würde. Diese Erkenntnis führte zum offenen Kampf unter den Reformisten.[33]

Kurz nach 1989 wurde auch deutlich, dass die Prognostik ihre ursprünglich privilegierte und von oben gestützte Stellung verloren hatte. Sie wurde nicht mehr als die »richtige« Krisenwissenschaft angesehen, sondern als Relikt des Sozialismus. Das hat manche, die weiterhin auf die Prognostik setzten, im politischen Kampf beschädigt. Ihr wurde zwar nicht der Status einer Wissenschaft – z.B. an der Akademie – entzogen, aber ohne den politischen und finanziellen Rückhalt verlor sie rasch an Bedeutung.

Die Prognostik hatte im Sozialismus als Krisenwissenschaft gedient. Sie lieferte Analysen und Lösungen für die politische Führung des Landes. Sie stand zwar mit der politischen Sphäre im Austausch, war aber fest mit wissenschaftlichen Institutionen verbunden. Nach der Samtenen Revolutionen wurden aber die ehemaligen Wissenschaftler zu politischen Akteuren. Sie nutzen ihre wissenschaftliche Expertise und den Ruf ihrer Institution als kritische Einrichtung um in führende politische Funktionen aufzusteigen. Die Prognostik war als Quelle für Krisenwissen dabei nicht länger gefragt und mit dem politischen Aufstieg von einigen der früheren Krisenwissensträger zerfiel auch die epistemische Reformgemeinschaft. Das Bild des Prognostikers, der den Weg aus der Krise kennt, wurde kurzerhand durch jenes des sich ebenso als Ökonom wie als Politiker verstehenden Neoliberalen ersetzt.

Literatur

BECHT, Lukas. From euphoria to frustration. Institutionalizing prognostic research in the Polish Peoples' Republic, 1969–1976. In: Acta Poloniae Historica, 2017, 116, S. 277–299.

BURIAN, Michal. Prognostici v takzvané sametové revoluci. In: Soudobé dějiny, 1997, IV (3–4), S. 492–510.

Československo 2000. Prognóza vývoje socialistické společnosti, zejména socialistického způsobu života, do roku 2000. 1980. Prag.

33 Siehe RAMEŠ, V. 2021.

HAAS, Peter M. Introduction: epistemic communities and international policy coordination. In: International Organization, 1992, (46) 1, S. 1–35.
KLAUS, Václav. Alarmistické, demotivující odsudky nebo vstřícný pokus o hledání optimální reformní strategie? In: KLAUS, Václav. Polemika Václava Klause ohledně reformní strategie. 1992. Prag: TOP AGENCY, S. 6.
KOMÁREK, Valtr et al. Prognóza a program. 1990. Prag: Academia.
KOPEČEK, Michal (ed.). Architekti dlouhé změny: Expertní kořeny postsocialismu v Československu (1980–1995). 2019. Prag: Argo.
MARCH, James G. OLSEN, Johan, P. The New Institutionalism: Organizational Factors in Political Life. In: The American Political Science Review, 1984, (78) 3, S. 734–749.
PROVAZNÍK, Stanislav et al. Transformace vědy a výzkumu v České republice. 1998. Prag: Filosofia.
RÁKOSNÍK, Jakub. SPURNÝ, Matěj. ŠTAIF, Jiří. Milníky moderních českých dějin. Krize konsenzu a legitimity v letech 1848–1989. 2018. Prag: Argo.
RAMEŠ, Václav. From Market Socialism to Privatization. The Czechoslovak Economists and the New Expert Critique of Socialist Economy in Times of Normalization. In: Prague Economic and Social History Papers, 2019, (29) 1, S. 21–46.
RAMEŠ, Václav. Trh bez přívlastků, nebo ekonomickou demokracii? Spory o podobu vlastnické transformace v porevolučním Československu. 2021. Prag: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.
RICHTA, Radovan. Zivilisation am Scheideweg. Soziale und menschliche Zusammenhänge der wissenschaftlich-technischen Revolution. Politische Ökonomie des 20. Jahrhunderts. 1970. Freiburg: Verlag an der Basis.
SCHULZE WESSEL, Martin. Der Prager Frühling. Aufbruch in eine neue Welt. 2018. Ditzingen: Reclam.
SOJKA, Milan. Alternativní scénáře transformační strategie československé ekonomiky na počátku 90. let a jejich teoretická východiska. In: Working paper UK FSV – IES, 2002, N. 21.
SOMMER, Vítězslav et al. Řídit socialismus jako firmu. Technokratické vládnutí v Československu 1956–1989. 2019. Prag: Ústav pro soudobé dějiny AV ČR.
SOMMER, Vítězslav. Forecasting the Post-Socialist Future. Prognostika in Late Socialist Czechoslovakia, 1970–1989. In: ANDERSSON, Jenny, RINDZEVIČIŪTĖ, Eglė. The Struggle for the Long-Term in Transnational Science and Politics. Forging the Future. 2015. New York: Routledge, S. 144–168.
STUDENÝ, Luboš. »…byly deformovány jak kádrově, tak z hlediska vědecké nezávislosti…«. Příspěvek k dějinám transformace Akademie věd. In: Práce z dějin Akademie věd, 2020, 12 (1), S. 1–22.
ŠULC, Zdislav. Stručné dějiny ekonomických reforem v Československu (České republice) 1945–1995. 1998. Brno: Doplněk.

Mit Beton aus der Krise

Die Akademie für Architektur und der Bau der Chruščevka

Hajo Raupach

Einleitung

Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit einem Artefakt, das die Sowjetunion in den 1950er und 1960er Jahren optisch wie auch gesellschaftlich entscheidend veränderte – der Betonplatte. 13 Millionen Wohnungen wurden innerhalb weniger Jahre damit errichtet. Zentralen Plänen folgend wurden die Betonplatten miteinander kombiniert und so platziert, dass sich aus ihnen verschiedene Ensembles ergaben. Die Platten formten Häuser, die Häuser formten die Mikrorajoni[1] und die Mikrorajoni formten die Städte. Und diese neuen Städte formten ihre Bewohner.

Nach dem Zweiten Weltkrieg glichen weite Teile der westlichen Sowjetunion einem Trümmerfeld. Was nach dem Wüten der deutschen Soldaten im Zweiten Weltkrieg an Wohnraum verfügbar blieb, reichte weder für die bisherige Bevölkerung noch für den immer weiter anschwellenden Strom von ehemaligen Kriegsgefangenen, GULAG-Häftlingen und demobilisierten Soldaten. Katastrophale Wohnbedingungen in vielen Städten waren die Folge.[2] In dieser Situation entschied sich die sowjetische Führung, das Problem durch den massenhaften Bau günstiger Fertigbauten zu lösen. Die politische Reform, die zum Ausgangspunkt des Wohnungsbauprogramms wurde, ging vom Generalsekretär der Kommunistischen Partei, Nikita Chruščev, aus. Ein neuer Gebäudetyp entstand, die »Chruščevka«: ein mehrstöckiger Einheitsbau aus schmucklosen Betonplatten, welcher eine scharfe Abkehr von dem bis dahin in der sowjetischen Architektur vorherrschenden Stil des Neoklassizismus darstellte. Ziegel wurden ersetzt durch Beton, Steine durch Platten. Der osteuropäische Plattenbau war geboren. Die schiere Größe dieses neuen Wohnungs-

1 Kleinste Organisationseinheit einer sowjetischen Stadt.

2 Vgl. Christine Varga-Harris, *Stories of House and Home. Soviet Apartment Life during the Khrushchev Years* (New York 2015), 4; Miriam Dobson, *Khrushchev's Cold Summer. Gulag Returnees, Crime, and the Fate of Reform after Stalin* (London 2009), 37f.

bauprogramms sorgte dafür, dass es eine breite Rezeption in der Forschung fand.[3] Während sich das Gros der Arbeiten mit den politischen und sozialen Konsequenzen dieses Wohnungsbauprogramms beschäftigten, blieb der bisherige Blick auf die zentralen Akteursgruppen eher schemenhaft – die Ingenieure und Architekten, die die neuen Wohngebäude planten und ihre Errichtung begleiteten. Diese Akteure waren in der Sowjetunion in der *Akademie für Architektur* vernetzt, daher wird diese Institution im Mittelpunkt stehen. Ebenfalls untersucht werden die Verwobenheit von Materialität, politischer Entscheidung und dem Berufsstand der Architekten und ihre Organisation in der Akademie für Architektur.

Beton als Baumaterial tauchte in der Sowjetunion nicht erst mit dem Bau der Chruščevka auf. Während der kurzen Blüte des Bauhauses in den 1920er und 1930er Jahren wurde er ebenso verwendet wie bei den stalinistischen Prachtbauten.[4] Doch in den sowjetischen 1950er Jahren wurde Beton zu mehr als nur einem Baustoff. Zeitgenössisch deutete man die Veränderungen im Bauwesen in der Sowjetunion als einen Kampf gegen »Exzesse der Architektur«[5] oder als Absage an Prachtbauten und dekorative Elemente, wie die sowjetischen Zeitungen den Wandel beschrieben.[6] Auch die Vereinheitlichung und die Typisierung von Bauteilen wurden in der Fachliteratur für Ingenieure als Motiv genannt.[7]

Bisherige Interpretationen dessen, was dieses Wohnungsbauprogramm ausmachte, haben ihre Berechtigung. Und doch sind sie alle Beschreibungen von Oberflächenerscheinungen. In diesem Text möchte ich diese Erscheinungen zwei Fragen unterwerfen. Die erste Frage betrifft die Zeit. Warum erfolgte die Wohnungsbaureform ausgerechnet in den späten 1950er Jahren? Warum nicht direkt nach dem Krieg, als der westliche Teil der Sowjetunion zerstört war? Warum nicht schon 1953, als die Lager geleert wurden und Millionen von Menschen in die ohnehin

3 Besonders hervorzuheben ist hier das Buch von Mark B. Smith, *Property of Communists. The Urban Housing Program from Stalin to Khrushchev* (Illinois 2010), das insbesondere die Eigentumsverhältnisse analysiert und das Zusammenwirken von staatlichem und privatem Wohnungsbau als Ursache für den Erfolg von Chruščevs Wohnungsbauprogramm ausmacht. Christine Varga-Harris hingegen nimmt insbesondere den Alltag in den neuen Wohnquartieren in den Blick und bietet Einblicke in das tägliche Leben der Bewohner. Die technische Seite des Wohnungsbaus und die Rückwirkungen auf die Architektur der Sowjetunion finden sich bei Philipp Meuser, *Die Ästhetik der Platte. Wohnungsbau in der Sowjetunion zwischen Stalin und Glasnost* (Berlin 2015).

4 Vgl. Hanno-Walter Kruft, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart. Studienausgabe* (München 1991), 488 und R. McCutcheon, »The Role of Industrialised Building in Soviet Union Housing Policies« in: *Habitat Intl.* 12/4 (1989), 46.

5 I. Sholotowskij, »Über die wahre und die falsche Schönheit in der Architektur« in: *Ost-Probleme* 7/5 (1955), 197.

6 Vgl. Smith, 40.

7 Vgl. V. Lagutenko, *Zhilye zdaniia iz krupnykh panelej. Nekotorye vyvody iz optima proektodaniia* (Moskau 1954).

überfüllten Städte strömten? Die andere Frage betrifft das verwendete Material. Wieso wurde die Chruščevka aus Betonplatten montiert? Warum fokussierte sich die Reform auf Häuser aus Beton? Mit diesen beiden Fragen als Leitschnur wird es möglich sein, die bisher auf diesem Feld getätigten Forschungen zu synthetisieren und den Bau der Chruščevka verständlich zu machen.

1962 schrieben Otto Frei und Gerald Helmcke, der eine Architekt, der andere Biologe, einen Artikel in der »Deutschen Bauzeitung« über »Lebende und technische Konstruktionen«. Sie stellten darin die These auf, dass die moderne Architektur sich der Kunst entledigt habe und sich dadurch, vor allem auf dem Gebiet der Statik und Konstruktion, der Natur annähere. Moderne Architektur sei durch die gleichen Prinzipien geprägt wie die lebende Umwelt, auch wenn die Funktionen unterschiedlich seien. Dieser Artikel war nicht nur ein gutes Beispiel für den Technikenthusiasmus dieser Zeit, sondern deutete auch zwei Konsequenzen an, die die Wahl von Beton als Baustoff mit sich brachte. Zum einen verwiesen Frei und Helmcke darauf, dass »durch vereinfachte, also überschaubare Aufgaben« das Bauen »der verstandesmäßigen Kontrolle zugängig«[8] geworden sei. Gemeint war der Fokus auf Geometrie und abstrakte Formen, der das Bauen überhaupt erst für den Menschen erschlösse. Für Frei und Helmcke wurde diese grundlegende Operation des Bauens jedoch von einer Abgrenzung gegenüber der Natur überlagert, die die Abstraktion der Formen zu sehr ins Extrem steigere und damit naheliegende Lösungen verwarf, weil sie zu sehr an natürliche Formen erinnerten. Zum anderen sahen sie für die Biologie sowie für die Architektur drei identische Triebkräfte für die Entwicklung: »die Kombination, die erfinderische Idee und die Auslese«.[9] Für das Bauwesen bedeutet dies, dass »mit einem Minimalaufwand an Material oder Energie eine möglichst große Leistung« zu vollbringen ist.[10]

Überträgt man diese Gedanken auf die Einführung der Betonplattenbauten in der Sowjetunion, blickt man auf zwei gegensätzlich wirkende Impulse, die vom Baustoff Beton ausgingen. Die Verwendung von Betonplatten als präferiertem Baustoff vereinheitlicht den Prozess der Planung, die Produktion und den Bau von Häusern ungemein. Der Häuserbau wird damit kontrollierbarer, was bedeutet, dass die Wahl des Materials auch Konsequenzen für die Durchsetzung von Herrschaft hat.[11] Zum anderen ist die Entwicklung des modernen Bauens von Kombination,

8 Otto Frei, Johann-Gerhard Helmcke, »Lebende und technische Konstuktionen« in: *db* 11 (1962), 856.

9 Ebd. 857.

10 Ebd.

11 Zu freiheitseinschränkenden Maßnahmen im Zuge der Wohnungsbaureform, welche insbesondere der Freizügigkeit durch eine geordnetere Zuweisung von Wohnraum enge Grenzen setzten, s.a. Thomas M. Bohn, *Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung in der Sowjetunion nach 1945* (Köln/Weimar/Wien 2008), 44. Neben diesen Folgen, die einen erhöhten Zugriff auf die Bevölkerung ermöglichten, führte die Standardisierung von

Idee und Auslese geprägt. Dies kann nur in einem System umgesetzt werden, das die Vereinheitlichung nicht allzu sehr auf die Spitze treibt. Es ergibt sich ein Zwiespalt. Beton ist ein formbares Material, das mit einer fast endlosen Anzahl an Zusätzen für die verschiedensten Anwendungen nutzbar gemacht werden kann. Gleichzeitig führte die Einführung der Großplattenbauweise zu einer bis dato unerreichten Vereinheitlichung des Wohnungsbaus in der Sowjetunion. Beton als Baustoff trägt bereits die Chance einer weitgehenden Rationalisierung in sich, welche für die Machtausübung attraktiv ist, birgt allerdings auch das Risiko der Stagnation, da Innovationen schwieriger werden. Als zentrales Gehirn der sowjetischen Bauwirtschaft sollte die Akademie für Architektur einen Ausweg aus diesem Interessengegensatz weisen, indem sie einen Wettkampf um die besten Formen für neue Wohngebäude eröffnete und die Regionalisierung der Bauplanung und Bauausführung forcierte, um die sowjetische Wohnungskrise zu überwinden.

Zeit und Beton

Im Jahr 1954 lag die Hochphase des Großen Terrors 16 Jahre zurück, das Ende des Zweiten Weltkrieges 9 Jahre, der Tod des Diktators 12 Monate. Der Große Terror hatte das ohnehin schwierige Leben in den Gemeinschaftswohnungen für die Bewohner zur Hölle werden lassen. Deutsche Soldaten hatten den westlichen Teil der Sowjetunion verwüstet und die Menschen in Trümmern und Erdhütten zurückgelassen. Der Tod Stalins und die darauf beschlossene schrittweise Auflösung des GULAG-Systems hatte die Städte mit wohnungslosen ehemaligen Häftlingen überflutet.[12] Von einer angespannten Lage auf dem Wohnungsmarkt in dieser Zeit zu sprechen, wäre wohl ein Euphemismus.

Unter Stalin hatte sich die sowjetische Hauptstadt Moskau stark verändert. Die große sozialistische Umgestaltung erschuf eine neue Stadt.[13] Und natürlich waren die »sieben Schwestern«, die ersten Hochhäuser Moskaus, Gebäude aus Beton und Stahl. Das Verhältnis der sowjetischen Architekten zum Beton blieb trotz der Prunkbauten des Sozialistischen Klassizismus zwiespältig, wenn auch in der Akademie für Architektur zu neuen Baumaterialien, neuen Typen für Wohnhäuser und neuen Arbeitsmethoden geforscht wurde. Man forschte dazu unter Stalin und tat es in ähnlicher Form nach seinem Tod.[14] Angesichts der Herausforderungen nach Kriegsende schien das höchste Leitungsgremium dieser Institution jedoch aus der Zeit gefallen.

Typenplänen für die Wohngebäude und die Vereinheitlichung der Baumaterialien aber auch zu neuen Möglichkeiten, die Bauindustrie zu kontrollieren.

12 Vgl. Varga-Harris, 4; Dobson, 37f.

13 Vgl. Meuser, 140f.

14 Vgl. Smith, 11f.

Das Präsidium der Akademie nahm die Probleme, die sich aus der Krise des Wohnungsbaus ergaben, kleinteilig in ihre Tagesordnungen auf. Mal ging es um neue Typen für den Wohnungsbau,[15] mal um mögliche Verbesserungen und Beschleunigungen[16] und mal um die neue experimentelle Plattenbauweise.[17] Aber ebenso präsent wie Neuerungen im Wohnungsbau waren auf den Tagesordnungen des Präsidiums Fragen des wissenschaftlichen Nachwuchses[18] oder die Fortschritte der Arbeitsgruppe für die »Theorie der architektonischen Komposition«[19]. Die Probleme beim Wohnungsbau waren bekannt und wurden auch innerhalb der Institutionen bearbeitet, allerdings im Normalbetrieb und nicht im Krisenmodus. Sie stellten nur ein Thema unter vielen dar. Und Betonplatten wurden nicht als alleinige Lösung der Probleme des Bauwesens angesehen.[20]

Erste Anzeichen für ein Umdenken finden sich im Protokoll einer Sitzung im Jahr 1954. Am 9. Dezember lautet der erste Tagesordnungspunkt »Über die Durchführung einer Sitzung der Aktivisten über die Allunionsberatung der Baumeister[21]«. Eingebracht wurde er von Arkadi Mordvinov, Vorsitzender der Akademie für Architektur seit 1950. Aus den Protokollen des Jahres 1954 geht hervor, dass es das erste Mal in diesem Jahr war, dass ein Tagesordnungspunkt vom Vorsitzenden einbracht wurde.[22] Was war geschehen?

Im Vormonat, Ende November bis Anfang Dezember 1954, hatte auf dem Gelände des Kremls die Konferenz aller Baufachleute der Sowjetunion stattgefunden.[23] In der Forschung wurde diese Konferenz verschiedentlich als abrupter Richtungswechsel in der sowjetischen Architektur interpretiert, teilweise mittels drastischer Formulierungen. Der Historiker Mark B. Smith beschrieb sie als eine »Bombe«, die den stalinistischen Neoklassizismus ein für alle Mal beendet habe.[24] Laut der Historikerin Christine Varga-Harris habe die Konferenz eine »Säuberung« in der Akademie für Architektur zur Folge gehabt.[25] Beide Interpretationen verwenden die Sprache der Zerstörung: Eine »Bombe«, die sprengt, eine »Säuberung« zwei Jahre nach

15 RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 38.
16 RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 135.
17 RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 182.
18 RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 147.
19 RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 182.
20 So wurde beispielsweise am 01. April 1954 über einige experimentelle Plattenbauprojekte berichtet. Diese waren jedoch gerade in der Anlaufphase und involvierten lediglich zwei Forschungsinstitute. Vgl. RGAE f. 293 op.1 d. 550 l. 186.
21 Dieser etwas sperrige Begriff verwies darauf, dass bei dieser Konferenz Vertreter aus allen sowjetischen Republiken anwesend waren.
22 RGAE f. 293 op. 1 d. 551 l. 260.
23 Die Bauzeitung der DDR schrieb von der Allunionskonferenz der Baufachleute, was sicherlich eine gute Übertragung ins Deutsche darstellt, die im Weiteren übernommen wird.
24 Vgl. Smith 66.
25 Vgl. Varga-Harris, 25.

Stalins Tod. Doch folgt man der Spur des Betons, zeigt sich, wie unpassend solche Worte der Zerstörung die Ereignisse beschreiben.

Smith selbst führt in seinem Buch aus, dass Beton in den 1950er Jahren in der sowjetischen Bauwirtschaft ein etabliertes Material war. Es war der Beton, der viele technischen Entwicklungen der Stalin-Zeit, wie den Hochhausbau, erst möglich gemacht hatte. Die Betonplatten, die im Hochhausbau Anwendung fanden, wurden schon ab 1949 auch für niedrige Wohnhäuser verwendet.[26] 1954 definierte ein Beschluss des Ministerrats erstmals eine Norm für den Bau von 5-stöckigen Gebäuden aus Fertigbetonteilen.[27] Damit wurde aus einzelnen Experimentalbauten ein neuer Gebäudetyp, der überall in der Sowjetunion gebaut werden konnte. Doch zeigte sich im November 1954 auf der Konferenz der Baufachleute, dass Chruščev den verantwortlichen Architekten und Ingenieuren nicht zutraute, den neuen Gebäudetyp konsequent umzusetzen. Chruščev selbst war als Parteisekretär in Moskau dafür verantwortlich gewesen, dass ab 1948 neue Betonfabriken errichtet worden waren und verfolgte den Wohnungsbau schon seit Jahren mit großer Aufmerksamkeit.[28] In der Situation nach Stalins Tod benötigte er schnelle Erfolge, um seine Position als Generalsekretär zu festigen. In der Konferenz der Baufachleute sah er eine Möglichkeit gekommen, die Reform des Bauwesens zu beschleunigen und sich die Überwindung der Krise auf die Fahne schreiben zu können. Schon 1935 hatte es eine erste Konferenz der sowjetischen Baufachleute gegeben, auf der Stalin seinen präferierten Architekturstil, den repräsentativen Monumentalismus, endgültig durchgesetzt hatte. 1935 wurden Architekten, Fabrikdirektoren und leitende Ingenieure einer demütigenden Befragung durch Stalin und andere Mitglieder des Politbüros, darunter auch Chruščev, ausgesetzt. Ihnen wurde klar gemacht, dass sie persönlich für jegliche Abweichungen von den Moskauer Direktiven verantwortlich gemacht werden würden. Kein Materialmangel und keine Naturkatastrophen waren als Entschuldungen zugelassen, Befehle waren unbedingt auszuführen.[29] Auch wenn sich im Zuge des Tauwetters das politische System langsam der Gewalt und der Drohung entledigte und Probleme und Krisen stattdessen zunehmend durch positive Anreize und Belohnungen gelöst werden sollten, unterlagen auch poststalinistische öffentliche Ereignisse in der Sowjetunion weiterhin einer bestimmten Choreogra-

26 V. Lagutenko, *Karkasno-panelnye zdaniia* (Moskau 1952), 4.

27 Vgl. Smith, 66.

28 Stephen V. Bittner, *The Many Lives of Khrushchev's Thaw. Experience and Memory in Moscows's Arbat* (Ithaca/London 2008), 113.

29 Vgl. R. W. Davies, Melanie Ilic, »From Khrushchev (1935–1936) to Khrushchev (1956–1964). Construction policy compared« in Jeremy Smith, Melanie Ilic (ed.), *Khrushchev in the Kremlin. Policy and government in the Soviet Union, 1953–1964* (London/New York 2011), 203 und für den veröffentlichten Wortlaut der Beiträge »Perevesti strointekstvo na industrialnye relsy« in *Pravda* (15.12.1935).

fie, klassischerweise einer Mischung aus Kritik und Selbstkritik.[30] Davon war auch die Allunionskonferenz der Baufachleute nicht ausgenommen.

»Ich erkenne dich nicht wieder, Grigori Grjasnow«

Ende November 1954 strömten hohe Funktionäre der Partei, in den Quellen als »Aktivisten« bezeichnet, aus der ganzen Sowjetunion in das Machtzentrum des Landes, den Moskauer Kreml, um über das Bauwesen zu sprechen und eine Resolution an alle Bautätigen zu verabschieden. Unter ihnen waren Wissenschaftler, Architekten, Ingenieure, Arbeiter aus den Baustofffabriken, Bauarbeiter und der Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion selbst.[31] Es ist davon auszugehen, dass viele von ihnen die zu verabschiedende Resolution schon im Vorhinein kannten. Diese sprach mit viel Pathos und ganz im Duktus der sowjetischen Industriekultur vom »täglichen Kampf«, der »Erhöhung der Qualität« und einem höheren Grad der Mechanisierung, die man erreichen wollte. Ein Satz aus dieser Resolution sticht hervor.[32] Die Resolution formuliert alle Forderungen im aktiven »Wir«,[33] doch dann ändert sich die Ansprache:

> »Das Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und der Ministerrat der UdSSR verpflichteten uns, um das Bauwesen zu verbessern, beim Bau von Gebäuden und Anlagen weitgehend Stahlbetonmontagekonstruktionen, Einzelbauteile und ganze Wandblöcke anzuwenden.«[34]

Hier wechselt der Ton von der Selbstverpflichtung zum Bericht darüber, dass ein Befehl ergangen ist. Der ganze folgende Abschnitt, in dem die Direktive konkretisiert wird, könnte erst während der Konferenz oder im Nachhinein von Chruščevs Anhängern im Zentralkomitee und den Ministerien in die schon vorgefertigte Resolution eingefügt worden sein.[35] Dass einige Teilnehmer nicht mit einem generellen Kurswechsel aufgrund der Konferenz gerechnet hatten, zeigt vor allem der Vor-

---

30 Vgl. Lorenz Erren, *»Selbstkritik« und Schuldbekenntnis. Kommunikation und Herrschaft unter Stalin (1917–1953)* (München 2008), 329.

31 RGAE f. 293 op. 1 d. 551 l. 299.

32 Vgl. zu vorgefertigten Resolutionen auch J. Arch Getty, »Samokritika Rituals in the Stalinist Central Committee, 1933–38«, in *The Russian Review* 58 (1999), 49.

33 »Aufruf der Teilnehmer der Allunionskonferenz der Baufachleute, Architekten, Mitarbeiter der Baustoffindustrie und der wissenschaftlichen Forschungsinstitute, einberufen vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und des Ministerrates der UdSSR, an alle Mitarbeiter der Bauindustrie«, in *Bauen in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955), S. 17ff. Im Folgenden »Aufruf«.

34 Ebd. 18.

35 Im Archiv konnte ich dazu leider noch nichts finden. Allerdings ist auffällig, dass einige Abschnitte fast wortgleich mit dem Text der Rede Chruščev sind. Vgl. »Aufruf«, 19 und »Alluni-

trag des Vorsitzenden der Akademie für Architektur, Arkadi Mordvinov. Seine Rede, die relativ früh auf der Konferenz gehalten wurde,[36] folgt einem klassischen Schema: Am Anfang jedes der von ihm angesprochenen Themen geht Mordvinov auf Erfolge ein, dann auf eigene Verfehlungen.[37] Auffällig ist die defensive Grundhaltung Mordvinovs. Es scheint, als wollte er sich gegen erwartbare Kritik vorsorglich absichern. Dafür spricht auch die Vielzahl der durch ihn angesprochenen Themenbereiche. Lässt man das rapportartige Abgehen verschiedener Einzeltätigkeiten der Akademie beiseite, ist der Kern seiner Argumentation ein ZK-Beschluss von 1935 über die Rekonstruktion der Stadt Moskau, aus dem er auch zitiert:

> »Beim Bau von Wohnhäusern und anderen gesellschaftlichen Bauten sollen die besten Vorbilder der klassischen sowie der neuen Architektur verwendet werden. Desgleichen sollen die neuesten Erfahrungen in der Architektur-Bautechnik ausgenutzt werden.«[38]

Im weiteren Verlauf seiner Rede betonte Mordvinov, dass die Akademie immer diesem Auftrag gefolgt sei. Was er allerdings einräumte, waren einige Übertreibungen bei der architektonischen Verzierung und einige Fälle von schlechter Kommunikation auf Baustellen und Fristverzögerungen. Nach diesem eher defensiven Eingeständnis ging er in die Offensive und fordert »vorrangig Typenprojekte für die Großblockbauweise zu erarbeiten« und eine »Verbesserung der Arbeitsorganisation«[39] seitens der Bauarbeiter.

Die Mischung aus ausführlicher Selbstkritik, Zukunftsversprechen und Schuldzuweisung sollte Mordvinov gleich zu Beginn der Konferenz gegen Kritik immunisieren. Die Tatsache, dass die Konferenz im Präsidium der Akademie im Vorfeld nicht besprochen wurde, Mordvinov während der Konferenz jedoch relativ defensiv auftrat, kann als Indiz dafür gelesen werden, wie der Vorsitzende der Akademie die politische Situation einschätzte: Scheinbar rechnete er damit, dass sich vor allem die Art, wie man über das Bauwesen zu sprechen habe, ändern würde – nicht aber Institutionen wie die Akademie für Architektur selbst.

Aus den Erfahrungen, die Mordvinov im Laufe seiner Karriere als Architekt in den vorherigen 30 Jahren machte, wird diese Annahme verständlich. Anfang der 1930er Jahre begannen Pläne für einen Umbau Moskaus langsam Gestalt anzunehmen. Beauftragter des Politbüros für die kommende Umgestaltung der Stadt war

onskonferenz der Baufachleute in Moskau im Dezember 1954, » in *Bauen in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 5 (1955), 26.

36 Darauf deutet hin, dass viele andere Redebeiträge auf seine Rede Bezug nehmen.

37 »Rede des Präsidenten der Akademie für Architektur der UdSSR Genosse A. G. Mordwinow« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage der Bauzeitung* 4 (1955), 9ff.

38 Ebd. 9.

39 Ebd. 11.

Lazar Kaganovitč. Einer Anekdote zufolge präsentierte Kaganovitč Mitte der 1930er Jahre Stalin ein Modell von der Umgestaltung des Roten Platzes. Während er die Details des Entwurfs erklärte, nahm er beiläufig die Basilius-Kathedrale von dem Modell, um sie durch einen Neubau zu ersetzen. Doch Stalin bemerkte das Manöver und sagte: »Lassen Sie sie, wo sie ist!«.[40] Unabhängig davon, ob diese Schilderung zutrifft, veranschaulicht sie eine Idee der Öffnung des städtischen Planungsraumes, die wohl einmalig in der Geschichte sein dürfte. Buchstäblich kein Gebäude, kein Straßenzug und kein natürlicher Gewässerlauf war von der möglichen Neugestaltung ausgenommen. Alles stand zur Disposition. Eines der schillerndsten Beispiele für die Neugestaltung ist die Planung für den »Palast der Sowjets«. Anstelle der Christi-Erlöser-Kathedrale im Zentrum der Stadt sollte eine Prachthalle entstehen, für die ab 1931 ein internationaler Architektenwettbewerb ausgerichtet wurde. Neben Einsendungen von Le Corbusier und Walter Gropius ging auch ein Entwurf von Arkadi Mordvinov und anderen Mitgliedern des Allunionsverbandes Proletarischer Architekten (VOPRA)[41] ein.[42]

Interessant ist dieser Entwurf, weil in ihm die runden Formen des Konstruktivismus deutlich erkennbar sind. Unter den sich selbst als proletarisch verstehenden VOPRA-Architekten herrschte Anfang der 1930er Jahre eine Vorliebe für den Expressionismus. Doch nicht sie gewannen den Wettbewerb, sondern der Entwurf von Boris Jofan, der den Palast der Sowjets als ein gigantisches, 415 Meter hohes Monument entwarf.[43] Die Auswahl dieses gigantischen neoklassizistischen Monuments hatte Signalwirkung für die gesamte sowjetische Architektur. In dieselbe Richtung ging auch die Entscheidung für einen neoklassizistischen Bau für das Volkskommissariat für Schwerindustrie, für den man das Kaufhaus GUM abreißen wollte.[44] Auch zu diesem Wettbewerb reichte die VOPRA unter Mordvinov einen Entwurf ein. Dieser zeigte klar die Übernahme des Monumentalen, blieb aber in der Formsprache dem Konstruktivismus treu.[45] Doch politisch waren solche zweideutigen Entwürfe nicht mehr erwünscht. Nachdem sich sowohl für den Palast der Sowjets als auch für das neue Volkskommissariat neoklassizistische Entwürfe durchgesetzt hatten, galt diese Stilrichtung als gesetzt. Die Architekturdiskussionen verstummten und die sowjetische Architektur schottete sich systematisch von den architektonischen Neuentwicklungen des Auslands ab.[46] Im August 1939 wurde die Akademie für Architek-

---

40 Vgl. Alexej Tarchanov, Sergej Kawnaradse, *Stalinistische Architektur* (München 1992), 40. Leider ohne genauen Quellennachweis.

41 »Vsesojuznoe obedinenie proletarskich architektorov«.

42 Vgl. D. Khel'nitzkij, *Arkhitektura Stalina. Isikholoriia i stil‹* (Moskau 2006), 43.

43 Vgl. ebd. 72f. und Tarchanov, 33. Der Palast der Sowjets wurde jedoch nie errichtet.

44 Vgl. Tarchanov 33ff.

45 Ebd. 37.

46 Vgl. Tarchanov, 40.

tur umstrukturiert und Mordvinov stieg vom Architekturberater zum Mitglied der Akademie auf. 1950 wurde er zu ihrem Präsidenten ernannt.[47]

Seine Karriere fiel also in eine Zeit der gigantischen steinernen Träume, des Großen Terrors, des Krieges und des neuen Terrors. All diese Ereignisse, die Willkür und die Gewalt konnten seinem Aufstieg nichts anhaben. Aber wie beeinflussten sie sein Denken über den Häuserbau? Antwort darauf gab Mordvinov selbst im Jahr 1950, als er in der Akademie für Architektur eine Delegation aus der DDR empfing. Die Frage des im Bauwesen völlig unbewanderten DDR-Ministers Lothar Bolz nach dem »ideologischen Kampf auf dem Gebiet der Architektur«[48] beantwortete er mit zwei Verweisen. Zum einen führte er aus, dass es »Aufgabe der Architektur ist, hochwertige Schöpfungen so wirtschaftlich wie möglich zu gestalten«, dies sei die »technische Seite des Problems.«[49] Zum anderen verwies Mordvinov auf »die Frage der Kunst«[50], die eine schwierige sei und die man nur beantworten könne, indem »der ideelle künstlerische Inhalt« an die »erste Stelle« trete. Fast klingt er autobiografisch, wenn er ausführt:

> »Es gab eine Zeit, in der der Konstruktivismus vorherrschend war. Diese Bauten, Kästen aus Stahl oder Glas, waren gebaut worden ohne Berücksichtigung der Besonderheiten der Landschaft und der Bevölkerung. Das war ein nicht richtiges kosmopolitisches Nivellieren. […] Jeder Mensch will seinen Anzug, seine Möbel, seine Wohnung und sein Haus so schön wie möglich haben. Für ihn sind diese Dinge nicht nur technische Dinge.«[51]

Hier zeigt sich mehr als nur eine bloße Wiedergabe von Ideologie, hier zeigt sich ein geläuterter Architekt. Seine Vergangenheit als Konstruktivist hatte er abgelegt, was mit einer spezifischen Sicht auf Technik einherging. Diese sei zwar wichtig, um ökonomisch zu bauen, dürfe aber nicht den Charakter eines Gebäudes prägen. Der Charakter eines Gebäudes sollte die Erhabenheit der sowjetischen Wirklichkeit widerspiegeln – und sonst nichts.[52]

In der Karriere Mordvinovs spiegeln sich zwei Widersprüche der stalinistischen Architektur. Einerseits war fast alles möglich, fast nichts heilig. Keine historischen Kathedralen, keine gewachsenen Stadtstrukturen und keine horrenden Baukosten konnten ein Bauprojekt stoppen, wenn es Stalin gefiel. Die Rekonstruktion Moskaus war durch die Vorstellung eines grenzenlosen Sozialismus geprägt, nach dem

47 Vgl. Khel'nitzkij, 176.
48 »Sitzung in der Akademie für Architektur am 25.04.1950« in BArch DH 1–38530, fol. 39.
49 Ebd.
50 Ebd.
51 Ebd. fol. 41f.
52 Ebd. fol. 42.

alle Bauwerke vorstellbar erschienen. Andererseits sorgten die ideologischen Vorgaben auch dafür, dass fast nichts möglich war. Etwa Gebäude, denen man die Wände aus Stahlbeton ansah, Architekturstile außerhalb des Neoklassizismus und vor allem Debatten in der Architektur selbst. Architekten wie Mordvinov hatten sich in diesem System eingerichtet. Sie waren Profiteure und gleichzeitig Opfer dieser Architekturpolitik. Und dies war ihnen auch bewusst, wie Mordvinovs Redeverweis auf die Parteibeschlüsse der 1930er Jahre auf der Allunionskonferenz zeigte.

Und doch war Mordvinovs Rechtfertigungsversuch zum Scheitern verurteilt. Der Grund dafür wird aus der Kritik seiner Nachredner deutlich. Mordvinov hatte die Natur der Änderungen falsch verstanden. Er dachte, es gehe um eine Anpassung des Bauens an neue Direktiven: in Wirklichkeit ging es um nichts weniger als eine komplette Diskursumkehr – weg vom Primat der Architekten, hin zur Verflechtung mit den Ingenieurwissenschaften. Der Ingenieur Ludkovski nahm in seiner Rede vorweg, was Generalsekretär Chruščev später selbst formulieren würde:

> »Ein Architekt, der kein Gefühl für Material und Konstruktionen besitzt, nicht die Technologie und die Herstellung seiner Baustoffe kennt, ist ohne die schöpferische Hilfe unserer Ingenieure nicht in der Lage, vollwertige und schöne Gebäude zu schaffen.«[53]

Hier dreht Ludkovski die Logik des sowjetischen Bauens, die Mordvinov 1950 vor der DDR-Delegation formulierte, ins Gegenteil um. Schönheit sei nicht etwa der Technologie äußerlich, sondern ergebe sich aus ihrer Anwendung.

Im Folgenden sagte Ludkovski einen Satz, der prägend für den weiteren Verlauf der Ereignisse sein würde: Die Bezeichnung Architekt bedeute Chefbaumeister.[54] Die Logik, wonach der Architekt ein Künstler sei, der die sowjetische Wirklichkeit in steinerne Monumente übersetzte, wird hier umgedreht. Es war ein Frontalangriff auf eine ganze Profession. Auffällig ist, dass der Architekt Gradov schon im nächsten Redebeitrag versuchte, der deutlichen Kritik Ludkovskis entgegenzuwirken, indem er von den Fehlern »einiger Architekten« und lediglich einem Übermaß an »Nachäfferei und Kitsch« in der sowjetischen Architektur sprach.[55] Zudem brachte er ein Argument ein, das in der Diskussion der nächsten Jahre immer wieder auftauchen würde: Durch den Bau von monumentalen Gebäuden würden den sowjetischen Bürgern aufgrund der hohen Kosten für die Verzierungen jedes Mal ein bis zwei Gebäude vorenthalten. Er beendete seine Rede mit der Forderung, man

---

53 »Diskussionbeitrag des Genossen I. G. Ludkowski« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955), 15.

54 Ebd.

55 »Diskussionsbeitrag des Genossen G. A. Gradow« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955), 15f.

müsse eine neue leitende »Akademie für Architektur und Bauwesen« schaffen.[56] Hier zeigte sich erneut der choreografische Charakter der Kritik, da die Reform der Akademie für Architektur kurz nach der Konferenz begann und Gradov hier möglicherweise etwas als Forderung formulierte, was ohnehin schon von höherer Stelle geplant war.

Die Rede Gradovs war nur ein Ausgangspunkt für eine weitreichendere Kritik Chruščevs an den sowjetischen Architekten, die dieser in einer dreistündigen Rede vortrug. Die Rede skizzierte einen recht genauen Plan der anstehenden Wohnungsbaureform. Chruščev beließ es jedoch nicht dabei, seine Visionen für den sowjetischen Wohnungsbau zu erläutern, sondern griff Mordvinov direkt und ins Persönliche gehend an. Er kenne Mordvinov »als guten Organisator«, das habe dieser bei der Anwendung einer neuen Schnellbaumethode bewiesen. Nach dem Krieg habe »sich Genosse Mordvinov jedoch geändert.« Er sei nun »nicht mehr der Mordvinov, der er einmal war.« Chruščev beendet seinen Angriff auf Mordvinov mit dem Zitat aus der Oper *Die Zarenbraut*: »Ich erkenn Dich nicht wieder, Grigori Grjasnow.«[57]

Augenscheinlich warf Chruščev Mordvinov vor, sich nicht ausreichend an neue Anforderungen angepasst zu haben. Der Architekt müsse »auch neuzeitliche Baumaterialien, Stahlbetonkonstruktionen und Details kennen und sich vor allem in Fragen der Wirtschaftlichkeit im Bauwesen gut zurechtfinden.«[58] Diese Kritik ist verwirrend. Stalin war erst seit eineinhalb Jahren tot und der Beschluss des Ministerrats über die vermehrte Verwendung von Stahlbeton zu diesem Zeitpunkt gerade einmal drei Monate alt[59] – für wissenschaftliche Einrichtungen nicht gerade ein langer Zeitraum. Was war also der Vorwurf? Was hatte Chruščev von Mordvinov erwartet? Einige Arbeiten über den sowjetischen Wohnungsbau kommen zu dem Schluss,[60] dass es dem Generalsekretär vor allem um die Begründung einer »Säuberung« ging. Das Personal sollte ausgetauscht werden; dafür wurde in stalinistischer Manier[61] ein Schuldiger benannt und für bisherige Verfehlungen verantwortlich gemacht. Dieser Lesart steht entgegen, dass Mordvinov nach der Konferenz seinen Posten behielt. Er selbst war es, der die Umstrukturierung der Akademie für Architektur anleitete und umsetzte. Seinen Posten verlor er erst wesentlich später, nachdem die Reform der Akademie abgeschlossen war. Was war also die Intention Chruščevs?

56 Ebd. 17.

57 »Allunionskonferenz«, 30.

58 Ebd.

59 RGAE f. 293 op. 5 d. 551 l. 216.

60 So z.B. Varga-Harris, 25; Steven E. Harris, *Communists on Tomorrow Street. Mass Housing and Everyday Life after Stalin* (Washington 2013), 86.

61 Vgl. Getty, 52.

Eine mögliche Erklärung ist, dass Chruščev ein politisches Programm durchsetzen wollte. Es ging darum, weitere Hochhausbauten in Moskau zu verhindern und einer neuen Art zu bauen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Der zeitliche Aspekt darf dabei nicht außer Acht gelassen werden: Die Chruščevka war 1954 noch nicht vorhanden. Weder hatte man sich bereits auf die typische niedrige Bauweise von vier bis fünf Stockwerken geeinigt, noch gab es eine klare Vorstellung dessen, was später die Mikrorajoni werden sollten.[62] Dies alles ergab sich erst nach der Reform der Akademie für Architektur und der sie politisch flankierenden Maßnahmen. Auf der Allunionskonferenz in Moskau stieß Chruščev eine innere Reform der Akademie an. Es handelte sich um keine verwaltungstechnische Intervention, auch um keine rein politische, sondern in erster Linie um eine persönliche. Chruščev wusste, wie aus seiner Rede hervorgeht, dass Mordvinov ein Architekt war, der mit neuen Bautechniken vertraut und selbst einmal ein Pionier des Konstruktivismus war.

Verständlich wird Chruščevs Vorgehen angesichts der Probleme, vor denen die Sowjetunion 1954 stand: Die Machtfrage nach Stalins Tod war immer noch nicht abschließend geklärt; das Land litt immer noch unter den Folgen von Terror und Krieg; die Entstalinisierung hatte noch nicht begonnen. Eine Reform der Bauwirtschaft versprach zumindest eine Lösung für eines dieser Probleme. Zunächst verlief alles über die institutionelle Ebene: Im Oktober 1954 wurde der schon erwähnte Beschluss des Ministerrats und des ZKs über eine bevorzugte Verwendung von Stahlbeton im Wohnungsbau erlassen. Einige Wochen vor der Allunionskonferenz kam das Kollegium des Ministeriums für Städtebau in Moskau zusammen. Dort berichteten die einzelnen Abteilungen über Probleme und Fortschritte bei der Planerfüllung. Man besprach in dieser Sitzung auch die Fortschritte bei der Projektierung neuer Betonfabriken in der Ukraine, wobei sich der Hinweis findet, dass das Ministerium darüber nichts wisse. Die Kollegen aus dem Ministerium in Kiew hatten nur mitgeteilt, dass man momentan kein Papier hätte, um die Pläne anzufertigen;[63] ein Beleg dafür, dass das, was der Ministerrat in Moskau beschloss, nicht unbedingt dasselbe war wie das, was im Land umgesetzt wurde. In derselben Sitzung sprach ein anderes Mitglied des Kollegiums über einen Mangel an inerten Materialien[64] für Maschinen der Betonindustrie. Als Lösungsvorschlag verwies der Bürokrat auf eine Entscheidung des Ministerrats, dass das Ministerium für Baustoffe diese Materialien liefern

62 Bei den Mikrorajoni handelte es sich um die typische Anordnung der Wohngebäude in einem Wohngebiet, die auch eine spezifische Anordnung der Grünanlagen, Fußgängerwege und öffentlicher Einrichtungen umfasste. Das Konzept kam in der Sowjetunion erstmals in den 1930er-Jahren auf, wurde aber erst im Rahmen des Wohnungsbauprogramms der 50er-Jahre zu einem Standard erhoben, der die Stadtgestaltung in der gesamten Sowjetunion prägte. Vgl. Richard Anderson, *Russia. Modern Architectures in history* (London 2015), 198f.

63 RGAE f. 8216 op. 1 d. 1 l. 155.

64 Dies sind chemisch träge Materialien, die nur unter bestimmten Bedingungen eine Reaktion eingehen.

müsse. Damit war das Thema in der Sitzung beendet, aber es scheint fraglich, dass allein das Aussprechen eines Ministerratsbeschlusses in einer Sitzung bereits für dessen Umsetzung sorgte.[65] Die Bürokraten in den Ministerien lebten in einer Welt der Verordnungen und Gesetze, die sich nur sehr bedingt in der Realität widerspiegelte. Die Architekten in der Akademie lebten in einer akademischen Parallelwelt aus wissenschaftlicher Selbstreferenz und dem Nimbus des wahren Poeten der sozialistischen Realität.[66]

Welche Optionen standen Chruščev also zur Verfügung, um unter diesen Bedingungen den Wohnungsbau zu beschleunigen oder gar zu reformieren? Das ZK hätte in stalinistischer Manier neue Produktionsschlachten ausrufen – oder die triste Realität des sowjetischen Wohnungsbaus mit Prestigeprojekten wie dem Palast der Sowjets überstrahlen können. Der klassisch stalinistische Weg wäre auch gewesen, unter den Mitgliedern des Ministeriums und der Akademie tatsächlich eine »Säuberung« durchzuführen und die entscheidenden Akteure zu ersetzen. Jede dieser Optionen stellt eine klassische sowjetische Lösungsstrategie für Probleme dar, welche unter Stalin nicht unüblich war. Und doch wurde keine von ihnen gewählt. Stattdessen wurde die bestehende wissenschaftliche Institution reformiert. Aus der Akademie für Architektur wurde die »Akademie für Bauwesen und Architektur« – und die Reform wurde von denselben Personen umgesetzt, die schon vor Chruščevs Rede an der Spitze der Akademie standen. Der von Chruščev gescholtene Mordvinov wusste nach der Konferenz, dass seine Zukunft von seinem Erfolg bei dieser Aufgabe abhing.

Doch worum ging es bei der Reform? Wie schon erwähnt, ist es falsch, schon 1954 von einer irgendwie gearteten Vorstellung von der Chruščevka auszugehen. Eine gefestigte Vorstellung davon, wie in Zukunft gebaut werden sollte, gab es noch nicht und darum ging es auch nicht. Chruščev kritisierte Mordvinov so deutlich, um ihn und die Architekten der »alten Garde« unter Druck zu setzen und gefügig zu machen. Aus Chruščevs Rede lassen sich drei zentrale Forderungen destillieren. Zum einen sollte mit der alten Art zu bauen Schluss gemacht werden – keine Verzierungen mehr und keine Monumentalbauten. Zweitens sollten die Architekten ihre professionelle Subjektivität ändern. Der Architekt sollte kein Künstler mehr sein; er war jetzt ein Baumeister. Drittens sollte der Architekt Beton benutzen. Er sollte Pläne für Betonplatten entwerfen, Techniken für den Betonguss erforschen und vor

---

65 RGAE f. 8216 op. 1 d. 1 l. 156. Die Lücke zwischen den Entscheidungen der Zentrale in Moskau und den tatsächlichen Möglichkeiten im Land, diese auch umzusetzen, beschreibt am Beispiel der Verfügbarkeit bestimmter Materialien Heather D. Dehaan, *Stalinist City Planning. Professionals, Performance, and Power* (Toronto/Buffalo/London 2013), 41.

66 Dies zeigte sich besonders eindrücklich an dem Reisebericht einer Gruppe von DDR-Architekten und -Politikern, die 1950 zu Gesprächen mit sowjetischen Architekten in die Sowjetunion reisten, aber auch an den Vorwürfen, die auf der Konferenz der Baufachleute 1954 konkret aus dem Lager Chruščevs heraus erhoben wurden. Vgl Anmerkung 57.

allem den Stahlbeton zum Ausgangspunkt seiner Überlegungen und Pläne werden lassen. In der Allunionskonferenz zeigt sich der initiale Gedanke Chruščevs, die Reform des Wohnungsbaus an einem Baustoff entlang auszurichten. Nur so erklärt es sich, dass ausgerechnet die Akademie für Architektur zum ersten Baustein der Reform wurde. Fortschritt im Bereich des Bauwesens erforderte aus Chruščevs Perspektive Vereinheitlichung und Innovation. Um aus dem Nischenprodukt Betonplatte innerhalb kürzester Zeit einen Leitstern zu formen, brauchte es neben Plänen und neuen Betonfabriken einen neuen Typ Mensch. Er sollte kein Künstlerarchitekt sein und kein Bürokrat, sondern ein »Betonmensch«, so meine These. Beton gilt gemeinhin als ein Baustoff, der unflexibel und fest ist. Im Russischen steht die Bezeichnung »Železobetonnyj« seit der Einführung der Betonplattenbauweise für einen Menschen, der seine Meinung nicht ändert und stur auf seiner Meinung beharrt, ähnlich zu dem deutschen Ausdruck »Betonkopf«. Doch diese Bedeutung erfasst den Betonmenschen nicht, da der Beton nicht als eine Metapher für die Einstellung eines Menschen oder einer Gruppe von Menschen fungiert. Vielmehr möchte ich damit die konkreten Auswirkungen zusammenfassen, die die Einführung von Beton als präferiertes Baumaterial in der Sowjetunion auf die Mitglieder der Akademie für Architektur hatte. Die Bezeichnung »Betonmensch« steht somit für die Anpassung der Künstler, Architekten und Ingenieure an die neuen politischen Anforderungen an die Akademie, die eng mit dem Material Beton verknüpft waren.[67]

---

67 Theoretisch können diese Anpassungen der Akteure in der Kulturtheorie von Vladimir Paperny verortet werden. Paperny stellt die These auf, dass die Entwicklung der Architektur in Russland von einem Dualismus zwischen zwei Kulturen abhänge. So gebe es zwei Kulturen, Kultur I und Kultur II, die sich historisch in Russland abwechseln und dabei jeweils unterschiedliche Dispositive mit sich führen. Während die Architektur in Kultur I das Egalitäre betont und dementsprechend versucht, Hierarchien abzubauen, errichtet Kultur II immer neue Hierarchien und strukturiert Gebäude in dieser Art und Weise. Da sich beide Kulturen mitunter schnell abwechseln können, wie Paperny am Beispiel des Wechsels vom sowjetischen Konstruktivismus zum stalinistischen Neoklassizismus zeigt, Bauprojekte aber häufig über einen langen Zeitraum geplant und in einem noch längeren Zeitraum errichtet werden, überschneiden sich beide Kulturen häufig. Das Ende der stalinistischen Kultur II zeichnete sich in den 50er-Jahren ab, wie Paperny am Beispiel des Weltfestivals der Jugend und der Studenten von 1957 in Moskau verdeutlicht. Vgl. Vladmir Paperny, *Architecture in the Age of Stalin. Culture Two* (Cambridge 2002), 64, 66f, 70. Was Paperny allerdings nur sehr eingeschränkt zeigen kann, sind die institutionelle Anpassung und die Veränderungen der Akteure, die im Zuge des Kulturwechsels auftreten. Diese Lücke möchte diese Arbeit mit dem Begriff des »Betonmenschen« schließen, indem gezeigt wird, wie in der Leitungs- und Mitgliederebene dieser Wechsel der Kulturen abläuft, unter welchen Bedingungen Anpassung möglich ist und unter welchen nicht. Der Betonmensch ist dabei ein Idealtyp, an dem sich die Veränderungen im Zuge des sowjetischen Wohnungsbauprogramms der 50er-Jahre ablesen lassen.

Betonmenschen

1943 kehrte der junge Juri Dychovičnyj aus der Evakuierung zurück nach Moskau. Die Stadt war wieder sicher geworden, die Kriegslage hatte sich verbessert. Mit der Rückkehr der Menschen kehrte auch das Leben in die Stadt zurück, und damit auch die Fragen der Zukunft. Für den jungen Dychovičnyj war die wichtigste von ihnen, welches Studienfach er wählen sollte. Zwei Fachrichtungen zog er in die nähere Auswahl: Architektur und Bauingenieurswesen. Er entschied sich für den Beruf des Bauingenieurs. In seiner Biografie beschrieb Dychovičnyj 2007 die Wahl seines Studiums und damit seines Berufes in seiner Autobiografie als seine Lebensentscheidung. Er war der Überzeugung, dass er mit dem Fach Bauingenieurswesen die bessere Wahl getroffen habe.[68] Das lag mit Sicherheit auch an der großen Wende, welche die Allunionskonferenz in den 1950ern für das Bauwesen bringen sollte. Die Architekten verloren ihren Nimbus als Künstler; die Ingenieure genossen in der Sowjetunion ohnehin den Ruf, Wissenschaft und Praxis miteinander zu vereinigen.[69] Man könnte nun annehmen, die neuen Betonmenschen seien einfach nur die Bauingenieure gewesen, die nun so bauen konnten, wie sie es ohnehin schon immer gewollt hätten. Doch auch die Ingenieure schwebten nicht im luftleeren Raum: Auch sie waren in die Logik des sowjetischen Bauwesens eingebunden und auch sie hatten etwas zu verlieren. Dychovičnyj beendete sein Studium nach dem Krieg und promovierte sich einige Jahre später. Im Jahr 1953 begann er seine Studien zum Hochhausbau in Moskau und beendete sie kurz vor der Allunionskonferenz. Nach der Konferenz war klar, dass es in der Sowjetunion keine der noch von Stalin favorisierten Hochhausneubauten mehr geben würde – zu eindringlich war Chruščevs Kritik am Neubau des Hotel »Ukraine« gewesen.[70] Wie Dychovičnyj selbst schrieb, war seine Forschung plötzlich nicht mehr aktuell. Zwar reichte es für einen akademischen Titel, aber sein Spezialgebiet, der Bau von Hochhäusern, hatte sich innerhalb weniger Tage in Luft aufgelöst.[71]

Wie Dychovičnyjs Erfahrung zeigt, wäre es vorschnell, die Gruppe der Ingenieure automatisch als Profiteure des Umbaus der Akademie für Architektur und des Wohnungsbauprogramms zu sehen. Zunächst bedeutete die Umstellung auf den seriellen Plattenbau eine enorme Entwertung von Fachwissen und Qualifikationen. Wie sollte er also sein, der neue Betonmensch?

---

68 Ju. A. Dychovičnyi, *Moia zhizn i inzhenernoe iskusstvo. Zapiski inzhenerna-konstruktora* (Moskau 2007), 12f.

69 Vgl. Alexei B. Kojevnikov, *Stalin's Great Science. The Times and Adventures of Soviet Physicsts* (London 2004), 39f.

70 Vgl. »Allunionskonferenz«.

71 Dychovičnyj, 22f.

Seinen Ursprung sollte er in der Akademie für Architektur nehmen. Was innerhalb von ihr genau umgebaut werden sollte, konnte das Präsidium der Akademie auch nach der Allunionskonferenz noch nicht genau beantworten. In der ersten Sitzung nach der für die Akademie alles andere als schmeichelhaften Konferenz im Kreml versuchte der Vorsitzende Mordvinov die Wogen zu glätten, sprach allgemein von »Kritik«, die geäußert worden war und dass man diese für den Arbeitsplan des Jahres 1955 berücksichtigen werde. Ansonsten widmete sich das Präsidium auch anderen Themen wie dem wissenschaftlichen Nachwuchs, als hätte sich die Situation seit der Allunionskonferenz nicht sonderlich verändert.[72] Die Institution versuchte, die von Chruščev angesprochenen Probleme mit den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln zu lösen, sie also in einen Arbeitsplan zu integrieren, ohne dabei die eigentliche Struktur der Akademie zu verändern. Noch am 16. Dezember legte Mordvinov den veränderten Plan für 1955 dem Präsidium vor. Doch dazu sollte es nicht kommen. Es ist nicht ganz klar, was in den ersten drei Wochen nach der Allunionskonferenz passierte. Sicher ist aber, dass es sich auf der höchsten Ebene abspielte und dass Chruščev aus einer möglichen Auseinandersetzung als Sieger hervorging. Nichts von den Vorgängen dieser drei ersten Wochen ist in den Akten vermerkt und auch kaum etwas in der Literatur. Etwas kryptisch heißt es dort nur, über die Allunionskonferenz sei erst nach drei Wochen in den Zeitungen berichtet worden.[73] Das kann ein Hinweis auf Unstimmigkeiten über den von Chruščev eingeschlagenen Kurs im Politbüro sein oder auf die Trägheit der sowjetischen Presse insgesamt. Doch die Vorgänge im Präsidium der Akademie nach der Konferenz stützen die Vermutung, dass es im Politbüro Unstimmigkeiten über Chruščevs Vorstoß gegeben habe. Noch am 22. Dezember beriet das Präsidium in kleiner Runde den Bericht für das Jahr 1954.[74]

Doch in den Sitzungen vom 30. und 31. Dezember wurde das Präsidium von den Ereignissen auf der Allunionkonferenz eingeholt. Statt der üblichen 20 bis 30 Personen drängten sich 150 im Protokoll als »Bauaktivisten« bezeichnete Personen im Sitzungsaal des Präsidiums. Unter ihnen der, so beschreiben es die Quellen, »Aktivist« Chruščev selbst,[75] begleitet von zahlreichen Mitarbeitern der Akademie aus

72 RGAE f. 293 op. 5 d. 551 l. 261.

73 Christine Hannemann, *DIE PLATTE. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR* (Braunschweig/Wiesbaden 1996), 57.

74 RGAE f. 293 op. 5 d. 551 l. 290.

75 Dass hier in den Quellen von dem Wort »Aktivist« die Rede ist, verweist auf eine neue Art der egalitären Kommunikation. Die Anwesenheit des Generalsekretärs wird nicht besonders hervorgehoben, sondern er wird unabhängig vom Rang als Gleicher unter Gleichen geführt. Dies verweist zum einen auf die neuen Prinzipien der kollektiven Führung, die nach Stalins Tod etabliert wurden, zum anderen aber auch auf den Kulturwandel allgemein, der sich von der Hierarchisierung hin zur Egalität veränderte.

den unteren Rängen und den ZK-, MK-, Gosplan- und Ministerrats-Verantwortlichen für das Bauwesen. Für die zweitätige Sitzung war nur ein einziger Tagesordnungspunkt angegeben: Die Erklärung des Präsidenten der Akademie für Architektur A. G. Mordvinov »über die Maßnahmen der Akademie für Architektur UdSSR aus dem Ergebnis der Allunionssitzung der Bauleute und Architekten.«[76] Eine Interpretation dieses Ereignisses ist, dass hier die Sieger einer Auseinandersetzung hinter den Kulissen in die Manege einzogen und ihren Sieg feierten. Interessant ist auch, dass Generalsekretär Chruščev – das faktische Oberhaupt der Sowjetunion – selbst nicht namentlich im Protokoll genannt wird. Wir wissen nicht, wer die »Mitarbeiter aus den Sektoren« der Akademie waren, die ihn begleiteten, aber sie nahmen einen wichtigen Platz in einer Choreografie ein, welche nahtlos an die Allunionskonferenz anknüpfte. Die einfachen Mitarbeiter zogen gemeinsam mit der Partei und den staatlichen Vertretern vor das Präsidium der Akademie und forderten eine Kursänderung ein. Chruščev beherrschte auch nach zwei Jahrzehnten im innersten Zirkel der Macht noch die Winkelzüge des jungen Komsomolzen, der einst selbst die Akademie für Industrie aufmischte.[77] Jedoch war der Chruščev kurz vor Neujahr 1954 ein anderer als der junge Aktivist im Jahr 1929. 1954 wurden keine rechten Abweichlerzellen an der Akademie für Architektur ausgehoben und verfolgt. Mordvinov musste nicht einmal persönliche Fehler eingestehen, sondern konnte allgemein über Probleme der Institution und ihre geplante Lösung referieren. Wichtig war vor allem, dass die genannte Lösung auf die »Anwendung von montierbare[m] Stahlbeton im Bauwesen«[78] hinauslief (was sie tat). Mordvinov wurde kein Opfer einer Säuberung, er wandelte sich selbst zu einem Betonmenschen. Dass dem Willen der politischen Führung Genüge getan wurde, zeigte die nächste Sitzung des Präsidiums eine Woche später. Auf ihr konnte die Akademie ihre Umgestaltung ohne die wachsamen Augen des Generalsekretärs und der Aktivisten planen.[79]

Chruščev hatte den Kampf um die Akademie gewonnen. Der Wandel im Bauwesen war angestoßen und das größte Wohnungsbauprogramm in der Geschichte der Menschheit hatte begonnen. Allerdings hatte Chruščev durch seine zweifache Intervention keine ihm völlig willenlos ausgelieferte Institution geschaffen. Es fand gerade *keine* Säuberung im klassischen Sinne statt. Vielmehr begann ein Prozess der Umwertung und Prioritätenverschiebung. Aufgrund der früheren spezifischen Sonderstellung, die Architekten unter Stalin innegehabt hatten, war der angestoßene Wandel jedoch massiv und einschneidend. Aber die meisten Architekten konnten

---

76 Ebd. l. 307.

77 William Taubman, *Khrushev. The Man. His Era* (New York 2003), 79f.

78 RGAE f. 293 op. 5 d. 551 l. 308.

79 RGAE f. 293 op. 1 d. 556 l. 1.

unter den neuen Vorzeichen weiterbauen. Sie verloren Prestige, nicht jedoch ihre Arbeit.[80]

Der neue Betonmensch wurde jedoch nicht nur durch die Tatsache charakterisiert, dass er sich dem Primat des neuen Baumaterials Beton unterwarf. Die Umstrukturierung der Akademie für Architektur spiegelte diejenigen Vorgaben wider, die in ein paar Jahren die Chruščevka-Bauten aufweisen sollten: Beton als bevorzugtes Material, maximal vier bis fünf Stockwerke, um Kosten beim Bau zu sparen[81] und eine möglichst günstige Bauweise.[82] Knapp drei Wochen nach der Allunionskonferenz, im Dezember 1954, fand wieder eine Sitzung des Ministeriums für Städtebau statt. Auf dieser Sitzung wurde über die Verteilung von neuen Aufgaben für die Akademie für Architektur und andere Forschungsinstitute gesprochen. Der zuständige Abteilungsleiter erklärte, dass er es ablehne, einen thematischen Plan zu entwerfen und schlug stattdessen vor, die Aufgaben direkt den einzelnen Instituten zuzuordnen. Schließlich fragte er rhetorisch: »Was ist ein Plan? Ein Plan, das sind Menschen, das ist eine Organisation.«[83]

Diese Aussage traf auf heftigen Widerspruch des Sitzungsvorsitzenden, der nach einem deutlichen »Hier liegen Sie falsch«[84] dekretierte, dass die passenden Institute erst nach Erstellung des thematischen Plans involviert werden sollten. In diesem Beispiel treffen zwei Vorstellungen von ministerialer Leitung aufeinander: Ob die Zukunft abstrakt in Aufgaben gedacht wird, die zu lösen sind, oder konkret in Personen, die sie lösen können. Der Vorsitzende, immerhin auch im Präsidium der Akademie und Minister für Städtebau, vertrat in diesem Fall die abstrakte Lösung. Die Frage, wie die Akademie für Architektur zu reformieren sei, stellte für die Akteure weitaus mehr dar als nur einen Verwaltungsakt. Durch die Umstellung der Bauplanung und Bauausführung auf den Plattenbau war offen, ob es auch eine personelle Umstrukturierung geben würde.

Während Mordvinov Ende Dezember versuchte, seine Akademie durch eine Anpassung des Forschungsplans für 1955 zu retten, war man im Zentralkomitee dabei, Tatsachen zu schaffen. Drei Unterkommissionen wurden gegründet, um die Reform der wissenschaftlichen Einrichtungen im Bauwesen durchzuführen. In dem Umstand, dass Politbüro, Ministerrat oder andere Institutionen in den Akten vom Dezember 1954 keine Rolle spielten, zeigte sich Chruščevs persönliche Machtbasis. Eine Woche, bevor Chruščev und andere Aktivisten die Präsidiumssitzung der Akademie zum Schauplatz ihres Sieges machen sollten, traf sich eine kleine Kommis-

80 Vgl. S. O. Khan-Magomedov, *Georgij Vegman* (Moskau 2009), 166f; S. O. Khan-Magomedov, *Mikhail Barshch* (Moskau 2009), 178ff.

81 RGAE f. 293 op. 1 d. 556 l. 79.

82 Ebd. l. 117.

83 RGAE f. 8216 op. 1 d. 1 l. 205.

84 Ebd.

sion im Gebäude des Zentralkomitees, um Entscheidungen zu treffen. In der Kommission war die vorherrschende Meinung, dass man die Akademie für Architektur vollends zerschlagen und die Rumpfinstitute direkt den Ministerien unterordnen solle. Ziel sollte eine bessere Koordinierung der wissenschaftlichen Arbeit sein.[85] Dass es nicht zur Zerschlagung der Akademie und auch nicht zu einer kompletten Neugründung kam, hatte zwei Gründe. Zum einen scheint Mordvinov auf der Präsidiumssitzung unter Chruščevs Ägide eine überzeugende Bekehrung zum Betonmenschen präsentiert zu haben. Im darauffolgenden Februar legte er der Kommission im ZK einen Plan für eine reformierte Akademie vor und im März rettete er geschickt die Bezeichnung »Architektur« in die reformierte »Akademie für Bauwesen und Architektur«, indem er der Kommission darlegte, dass sie selbst in ihren Schriftstücken diese Bezeichnung häufig verwendet habe und sich nun doch alle schon daran gewöhnt hätten.[86] Noch entscheidender als die Namenswahl war der Umstand, dass die Akademie nicht zerschlagen wurde, insbesondere weil man qualifizierten Nachwuchs auf den Baustellen benötigte: »Die breite Entwicklung von verstärktem Stahlbeton fordert die Ausbildung einer großen Anzahl von Spezialisten von mittleren Ingenieuren und Unternehmen der Bauindustrie.«[87]

Die Akademie wurde gebraucht, um neue Betonmenschen für den Bau der Chruščevka auszubilden, ihre Lehrbücher zu schreiben und sie zu neuen Wissenschaftlern heranzuziehen. Sie wurde mit dem klaren Ziel reformiert, sowohl das Wissen als auch das Personal für das kommende Wohnungsbauprogramm zu stellen. Ihre Reform war der erste Schritt, der zu Millionen von neuen Wohnungen aus Betonplatten führte. Dieser Prozess erfolgte nicht zufällig, sondern intendiert und planvoll, betrieben von Chruščev sowie denjenigen Mitgliedern der Akademie, die den Beton wollten. Im Endeffekt sollte die reformierte Akademie für Architektur und Bauwesen wesentlich wichtiger sein als ihre Vorgängerin. Sie umfasste mehr Institute und mehr Personal. Im Jahr 1957, zwei Jahre nach der Allunionskonferenz und ein Jahr nach Abschluss der Akademiereform, hatte die Akademie 145 Mitglieder, davon waren 28 Vollmitglieder und die restlichen Kandidaten.

Wie in Abbildung 1[88] ersichtlich ist, stellten im Jahr 1957 die im Gebiet der Architektur tätigen Mitglieder der Akademie den größten Anteil, auch wenn die Bereiche Konstruktion und Technologie zusammen personell wesentlich besser ausgestattet waren als noch 1954.[89] Auffällig ist, dass die Abteilung für Baumaterialien

85 RGAE f. 359 op. 1 d. 1391 l. 256f.

86 RGAE f. 359 op. 1 d. 1391 l. 282, 304.

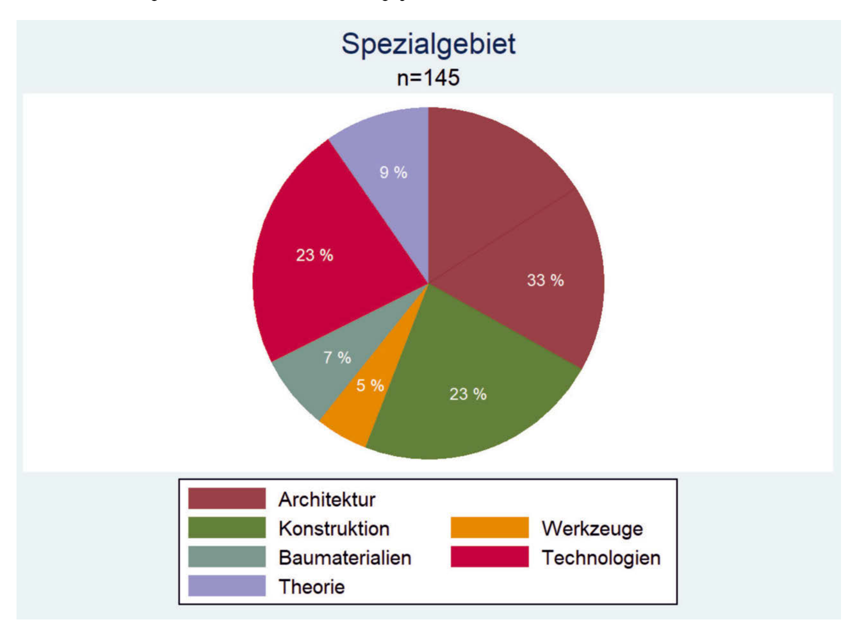
87 RGAE f. 359 op. 1 d. 1391 l. 262.

88 Daten entnommen aus RGAEf. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff. Die Berechnung wurde mit STATA durchgeführt.

89 RGAE f. 293 op. 1 d. 550 l. 398.

relativ klein blieb. Das Durchschnittsalter der Mitglieder der Akademie für Architektur und Bauwesen lag 1957 bei 55 Jahren, das Medianalter bei 54 Jahren.[90] Wir können also davon ausgehen, dass zumindest die Hälfte der Mitglieder nach 1903 geboren wurde. Sie waren also in der Sowjetunion aufgewachsen und sozialisiert worden, hatten dort ihre Bildung erworben und ihre Karriere gemacht.

Abb. 1: Verteilung der Spezialgebiete der im Gebiet der Architektur tätigen Mitglieder der Akademie im Jahr 1957. Eigene Berechnung, basierend auf RGAE f. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff. Die Berechnung wurde mit STATA durchgeführt.



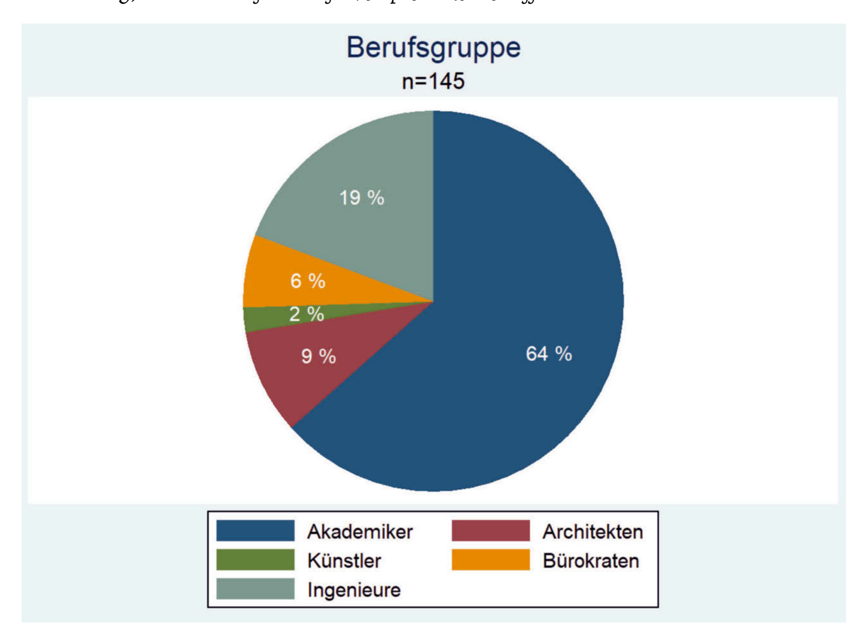
Mit dem Aufstieg der Bolschewiki gewann der Beruf des Ingenieurs an Relevanz und Prestige.[91] Wie in dieser Arbeit gezeigt, galt das lange aber nur sehr eingeschränkt für den Bau von Häusern. Hier blieb der Anspruch des Künstler-Architekten sehr dominant. Die Akademie für Bauwesen und Architektur sollte nach der Reform mehr wissenschaftliche Leistung erbringen, aber auch Baupraxis und Forschung besser koordinieren. Dass dieser Anspruch tatsächlich umgesetzt wurde,

90 RGAE f. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff. Eigene Berechnung.

91 Vgl. Paul R. Josephson, *Physics and Politics in Revolutionary Russia* (Berkeley 1991), 45.

lässt sich der Abbildung 2 entnehmen. Zwar dominierten die Akademiker[92] zahlenmäßig, aber der hohe Anteil an Ingenieuren, Bürokraten und Architekten unter den Mitgliedern deutet darauf hin, dass sich der Anspruch des gegenseitigen Austausches auch personell niederschlug. Schließlich geben die Daten in Abbildung 3 einigen Aufschluss darüber, wo das wissenschaftliche Zentrum des Bauwesens beheimatet war. Von den 145 Mitgliedern der Akademie stammten lediglich 25 nicht aus der russischen Sowjetrepublik (RSFSR). Es scheint der Anspruch bestanden zu haben, aus jeder der Unionsrepubliken einen Vertreter in die Akademie zu berufen. Auffällig ist die zahlenmäßige Unterrepräsentation von Mitgliedern aus der Ukraine – kein einziges Mitglied arbeitete dort.[93]

Abb. 2: Verteilung der Berufsgruppen in der Akademie für Bauwesen und Architektur. Eigene Berechnung, basierend auf RGAE f. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff.



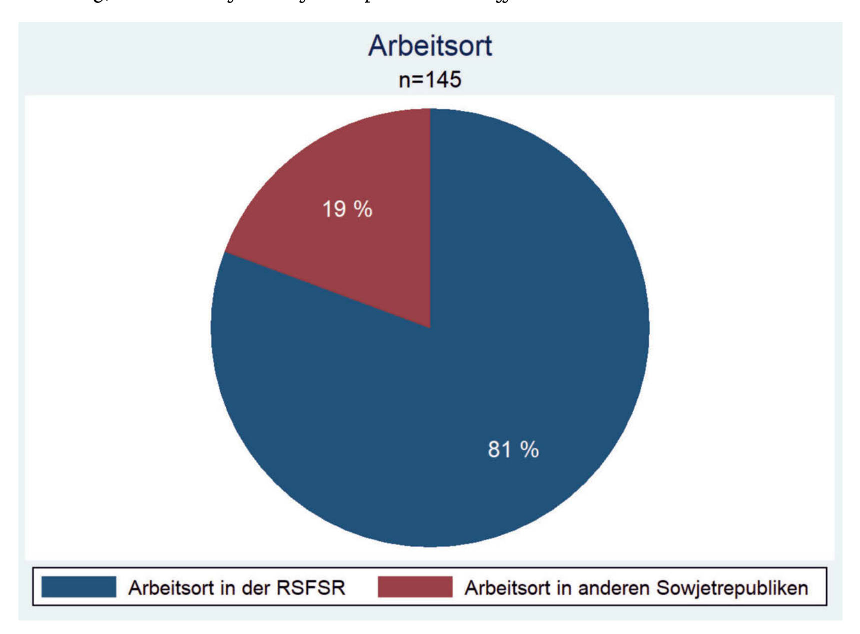
Im Jahr 1957 arbeitete der Betonmensch also mit hoher Wahrscheinlichkeit in der russischen Sowjetrepublik und war statistisch gesehen ein in der Baupraxis ste-

92 Als Akademiker wurden alle diejenigen Mitglieder gezählt, deren Arbeitsumfeld ausschließlich in Hochschulen lag. Titel wie *kandidat nauk* oder *doktor nauk* besaßen fast alle Mitglieder der Akademie.

93 Erhoben wurde der Arbeitsort, nicht die ethnische Herkunft.

hender Akademiker in seinen 50ern. Einer dieser Männer war der 1904 geborene Ingenieur Vitalij Lagutenko, seit 1956 Mitglied der Akademie für Bauwesen und Architektur und Leiter der ersten Meisterwerkstatt von Mosproekt. Er entwarf 1958 den Plattenbau K-7, der die Blaupause für die Chruščevka werden sollte.[94]

Abb. 3: Arbeitsorte der Mitglieder der Akademie für Bauwesen und Architektur. Eigene Berechnung, basierend auf RGAE f. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff.



Beton

Beton ist formbar und leicht herzustellen. Man kann bei der Betonherstellung dem Beton Gase hinzufügen und produziert auf diese Weise Gasbeton, der gut Wärme isoliert, aber nicht besonders schalldicht ist. Man kann aus Beton riesige Staudämme und Fernsehtürme bauen oder leichte und billige Häuser. Wenn Historiker auf den Wohnungsbau in der Sowjetunion blicken, dann sprechen sie oft vom Macht-

94 Vgl. Filipp Mojzer, Dimitrij Zadorin, *K tipologii sovetskogo tipovogo domostroeniia. Industrial'noe zhilishchnoe stroitel'stvo v SSSR* (Berlin 2018), 167.

kampf Chruščevs im Politbüro,[95] sehen eine neue Sozialpolitik im Kommen[96] oder eine Revolution im Eigentumsrecht.[97] Und sie haben insofern recht, dass das Wohnungsbauprogramm Chruščev im innerparteilichen Machtkampf half und sich ausgezeichnet als soziale Reform beschreiben lässt. Doch greifen diese Beschreibungen gerade für die frühe Phase des Programms ins Leere, weil sie die performative Wirkung des Materials Beton nicht erklären können. Der Historiker Timothy Colton verwendete den Begriff der »Concrete Frontier«, um das, was in Moskau nach Stalins Tod ins Rollen kam, zu beschreiben.[98] Diese Beschreibung ist treffend, da sich die gesamte Reform um diesen Baustoff drehte: Die Verwendung von Beton und insbesondere Betonplatten, wurde zum bestimmenden Faktor der gesamten Reform. Mordvinov musste sich zu ihrer Anwendung bekennen, um im Amt zu bleiben. Jungen, mit der Anwendung erprobten Ingenieure und Architekten wie Lagutenko wurden die Tore der Akademie für Bauwesen und Architektur geöffnet.

Man kann Häuser aus verschiedenen Baustoffen errichten. Man kann Holz, Ziegel und sogar Stahlwerksschlacke für Wände und Decken verwenden. Die Chruščevka aber sollte vom Fundament bis zum Dach aus Beton sein. Dies war das erklärte politische Ziel, das sich schon in den ersten Gebäudeentwürfen dieses Typs zeigte und in immer größerem Umfang umgesetzt wurde.[99] Unabhängig davon, ob mit dem Wohnungsbau auch sozialpolitische Ziele oder Machtgewinne durch eine zufriedenere Bevölkerung erreicht werden sollten, spielte der Beton eine Rolle, die über die eines Baustoffes weit hinausging. Der Beton legte den Blick auf eine Regierungspraxis frei, die das Land tiefgreifend verändern sollte. Das Ziel war stets die Überwindung der anfangs erwähnten Wohnungskrise. Der erste Schritt dieser Veränderung war der Umbau der wissenschaftlichen Institutionen nach der Intervention Chruščevs auf der Allunionskonferenz 1954. Diese Veränderung brachte frische Kader in die Akademie und legte die Forschung eindeutig auf den Betonplattenbau fest.

Doch damit war die Genese des Betonmenschen noch nicht abgeschlossen. Im Mai 1957 legte ein neues Gesetz über die »Vervollkommnung der Leitung in der Industrie und des Bauwesens« den Grundstein für die Veränderung der Produktion, die zum zweiten Pfeiler der Wohnungsbaureform werden sollte.[100] Das Gesetz, das

---

95 Vgl. Monica Rüthers, *Moskau bauen von Lenin bis Chruščev. Öffentliche Räume zwischen Utopie, Terror und Alltag* (Wien 2007), 223.

96 Vgl. Natalya Slopova, *La Préfabrication en URSS: Concept technique et dispositifs Architecturaux* (Unveröffentlichte Dissertation 2001), 125.

97 Vgl. Smith, 151ff.

98 Vgl. Timothy J. Colton, *Moscow. Governing the Socialist Metropolis* (Cambridge 1995), 367.

99 Vgl. Mojzer, Zadorin, 167ff.

100 PA AA, M1 A 352, fol. 11. Seltsamerweise findet sich zu diesem Gesetz nichts in der Literatur, obwohl es explizit die Bauwirtschaft im Titel trägt. Vgl. Smith 100ff., Tomas Bon, *Miniskij fenomen. Gorodskoe planirovanie i urbannizatziia v Sovetskom Soiuze posle Vtoroj mirovoj vojny* (Moskau

vom Obersten Sowjet verabschiedet wurde, zieht eine direkte Verbindung zur Reform der Akademie und kündigt an, diese auf der Produktionsebene fortzuführen:

»[D]ie Leitung muss der Produktion, den Betrieben und Bauvorhaben näher gebracht, muss konkreter und operativer gestaltet werden.«[101]

Nach der Industrialisierung der Sowjetunion und der Ausbildung neuer Kader folgte eine Änderung der Bauorganisation. Was sich zunächst nach einer sehr begrenzten Reform anhören mag, war tatsächlich eine Verschiebung der Baudurchführung weg von den einzelnen zentralen Ministerien hin zu den Wirtschaftsverwaltungsbezirken.[102] Das bedeutete zunächst eine Dezentralisierung im großen Stil, da die Entscheidungen zu einem Großteil vom Zentrum in die Regionen verlagert wurden. Diese Reform hatte zwei Stoßrichtungen. Die Dezentralisierung sollte die Reibungsverluste durch eine zu große Aufsplitterung der Kompetenzen minimieren. Erleichtert wurde dies, da gerade die Bauindustrie auf lokale Fabrikate und Rohstoffe angewiesen war, bei denen sich der koordinierende Einfluss der Zentralbehörden als ineffizient erwiesen hatte. Es handelte sich jedoch auch um eine politische Reform, da sie die Moskauer Ministerien als Machtbasis schwächte und die Kader in der Peripherie aufwertete. In der Forschungsliteratur tauchen im Kontext der Einführung der Volkswirtschaftsräte nicht nur keinerlei Querverweise zur Wohnungsbaureform auf, es wird auch tendenziell eher ein Scheitern der Reform attestiert. Sie sei zu sehr von den politischen Motiven Chruščevs getrieben gewesen, um wirklich effizient zu sein.[103] Zieht man jedoch eine Verbindung zur Wohnungsbaureform, ergibt sich ein anderes Bild. Das Jahr 1957 war nicht nur das finale Jahr des Machtkampfs im Politbüro, es war auch der Startpunkt für die großangelegte Umsetzung des Wohnungsbauprogramms. Und die Einführung der Volkswirtschaftsräte scheint auf dieses keinen negativen Einfluss gehabt zu haben. Im Gegenteil stieg der Umfang an jährlich neu gebauter Wohnfläche von 1957 bis 1959 um 20 Millionen Quadratmeter (38 %) an. Ob der Start des Wohnungsbauprogramms ein Grund für die Einführung der Volkswirtschaftsräte war, kann an dieser Stelle noch nicht geklärt werden. Aber Beton als Baumaterial war besonders geeignet für eine Wirtschaftsreform, welche die vertikale Verbindung zum Zentrum kappte und die Verantwortung in lokale Hände legte. Denn anders

2013), 57. Zentral für diese Autoren ist ein Beschluss des Ministerrats vom Oktober 1957 bzw. ein ZK-Beschluss vom Juni desselben Jahres.

101 PA AA, M1 A 352, fol. 12f. Die Groß- und Kleinschreibung wurde in dem Zitat angepasst.

102 Die Wirtschaftsverwaltungsbezirke wurden durch die Ministerräte der Unionsrepubliken gebildet und waren diesen unterstellt. Dementsprechend kann hier tatsächlich von einer Kompetenzverlagerung aus Moskau direkt in die Unionsrepubliken gesprochen werden. Ebd. fol. 15.

103 Vgl. Manfred Hildermeier, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates* (München 1998), 802; vgl. Taubman, 303f.

als bei stark arbeitsteiligen Industrien wie der Elektronik- oder Chemieindustrie, die auf eine zentrale Lenkung der Zulieferer angewiesen waren, stellte die Dezentralisierung bei der Betonerzeugung kein größeres Problem dar. Es ist die chemische Einfachheit des Baustoffes, die es ermöglicht, seine Produktion überall dort durchzuführen, wo es Steine, Sand und Wasser gibt. Doch nicht nur hat die Einführung der Volkswirtschaftsräte der Bauindustrie nicht geschadet, sie schuf auch neue Möglichkeiten für die Betonmenschen.

Fazit

Singende Menschen fliegen auf Betonplatten durch die Lüfte, die alten Holzbaracken werden gesprengt und jeder, wirklich jeder, kommt in den Genuss einer Neubauwohnung. 1962 präsentierte Lenfilm aus Leningrad den Film »Cherjomuški«. Basierend auf einer Oper, die Dimitrij Šostakovič 1958 anlässlich der Errichtung der ersten Chruščevka im Moskauer Bezirk Cherjomuški schrieb, spielt der Film in dem ab 1959 errichteten Plattenbauviertel im Leningrader Distrikt Avtovo.[104] Am Beginn des Films fährt einer der Protagonisten durch die stalinistischen Prachtstraßen des Moskovski Rajon. Optisch ist nicht zu erkennen, dass diese Straße durch Leningrad führt und nicht durch Moskau: Massive stalinistische Prachtbauten säumen die breiten geraden Straßen. Erst als das Auto im neuen Plattenbauviertel ankommt, bemerkt der Zuschauer, dass die dort errichteten Chruščevki kaum Ähnlichkeit mit denjenigen in Moskau haben. Zwar sind auch die Neubauten in Leningrad aus Betonplatten, aber ihre Dächer werden von kleinen Türmen geziert. Denn der Film ist weniger ein Loblied auf den sowjetischen Wohnungsbau, vielmehr eines auf die Leningrader Bauwirtschaft. Die Prachtbauten aus der Stalinzeit in Moskau und Leningrad glichen sich, die Chruščevki der späten 1950er taten es nicht. Denn tatsächlich führte die Einführung der Volkswirtschaftsräte zu einer Diversifikation der Neubauprojekte. Die Verwendung von Stahlbeton war gesetzt. Es wurde jedoch möglich, eigene Akzente in der Bauausführung zu setzen.[105] Was auf den ersten Blick banal erscheint, verweist bei näherer Betrachtung auf eine wichtige Folge der Dezentralisierung der Bauausführung durch den Beschluss des

---

104 Vgl. O'lga Iakushenko, »Reprezentatziia massovogo zhilia v khudozhestvennom kino 1960–1970-x. rr.: ot »Cherjomushek k ironii sudby« in: *Konstruiruia covetskoe? Politicheskoe soznanie, povsednevnye praktiki, novye identichnosti: materialy nauchnoj konferentzii studentod i aspirantov* (Sankt Petersburg 2013), 152.

105 Dies zeigt sich auch an dem leitenden Ingenieur der Leningrader Plattenbauserie I-335, A. A. Sizov, der gleichzeitig in der Produktion von Stahlbetonteilen involviert war. Vgl. Mojzer, 201 und A. A. Sizov, K. N. Zazerskij, B. G. Krasavii, *Strointel'stvo glavnogo korpusa zavoda shelezobetonnykh izdelij* (Leningrad 1958).

Obersten Sowjets. Denn wie schon die Analyse der Akademie für Bauwesen und Architektur in ihrer Zusammensetzung von 1957 ergab, war die unionsweite Struktur des Bauwesens stark von einem russischen, einem Moskauer Blick geprägt. Moskau war der Leitstern, an dem sich alle anderen Regionen der Sowjetunion orientierten. Dies änderte sich, als die lokale Planung mehr Kompetenzen für die individuelle Bauplanung erhielt. Durch die Reform entstand eine Wettbewerbssituation, in der verschiedene regionale Ausführungen der neuen Wohnhäuser miteinander in Konkurrenz standen. In Leningrad setzte man auf die Großblockbauweise, bei der Betonblöcke gestapelt wurden – in Moskau auf die Großplattenbauweise, bei der fertige Betonplatten auf der Baustelle montiert wurden.[106] Was für den flüchtigen Betrachter monoton erscheint, eröffnete den Regionen die Möglichkeit, in Konkurrenz zur Moskauer Art des Bauens zu treten.

Ich erachte meine Begriffsprägung des »Betonmenschen« als Endziel der Chruščev'schen Baureform als gewinnbringend, da sie den politischen Charakter des Wohnungsbaus ab den 1950ern aufzeigt. Indem Chruščevs die Akademie für Architektur reformierte, schuf er die Grundlage für seinen politischen Erfolg als Generalsekretär. Millionen von sowjetischen Bürger*innen kamen in den folgenden Jahren in den Genuss einer eigenen Wohnung, die sie von den neugierigen Ohren der Nachbarn und somit auch von der Kontrolle des Regimes abschirmte. Gleichsam gelang es durch die Umwertung des Wohnungsbaus von einem Ausdruck der architektonischen Kunst zu einem technisch hochgradig vereinheitlichten Prozess. Es war der Beton, der nun massenhaft angewandt wurde, der das Wohnen in den Neubauten, das Planen in der Akademie für Architektur und das Verteilen von Ressourcen in der Sowjetunion nach der Konferenz der Baufachleute bestimmen sollte. Chruščev verwendete den Beton, um einen neuen Menschen zu formen, die Betonmenschen.

Den Betonmenschen versteht man nur, wenn man ihn von den Machtprozessen her denkt. Zwar gab es einen technischen Diskurs über den Bau von Häusern, ebenso wie einen ökonomischen, in dem die geringen Kosten der Plattenbauweise hervorgehoben wurden. Die Machtprozesse, oder besser Machtspiele, die mit Chruščevs Wohnungsbauprogramm verbunden waren, gingen jedoch über diese Diskurse hinaus. Diese Machtspiele hefteten sich an den Beton und fanden innerhalb der Möglichkeiten und Grenzen des Materials statt. In diesem neuen sowjetischen Programm ersetzte die Verwendung von Beton die bisherige Ideologie. Trotz seiner Angriffe beließ Chruščev Mordvinov im Dezember 1954 im Amt, da dieser versprach, die ganze Akademie auf Betonplatten auszurichten. Die Fixierung der Reform auf dieses Material ermöglichte in Folge, die Planung der Wirtschaft zu dezentralisieren. Ab 1957 konnte lokal entschieden werden, was wo gebaut wurde. Aber das Material war vorher festgelegt. Das ermöglichte dem Zentrum Kontrolle

106 Vgl. Meuser, 451.

und der Peripherie Gestaltungsmöglichkeiten. Es war die Mischung aus Kontrolle, Eigenverantwortung und Ideologiearmut, die den Erfolg des Wohnungsbauprogramm in den 50er Jahren ermöglichte.[107] Ein fast schon spielerisches Vorgehen in dieser frühen Phase des sowjetischen Plattenbaus zeigt sich in der Ergebnisoffenheit der Prozesse. 1954 war nicht klar, wie die Akademie einmal aussehen sollte; 1957 war nicht klar, welcher Haustyp sich unionsweit durchsetzen würde; ab 1959 wetteiferten Ingenieure in Moskau und Leningrad darum, ihre Vorstellungen von der Form des Betons (Block oder Platte) durchzusetzen. Wer sich an diesem Spiel beteiligen wollte, musste zum Betonmenschen werden. Er musste das Material zur Grundlage seiner Arbeit machen und gleichzeitig versuchen, durch möglichst große Innovation im Konkurrenzkampf um die richtige Form der Chruščevka zu obsiegen. Die Krise des Wohnungsmangels konnte so durch die Reform der Akademie für Architektur sowie flankierender Maßnahmen gelöst werden.

Abb. 4: Fotografie des Gebäudes des regionalen Komitees der KPdSU in Kasan, im Hintergrund der zusätzliche Plattenbau. Erstellt durch Kirill Alenbakh im Rahmen des Austellungsprojektes 'Proekt Staraia Kazan', vom Autor abfotografiert 2020 in Kasan.



Im Februar 2020 stand ich in Kasan an einer Bushaltestelle und wartete auf den Bus Nr. 31. Als ich mich umdrehte, sah ich im Inneren der Bushaltestelle eine kleine

107 Ideologisch aufgeladen wurde das Programm jedoch wieder in den 60er Jahren im Zuge des neuen Parteiprogramms und den Diskussionen um die Mikrorajoni.

Gedenktafel, auf der vermerkt war, dass ganz in der Nähe früher einmal das Gebäude des regionalen Komitees der KPdSU gestanden habe. Das Projekt sei als stalinistisches Hochhaus mittlerer Höhe geplant worden, doch dann sei, der Legende nach, Chruščev zu einem Arbeitsbesuch in der Stadt gewesen, habe das Gebäude gesehen und mit Handgesten die Höhe des Gebäudes an einer bestimmten Stelle begrenzt. Also kürzte man das Gebäude um die Hälfte, wodurch es zu klein wurde. Nun baute man noch einen Plattenbau hinter das eigentliche Gebäude (vgl. Abb. 4).[108]

Diese Anekdote verweist nochmals auf die Probleme der Rechtsdurchsetzung in der Sowjetunion. Bereits als mit dem Bau des Gebäudes begonnen wurde, hatte das ZK beschlossen, dass solche Gebäude nicht mehr gebaut werden sollten. Trotzdem baute man es. Was aber neben dem anekdotenhaften Charakter von Chruščevs gestikulierenden Händen auffällt, ist der wesentlich höhere Plattenbau hinter dem ursprünglichen Komiteegebäude. Triumphierend erhebt sich der Plattenbau drei Stockwerke höher. Es ist ein Triumph Chruščevs, dass man auf seine winkenden Hände reagierte – aber ein Triumph der lokalen Kasaner Parteieliten, die sich mit dem hinzugefügten Plattenbau doch noch über die winkenden Hände und die damit verbundene Maximalhöhe des Gebäudes hinwegsetzten. Es ist dieses Spiel der Macht, das die Reform im Bauwesen ausmachte und gleichzeitig die Überwindung der Krise auf dem Wohnungsmarkt durch eine gezielte Reform der Akademie für Architektur ermöglichte. Die Spieler dieses Spiels waren die Betonmenschen.

Literatur

Alenbakh, Kirill, »Proekt Staraia Kazan«, Gedenktafel an der Haltestelle Ckver Tukaia.

»Allunionskonferenz der Baufachleute in Moskau im Dezember 1954«, in *Bauen in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 5 (1955).

Anderson, Richard, *Russia. Modern Architectures in history* (London 2015).

»Aufruf der Teilnehmer der Allunionskonferenz der Baufachleute, Architekten, Mitarbeiter der Baustoffindustrie und der wissenschaftlichen Forschungsinstitute, einberufen vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion und des Ministerrates der UdSSR, an alle Mitarbeiter der Bauindustrie«, in *Bauen in der Sowjetunion und in den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955).

Bittner, Stephen V., *The Many Lives of Khrushchev's Thaw. Experience and Memory in Moscows's Arbat* (Ithaca/London 2008).

Bohn, Thomas M., *Minsk – Musterstadt des Sozialismus. Stadtplanung und Urbanisierung in der Sowjetunion nach 1945* (Köln/Weimar/Wien 2008).

108 Kirill Alenbach, »Projekt Staraia Kazan«, Gedenktafel an der Haltestelle *Ckver Tukaia.*

Tomas Bon, *Miniskij fenomen. Gorodskoe planirovanie i urbannizatziia v Sovetskom Soiuze posle Vtoroj mirovoj vojny* (Moskau 2013).

Colton, Timothy J., *Moscow. Governing the Socialist Metropolis* (Cambridge 1995).

Davies, R. W., Ilic, Melanie, »From Khrushchev (1935–1936) to Khrushchev (1956–1964). Construction policy compared« in Smith, Jeremy, Ilic Melanie (ed.), *Khrushchev in the Kremlin. Policy and government in the Soviet Union, 1953–1964* (London/New York 2011).

Dehaan, Heather D., *Stalinist City Planning. Professionals, Performance, and Power* (Toronto/Buffalo/London 2013).

»Diskussionbeitrag des Genossen I. G. Ludkowski« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955).

»Diskussionsbeitrag des Genossen G. A. Gradow« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage zur Bauzeitung* 4 (1955).

Dobson, Miriam, *Khrushchev's Cold Summer. Gulag Returnees, Crime, and the Fate of Reform after Stalin* (London 2009).

Dychovičnyi, Ju. A., *Moia zhizn i inzhenernoe iskusstvo. Zapiski inzhenerna-konstruktora* (Moskau 2007)

Erren, Lorenz, *»Selbstkritik« und Schuldbekenntnis. Kommunikation und Herrschaft unter Stalin (1917–1953)* (München 2008).

Frei, Otto, Helmcke, Johann-Gerhard, »Lebende und technische Konstuktionen« in: *db* 11 (1962), 856.

Getty, J. Arch, »Samokritika Rituals in the Stalinist Central Committee, 1933–38«, in *The Russian Review* 58 (1999), 49.

Hannemann, Christine, *DIE PLATTE. Industrialisierter Wohnungsbau in der DDR* (Braunschweig/Wiesbaden 1996).

Harris, Steven E., *Communists on Tomorrow Street. Mass Housing and Everyday Life after Stalin* (Washington 2013).

Hildermeier, Manfred, *Geschichte der Sowjetunion 1917–1991. Entstehung und Niedergang des ersten sozialistischen Staates* (München 1998).

Iakushenko, O'lga, »Reprezentatziia massovogo zhilia v khudozhestvennom kino 1960–1970-x. rr.: ot »Cherjomushek k ironii sudby« in: *Konstruiruia covetskoe? Politicheskoe soznanie, povsednevnye praktiki, novye identichnosti: materialy nauchnoj konferentzii studentod i aspirantov* (Sankt Petersburg 2013).

Josephson, Paul R., *Physics and Politics in Revolutionary Russia* (Berkeley 1991).

Khan-Magomedov, S. O., *Georgij Vegman* (Moskau 2009).

Khan-Magomedov, S. O., *Mikhail Barshch* (Moskau 2009).

Khel'nitzkij, D., *Arkhitektura Stalina. Isikholoriia i stil‹* (Moskau 2006).

Kojevnikov, Alexei B., *Stalin's Great Science. The Times and Adventures of Soviet Physicsts* (London 2004).

Kruft, Hanno-Walter, *Geschichte der Architekturtheorie. Von der Antike bis zur Gegenwart. Studienausgabe* (München 1991).

Lagutenko, V., *Karkasno-panelnye zdaniia* (Moskau 1952).
Lagutenko, V., *Zhilye zdaniia iz krupnykh panelej. Nekotorye vyvody iz optima proektodaniia* (Moskau 1954).
McCutcheon, R., »The Role of Industrialised Building in Soviet Union Housing Policies« in: *Habitat Intl.* 12/4 (1989).
Meuser, Philipp, *Die Ästhetik der Platte. Wohnungsbau in der Sowjetunion zwischen Stalin und Glasnost* (Berlin 2015).
Mojzer, Filipp, Zadorin, Dimitrij, *K tipologii sovetskogo tipovogo domostroeniia. Industrial'noe zhilishchnoe stroitel'stvo v SSSR* (Berlin 2018).
Paperny, Vladmir, *Architecture in the Age of Stalin. Culture Two* (Cambridge 2002).
»Perevesti strointekstvo na industrialnye relsy« in *Pravda* (15.12.1935).
»Rede des Präsidenten der Akademie für Architektur der UdSSR Genosse A. G. Mordwinow« in *Bauen in der Sowjetunion und den Volksdemokratien. Beilage der Bauzeitung* 4 (1955).
Rüthers, Monica, *Moskau bauen von Lenin bis Chruščev. Öffentliche Räume zwischen Utopie, Terror und Alltag* (Wien 2007).
Sholotowskij, I., »Über die wahre und die falsche Schönheit in der Architektur« in: *Ost-Probleme* 7/5 (1955).
»Sitzung in der Akademie für Architektur am 25.04.1950« in BArch DH 1–38530
Sizov, A. A., Zazerskij, K. N., Krasavii, B. G., *Strointel'stvo glavnogo korpusa zavoda shelezobetonnykh izdelij* (Leningrad 1958).
Slopova, Natalya, *La Préfabrication en URSS: Concept technique et dispositifs Architecturaux* (Unveröffentlichte Dissertation 2001).
Smith, Mark B., *Property of Communists. The Urban Housing Program from Stalin to Khrushchev* (Illinois 2010).
Tarchanov, Alexej, Kawnaradse, Sergej, *Stalinistische Architektur* (München 1992).
Taubman, William, *Khrushev. The Man. His Era* (New York 2003).
Varga-Harris, Christine, *Stories of House and Home. Soviet Apartment Life during the Khrushchev Years* (New York 2015).

Weitere Quellen

AE f. 293 op. 5 d. 43 l. 322ff.
PA AA, M1 A 352.
RGAE f. 293 op. 1 d. 550 l.
RGAE f. 293 op. 5 d. 551 l.
RGAE f. 293 op. 1 d. 556 l.
RGAE f. 293 op. 5 d. 43 l.
RGAE f. 359 op. 1 d. 1391 l.
RGAE f. 8216 op. 1 d. 1 l.

Krisenwissen

Rohkost und heiße Bäder gegen die »Spanische Grippe«?

Wissenskrise und Deutungskampf in der Pandemie

Stefan Rindlisbacher

1. Einleitung

Als sich im Frühjahr 2020 die Coronavirus-Pandemie immer weiter ausbreitete, mehrten sich in den Medien die Vergleiche zur Influenza-Pandemie, die gut 100 Jahre zuvor um die Welt gezogen und unter dem Namen »Spanische Grippe« bekannt geworden war. In zahlreichen Artikeln stellten Journalist*innen die Infektionszahlen, die Symptome oder die Letalität beider Infektionskrankheiten gegenüber.[1] Bald darauf begannen Historiker*innen die jeweiligen historischen Kontexte dieser Pandemien zu erklären. Sie wiesen unter anderem auf die vergleichbaren Schutz-, Hygiene- und Präventionsmaßnahmen hin.[2] Eine historische Einordnung fehlt jedoch weitgehend für die Maßnahmenkritiker*innen, die seit dem Sommer 2020 mit zunehmender Radikalität gegen Einschränkungen im öffentlichen Leben protestierten und Impfungen ablehnten.[3] Zwar wurde bereits früh festgestellt, dass Anhänger*innen alternativmedizinischer Bewegungen eine wichtige Rolle in dieser heterogenen Gruppe spielten; jedoch blieb unklar, ob es sich dabei um ein neuartiges Phänomen handelte oder ob diese Konfliktlinien womöglich schon länger existierten.[4]

1 Siehe dazu beispielsweise: SRF Tagesschau: Die auffälligen Parallelen zwischen den Pandemien, in: https://www.srf.ch/news/schweiz/spanische-grippe-und-covid-19-die-auffaelligen-parallelen-zwischen-den-pandemien (04.10.2021).

2 Siehe dazu u.a.: Fangerau, Heiner; Labisch, Alfons: Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Freiburg/Basel/Wien 2020; Salfellner, Harald: Die Spanische Grippe. Eine Geschichte der Pandemie von 1918. Im Vergleich mit COVID-19, Prag 2020.

3 Siehe dazu eine erste soziologische Untersuchung zu den Unterstützer*innen der Corona-Proteste: Nachtwey, Oliver; Schäfer, Robert; Frei, Nadine: Politische Soziologie der Corona-Proteste, Basel 2020.

4 Siehe für erste Hinweise auf die historischen Dimensionen der aktuellen Corona-Proteste: Speit, Andreas: Verqueres Denken. Gefährliche Weltbilder in alternativen Milieus, Berlin 2021.

Bereits kurz nachdem in europäischen Ländern erste Pandemie-Maßnahmen eingeführt wurden, lieferte ein bekannter Schweizer Naturheilarzt einen Hinweis auf die historischen Tiefendimensionen der aufkommenden Auseinandersetzung. In einem knapp 25-minütigen Video auf der Webseite und dem *Youtube*-Kanal des Schweizer Privatsenders *QS24* äußerte sich Andres Bircher über das neuartige Coronavirus.[5] Der Enkel des berühmten Birchermüesli-Erfinders Max Bircher-Benner (1867–1939) stellte die Existenz und Gefährlichkeit des Erregers zwar nicht infrage, äußerte aber Zweifel an den getroffenen Schutzmaßnahmen und medizinischen Behandlungsmethoden. Anstelle der Einnahme fiebersenkender Medikamente müsse der Körper durch Naturheilanwendungen wie warme Bäder und Wickel beim Kampf gegen die Krankheit unterstützt werden, behauptete Bircher in einem Gespräch mit dem Leiter des Senders, Alexander Glogg. Aber noch besser sei es, die Gesundheit durch eine vegane Ernährung, regelmäßige Saunabesuche und die Einnahme von Nahrungsergänzungsmitteln so weit zu optimieren, dass eine Infektion gar keine schweren Komplikationen mehr verursachen könne.[6] Diese Ratschläge begründete er nicht mit wissenschaftlichen Erkenntnissen, sondern verwies auf seine langjährigen Erfahrungen im Bereich der Naturheilkunde. So führte Bircher an, schon sein Großvater habe mit den gleichen Therapieformen vor hundert Jahren Menschen mit der »Spanischen Grippe« behandelt.[7]

Der vorliegende Beitrag greift diese historische Verbindungslinie auf und analysiert, warum Anhänger*innen der Naturheilkunde bereits während der Influenza-Pandemie von 1918/19 die Behandlungsmethoden der wissenschaftlich arbeitenden Ärzt*innen infrage stellten und Schutzmaßnahmen wie das Maskentragen oder Impfungen ablehnten. Dabei geht es nicht darum, zu prüfen, welche medizinischen Anwendungen tatsächlich wirksam waren. Ebensowenig ist dieser Beitrag als historischer Vergleich zwischen der Influenza- und der Corona-Pandemie zu verstehen. Vielmehr sollen Anhaltspunkte zur Verfügung gestellt werden, um die Beweg-

5 Nachdem das Video mit dem Titel »Coronavirus – Grippe mit schönem Namen« über einige Wochen viel Aufmerksamkeit erzeugt hatte, wurde es auf *Youtube* wegen Regelverletzungen gesperrt und auch der Privatsender *QS24* löschte es von seiner Webseite. Seither zirkuliert es aber weiterhin auf diversen Plattformen im Internet.

6 Die im Video geäußerten Aussagen wurden durch das Recherchezentrum »CORRECTIV« einem Faktencheck unterzogen: Kutzner, Steffen: Heißes Bad gegen Coronavirus? Andres Bircher stellt bei TV-Interview falsche Behauptungen auf, in: https://correctiv.org/faktencheck/2020/04/16/heisses-bad-gegen-coronavirus-andres-bircher-stellt-bei-tv-interview-falsche-behauptungen-auf/ (04.10.2021).

7 Ob und in welchem Umfang Bircher-Benner in seiner Klinik Grippekranke behandelte, wurde bisher nicht historisch untersucht. Siehe allgemein zu Bircher-Benner und dem Sanatorium »Lebendige Kraft«: Wirz, Albert: Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, Zürich 1993; Wolff, Eberhard (Hg.): Lebendige Kraft. Max Bircher-Benner und sein Sanatorium im historischen Kontext, Baden 2010.

gründe, Einstellungen und Denkmuster jener Menschen besser zu verstehen, die sich während außerordentlichen Gesundheitskrisen gegen staatliche Verordnungen und die Empfehlungen etablierter Expert*innen stellen. Dazu werden zunächst die Entstehungsgeschichte der Naturheilbewegung und der Aufstieg der wissenschaftlichen Medizin im 19. Jahrhundert knapp beschrieben und die Entwicklung divergierender Gesundheits- und Krankheitskonzepte analysiert. Anhand historischer Quellen wird danach am Beispiel der Schweizer Naturheilbewegung aufgezeigt, mit welchen Argumenten naturheilkundliche Akteur*innen gegen die Pandemiemaßnahmen vorgingen und ihre eigenen Therapieansätze positionierten. Im Fokus steht dabei auch die Rolle der sogenannten Lebensreform, die seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert mit Ernährungsempfehlungen, neuartigen Körperpraktiken und alternativen Konsumangeboten einen gesundheitsorientierten Lebensstil anleitete.

2. Die verdrängte Pandemie: Die »Spanische Grippe«[8]

Die Grippe bzw. Influenza wird durch Viren hervorgerufen, die in verschiedenen Varianten regelmäßig Epidemien verursachen und im Abstand längerer Intervalle auch pandemisch auftreten. Die Ansteckung erfolgt durch Tröpfchen- oder Kontaktinfektion über die Atemwege oder Augen. Nach einem bis drei Tagen treten oft schlagartig Fieber, Schüttelfrost, Schweißausbrüche, Schnupfen, trockener Husten und starke Müdigkeit auf. Nach einigen Tagen klingen diese Symptome in den meisten Fällen von selbst wieder ab. In der Regel zeichnen sich die Grippeviren einerseits durch eine hohe Ansteckungsfähigkeit, andererseits jedoch durch eine geringe Sterblichkeit in der Gesamtbevölkerung aus. Gefährdet für schwere Verläufe sind vor allem Kleinkinder sowie immungeschwächte und ältere Menschen.[9] Hinweise

8 Obwohl an der »Spanischen Grippe« mehr Menschen starben als in den Kriegshandlungen des Ersten Weltkrieges, verschwand die Pandemie bereits in den 1920er Jahren aus dem kollektiven Gedächtnis. Die US-amerikanische Geschichtsforschung begann sich erst ab den 1970er Jahren mit der »Spanischen Grippe« auseinanderzusetzen. In der breiten Öffentlichkeit wurde sie nur sporadisch – im Zuge neuer Pandemien – wieder ins Gedächtnis gerufen. Siehe zu den erinnerungskulturellen Debatten um die »Spanische Grippe«: Rengeling, David: Die Influenza-Pandemie als Tatsache, in: Engelschalt, Julia; Maibaum, Arne (Hg.): Auf der Suche nach den Tatsachen. Proceedings der 1. Tagung des Nachwuchsnetzwerks »INSIST«, 22.-23. Oktober 2014, Berlin (INSIST-Proceedings, 1), 2015, S. 98–112.

9 Vgl. Sonderegger, Christian; Tscherrig, Andreas: Die Grippepandemie in der Schweiz 1918–1919, in: Kramer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc: »Woche für Woche neue Preisaufschläge«. Nahrungsmittel-, Energie und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges, Basel 2016, S. 264ff.

auf die typischen Krankheitszeichen der Grippe gibt es bereits in medizinhistorischen Quellen aus der Antike. Seit dem 16. Jahrhundert wurden diese Symptome unter verschiedenen Krankheitsbezeichnungen gehäuft beschrieben. Aber erst im Zuge der sich beschleunigenden Globalisierung nahmen die Grippewellen im 19. Jahrhundert zunehmend überregionale und sogar globale Dimensionen an. Bis vor kurzem galt die »Russische Grippe«, die sich zwischen 1889 und 1895 von Zentralasien ausgehend über die gesamte Welt ausgebreitet hatte, als erste weltumspannende Grippe-Pandemie der Neuzeit. Neuere Studien legen jedoch nahe, dass es sich beim Erreger um ein Coronavirus gehandelt haben könnte.[10]

Als gesichert gilt hingegen, dass die »Spanische Grippe« von einer besonders infektiösen Variante des Grippevirus verursacht wurde. Anders als der Name vermuten lässt, breitete sie sich nicht aus Spanien kommend aus, sondern trat wahrscheinlich Anfang 1918 in einem Militärlager in den Vereinigten Staaten erstmals in Erscheinung und gelangte dann mit den Truppentransporten nach Europa. Dort führten das enge Zusammenleben der Soldaten und die schlechten hygienischen Bedingungen an der Front und in den Lazaretten zu einer rasanten Verbreitung des Erregers. Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges folgte die »Spanische Grippe« den rückkehrenden Soldaten in alle Teile der Welt und forderte in den darauffolgenden zwei Jahren bis zu 50 oder sogar 100 Millionen Todesopfer. Stark betroffen waren insbesondere Regionen mit schlechter medizinischer Grundversorgung in Afrika und Asien.[11] Nachdem die Krankheit die Zivilbevölkerung erfasst hatte, stieg aber auch in Industriestaaten die Todeszahl ab Herbst 1918 rasant an. So verzeichnete beispielsweise die Schweiz bis 1920 knapp 25.000 Grippetote und damit eine drastische Übersterblichkeit.[12] Wie bei den kriegsführenden Staaten waren zunächst die Soldaten in den Grenzbefestigungen betroffen, weil sich der Erreger unter den eng zusammenlebenden Menschen schnell ausbreiten konnte. Danach erfasste die Pandemie zuerst die städtischen Gebiete und wütete anschließend besonders stark auf dem Land. Zusätzliche politische Brisanz erhielt die Pandemie in der Schweiz, weil der Höhepunkt der zweiten Welle mit dem Ausbruch des Landesstreikes zusammenfiel.[13]

10 Siehe zur Geschichte der Grippe von der Antike bis zur Neuzeit: Winkle, Stefan: Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen, Düsseldorf/Zürich 1997, S. 1004–1049.

11 Vgl. Witte, Wilfried: Tollkirschen und Quarantäne. Die Geschichte der Spanischen Grippe, Berlin 2008, S. 7–22; siehe zur Geschichte der Spanischen Grippe u.a. auch: Vasold, Manfred: Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg. Darmstadt 2009.

12 Siehe für eine genaue Darstellung der Infektionszahlen in der Schweiz: Bundesamt für Statistik: Die Spanische Grippe von 1918. Todesfälle in der Schweiz auf Rekordniveau, 22.11.2018, in: https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/publikationen.assetdetail.6467464.html (04.10.2021).

13 Vom 12. bis 14. November 1918 beteiligten sich etwa 250.000 Arbeiter*innen an einem landesweiten Generalstreik. Infolge der Versorgungsengpässe und wachsenden Ungleichheit

Außergewöhnlich an der »Spanischen Grippe« war nicht nur die hohe Letalität der Erkrankung. Im Unterschied zur endemischen Variante der Grippe starben vor allem junge Erwachsene im Alter zwischen 20 und 40 Jahren. Für den schweren Verlauf war oftmals eine Lungenentzündung verantwortlich, die entweder durch das Virus oder eine bakterielle Sekundärinfektion hervorgerufen wurde. Sie verursachte bei den Erkrankten einen Sauerstoffmangel im Blut, der sich durch eine blaue Verfärbung der Haut zeigte und nicht selten zum Erstickungstod führte. Die Ärzt*innen verfügten jedoch über keine wirksamen Medikamente, um diese schweren Krankheitsverläufe zu behandeln. Darum beschränkten sie sich vor allem auf die Symptombekämpfung. Dazu verschrieben sie insbesondere fiebersenkende und schmerzstillende Präparate wie Aspirin, Chinin oder Opium.[14]

Zugleich scheiterten Versuche, einen Impfstoff aus den Sekreten der Erkrankten herzustellen.[15] Das lag vor allem an der vorherrschenden Meinung, dass die Influenza durch Bakterien verursacht werde. Weil der »Pfeiffersche Bazillus« (*Haemophilus influenzae*) fälschlicherweise als Erreger der »Spanischen Grippe« galt, mussten die Testversuche zwangsläufig scheitern. Hinweise auf nichtbakterielle Pathogene als Ursache der Influenza-Erkrankung wurden oftmals ignoriert oder abgelehnt, weil sie nicht mit dem »bakteriologischen Denkstil« vereinbar waren, der seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die akademische Medizin dominiert hatte. Die Bakteriologie erlebte trotz ihrer Unfähigkeit, die Ursache der Influenza-Pandemie zu klären und eine wirksame Impfung zu entwickeln, in den 1920er Jahren sogar einen neuen Aufschwung. Erst im Verlauf der 1930er Jahre setzte sich allmählich die Erkenntnis durch, dass die Influenza durch einen viel kleineren, durch gängige mikroskopische Verfahren nicht erkennbaren Erreger hervorgerufen wird. Doch selbst als 1933 der Nachweis der Grippeviren gelang, hielten zahlreiche Forscher*innen am »bakterio-

---

im Verlauf des Ersten Weltkriegs forderten sie soziale und politische Reformen wie die 48-Stunden-Woche, eine Alters- und Invalidenversicherung sowie die Neuwahl des Nationalrates nach Proporzwahlrecht. Nachdem die Regierung mit dem Einsatz des Militärs gedroht hatte, wurde der Streik beendet. Im Nachhinein warfen sich Arbeiter*innen und Regierung gegenseitig vor, durch ihre Aktionen das Pandemiegeschehen begünstigt zu haben: Vgl. Sonderegger, Christian: Die Grippeepidemie 1918/19 in der Schweiz, Lizentiatsarbeit Universität Bern 1991; Kury, Patrick: Das Virus der Unsicherheit. Die Jahrhundertgrippe von 1918/19 und der Landesstreik, in: Rossfeld, Roman; Koller, Christian; Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918, Baden 2018, S. 390–411.

14 Vgl. Witte: Tollkirschen und Quarantäne, S. 35–51.

15 In der Schweizer Armee führte das Eidgenössische Serumsinstitut in Bern bereits im Dezember 1918 erste Probeimpfungen durch. Weil dazu der falsche Erreger als Ausgangsstoff verwendet wurde, zeigten die Impfungen keinerlei Wirkung, sondern hatten sogar eine erhöhte Sterblichkeit zur Folge: vgl. Rusterholz, Armin: »Das Sterben will nicht enden!«. Die Spanische Grippe-Epidemie 1918/19 in der Schweizer Armee mit besonderer Berücksichtigung der Glarner Militäropfer, Arni 2008, S. 52f.

logischen Paradigma« fest. Ein erster Impfstoff wurde erst 1944 durch das US-amerikanische Militär erprobt.[16]

Wegen fehlender Behandlungsmethoden wurde die Eindämmung der Pandemie vor allem in westlichen Staaten durch verschiedene Präventions- und Schutzmaßnahmen forciert. Vielerorts wurden die Menschen aufgefordert, strikte Hygienepraktiken wie das Händewaschen einzuhalten, größere Menschenansammlungen zu meiden und sich bei Krankheitssymptomen zu isolieren. Zum Teil wurden Versammlungsverbote erlassen und die Schließung von Kinos, Theatern und Schulen verfügt. Insbesondere in einigen US-amerikanischen Städten ordneten die Behörden das Tragen von Gesichtsmasken in der Öffentlichkeit an.[17] Weil die Infektions- und Todeszahlen trotz dieser Verordnungen im Herbst 1918 weiterhin stiegen und wirksame Medikamente oder Impfungen nicht in Sicht waren, setzten immer mehr Menschen traditionelle Hausmittel und alternative Behandlungsmethoden gegen die Grippeerkrankung ein. Dazu zählten Alkohol, Essig, Knoblauch, Zwiebeln sowie verschiedene Kräuter und Tees[18], aber auch kuriose oder sogar gesundheitsschädliche Anwendungen wie das Injizieren von Kerosin oder Desinfektionsmitteln. Verschiedene religiöse Gemeinschaften versuchten die Erkrankung durch Gebete, religiöse Rituale und magische Handlungen abzuwenden. Verbreitet waren nicht zuletzt auch homöopathische und naturheilkundliche Anwendungen. Selbst akademisch ausgebildete Ärzt*innen verschrieben ihren Patient*innen häufig Wickel, Wechselbäder, Frischluftkuren, Sonnenbäder oder Diäten.[19]

Ein Deutungskampf ums Gesundheitswissen: Wissenschaftliche Medizin und Naturheilkunde

Daran wird deutlich, dass die Pandemie nicht nur in der Bevölkerung zunehmend Verunsicherung auslöste, sondern auch die wissenschaftlich arbeitenden Ärzt*in-

16 Vgl. Rengeling, David: Vom geduldigen Ausharren zur allumfassenden Prävention. Grippe-Pandemien im Spiegel von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit, Baden-Baden 2017, S. 96–133.

17 Vgl. Hieronimus, Marc: Krankheit und Tod 1918. Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und in dem Deutschen Reich, Münster 2006, S. 25–78; Arnold, Catharine: Pandemic 1918. The Story of the Deadliest Influenza in History, London 2018, S. 153–162.

18 Siehe dazu beispielsweise die Erzählung vom Grippe-Tee des sogenannten Kräuterpfarrers Johann Künzle (1857–1945): Wolff, Eberhard: Der erzählte Zaubertrank. Kräuterpfarrer Künzle und die Spanische Grippe von 1918, in: Schweizerische Ärztezeitung, 99/22 (2018), 733–735.

19 Vgl. Jahn, Stefanie: »Spanische Grippe« und Homöopathie. Die Behandlung der Pandemie im internationalen Vergleich, Essen 2015, S. 10ff.

nen in eine Wissens- und Behandlungskrise stürzte.[20] Der jahrzehntelang scheinbar unaufhaltsame Aufstieg der sogenannten Schulmedizin schien damit plötzlich an eine Grenze gestoßen zu sein.[21] Durch die voranschreitende Standardisierung der Ausbildung, die Entwicklung neuartiger Behandlungsmethoden und das anwachsende Wissen über den Körper hatte sich bis dahin die Behandlungsqualität der Ärzt*innen kontinuierlich verbessert. Einerseits trugen die Entdeckungen der Bakteriologie dazu bei, die Sterblichkeit der Patient*innen durch sterile Arbeitsweisen massiv zu reduzieren. Andererseits erlaubten neue Diagnosemethoden wie Blut- und Urinuntersuchungen, mikroskopische Verfahren oder die Röntgentechnologie gezieltere Therapieansätze.[22] Im Zuge dieser Professionalisierung und Verwissenschaftlichung der Medizin begannen sich Ärzt*innen seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zunehmend von Laienbehandler*innen abzugrenzen. Deren Arbeitsweise wurde wegen fehlender Evidenz und empirischer Nachweisbarkeit infrage gestellt und immer öfter als »Kurpfuscherei« diskreditiert.[23] Bis 1900 sicherten sich akademisch ausgebildete Ärzt*innen sogar ein weitgehendes Behandlungsmonopol, indem sie die freie Ausübung von Medizinalberufen durch Diplome und Staatsexamen einschränkten.[24]

Von dieser Entwicklung waren nicht nur vermeintliche Wunderheiler*innen betroffen, die ihre Patient*innen mit magischen Ritualen und Tinkturen behandelten, sondern alle Laienbehandler*innen ohne akademische Ausbildung. Darunter waren auch Anhänger*innen der Naturheilbewegung, die sich parallel zur wissenschaftlichen Medizin im Verlauf des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte. Die Naturheilkunde stützte sich auf humoralpathologische Gesundheitsvorstellungen, die seit der Antike in Europa bekannt waren. Ihre Vertreter*innen definierten Krankheiten als körperliches, geistiges oder seelisches Ungleichgewicht.[25] Mit Hilfe »na-

---

20 Vgl. Lauterburg, Bernhard: Die schlimmste Überraschung war die absolute Ohnmacht…, in: Schweizerische Ärztezeitung, 99/21 (2018), S. 681–683.

21 Begriffe wie »Schulmedizin« und »Allopathie« wurden anfänglich als Kampf- und Schmähbegriffe gegen die wissenschaftliche Medizin verwendet. Jedoch verloren sie im ausgehenden 19. Jahrhundert ihre negative Wertung und etablierten sich als neutrale Bezeichnungen für die naturwissenschaftliche Richtung der Medizin. Im Nationalsozialismus wurde die »Schulmedizin« mit jüdischen Ärzt*innen gleichgesetzt und damit antisemitisch aufgeladen: Vgl. Jütte, Robert: Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute, München 1996, S. 32–36.

22 Vgl. ebd., S. 27ff.; Eckart, Wolfgang Uwe; Jütte, Robert: Medizingeschichte. Eine Einführung, Köln 2014, S. 347–354.

23 Siehe zur Begriffsgeschichte der »Kurpfuscherei«: Jütte, Geschichte der Alternativen Medizin, S. 18–23.

24 Vgl. Lengwiler, Martin; Rothenbühler, Verena: Macht und Ohnmacht der Ärzteschaft. Geschichte des Zürcher Ärzteverbands im 20. Jahrhundert, Zürich 2004, S. 9–18.

25 Siehe zur Vorstellungswelt der Naturheilkunde u.a.: Krabbe, Wolfgang R.: Naturheilbewegung, in: Kerbs, Diethart; Reulecke, Jürgen (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewe-

türlicher Heilfaktoren« wie Licht, Luft und Wasser, Diäten, Bewegung oder Entspannung versuchten sie die sogenannten Selbstheilungskräfte ihrer Patient*innen anzuregen. Dabei sollte auf jegliche Art von Arzneimitteln, beispielsweise fiebersenkende Substanzen, verzichtet werden.[26]

Naturheilkundliche Gesundheitsvorstellungen und die damit verbundenen Behandlungsmethoden führten immer wieder zu Abwehrreaktionen seitens wissenschaftlich arbeitender Ärzt*innen, die Naturheilanwendungen als gefährlich einstuften oder wegen fehlender Evidenz als nutzlos ablehnten. Obwohl es zahlreiche Auseinandersetzungen mit gegenseitigen Schmutz- und Verleumdungskampagnen gab, existierte nie eine unüberwindbare Trennlinie zwischen beiden Richtungen. Die anhaltende Beschäftigung mit den Konkurrent*innen regte sogar einen intensiven Wissensaustausch an. Einen nachhaltigen Einfluss übten naturheilkundliche Ernährungsempfehlungen und Körperübungen insbesondere auf die aufkommende Hygienebewegung und später auch auf die Präventivmedizin aus. Zugleich adaptierten die Anhänger*innen der Naturheilkunde immer wieder neueste wissenschaftliche Erkenntnisse, um die Wirkungsweise ihrer Behandlungsmethoden zu erklären und diese weiterzuentwickeln.[27]

Der Aushandlungsprozess zwischen wissenschaftlicher Medizin und Naturheilkunde intensivierte sich im ausgehenden 19. Jahrhundert, als die Naturheilbewegung mit unzähligen Vereinen, Zeitschriften, Verlagen und Treffpunkten zur Massenbewegung anwuchs. Im Deutschen Reich wurde 1889 der *Deutsche Bund der Vereine für Gesundheitspflege und arzneilose Heilweise* gegründet (ab 1900: *Deutscher Bund der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise*), der insgesamt 142 Vereine mit ca. 19.000 Mitgliedern umfasste. Vor dem Ersten Weltkrieg stieg die Zahl auf fast 150.000 Mitglieder in 890 Vereinen.[28] In der Schweiz wurde 1899 der *Verband Schweizerischer Naturheilvereine* mit 14 kantonalen Sektionen und knapp 1.500 Mitgliedern gegründet (ab 1917: *Schweizerischer Verein zur Hebung der Volksgesundheit*). Die verschiedenen Sektionen führten zahlreiche Vorträge und Kurse durch, um ihre Naturheilanwendungen und Gesundheitsempfehlungen zu propagieren. Zur

---

gungen 1880–1933, Wuppertal 1998, S. 77–85; Dinges, Martin: Einleitung. Medizinkritische Bewegungen zwischen »Lebenswelt« und »Wissenschaft«, in: Ders. (Hg.), Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich. (ca. 1870–1933), Stuttgart 1996, S. 7–38.

26 Vgl. Regin, Cornelia: Selbsthilfe und Gesundheitspolitik. Die Naturheilbewegung im Kaiserreich (1889 bis 1914), Stuttgart 1995, S. 27ff.

27 Siehe dazu u.a.: Wolff, Eberhard: Moderne Diätetik als präventive Selbsttechnologie. Zum Verhältnis heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreformbewegung und heutigem Gesundheitsboom, in: Lengwiler, Martin/Madarász, Jeannette (Hg.): Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik, Bielefeld 2010, S. 169–201.

28 Vgl. Heyll, Uwe: Wasser, Fasten, Luft und Licht. Die Geschichte der Naturheilkunde in Deutschland, Frankfurt a.M. 2006, S. 146.

praktischen Umsetzung ihrer Ratschläge bauten sie in allen größeren Städten Sonnenbäder, Schrebergartenanlagen und Volkssanatorien auf. Nicht zuletzt veröffentlichten sie zahlreiche Publikationen, um alternatives Gesundheitswissen und naturheilkundliche Medizinalpraktiken in der Schweiz bekannt zu machen. Unter anderem gab der *Verband Schweizerischer Naturheilvereine* ab 1908 die Zeitschrift *Volksgesundheit* heraus, die sich bald darauf zum wichtigsten Publikationsorgan der Schweizer Naturheilbewegung entwickelte.[29] Um zu untersuchen, wie die Anhänger*innen der Naturheilkunde in der Schweiz auf die »Spanische Grippe« reagierten, welche Behandlungsmethoden sie empfahlen und wie sie die staatlichen Schutzmaßnahmen und die Therapieansätze der wissenschaftlichen Medizin beurteilten, lohnt sich ein Blick in diese Zeitschrift.

Gegen Medikamente, Masken und Impfungen: Naturheilkunde und »Spanische Grippe«

Am 1. August 1918 berichtete die *Volksgesundheit* erstmals in einem Leitartikel unter dem Titel »Die Spanische Grippe« von der Pandemie. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Schweiz bereits die erste, medial wenig beachtete Welle überstanden. Die Naturheilärztin und Redakteurin der Zeitschrift, Gisela Lucci-Purtscher (1871–1959), begann ihren Beitrag mit der Feststellung, dass über die Krankheit noch wenig bekannt sei. Man wisse nur, dass sie »ansteckend« sei und »bei verschiedenen Menschen recht verschieden« verlaufe.[30] Auf die Frage, welche Behandlungsmöglichkeiten es gebe, lenkte Lucci-Purtscher den Blick direkt auf die Empfehlungen der »Allopathie« und verortete damit die Naturheilkunde innerhalb eines Spannungsverhältnisses zu den staatlichen Pandemiemaßnahmen. So zitierte sie aus einem Schreiben des höchsten Schweizer Militärarztes Carl Hauser (1866–1956), der zugleich die staatliche und medizinische Autorität in sich vereinigte. Einerseits forderte dieser die von der Pandemie schwer betroffenen Soldaten zur Einhaltung strikter Hygienemaßnahmen und Kontaktbeschränkungen auf; andererseits wies er die Ärzt*innen dazu an, die Kranken mit Aspirin, Chinin und anderen fiebersenkenden Medikamenten zu behandeln. Lucci-Purtscher teilte zwar die Reinlichkeitsvorschriften wie Händewaschen und Abstandhalten mit dem Militärarzt, lehnte jedoch die Verschreibung fiebersenkender Mittel mit Nachdruck ab. Den Grundannahmen der Naturheilkunde folgend, war sie davon überzeugt, dass sich der Körper der Erkrankten selbst heilen sollte. Das Fieber wurde dabei nicht als Problem, sondern als nützlicher Vorgang im Heilungsprozess verstanden. Aus diesem Grund lehnte Lucci-Purtscher sämtliche Medikamente zur Grippebehandlung ab. Diese seien »Gifte«, die

29 Vgl. Rindlisbacher, Stefan: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950). Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen, Berlin u.a. 2022, S. 94–97.

30 Lucci-Purtscher, Gisela: Die Spanische Grippe, in: Volksgesundheit, 11/15-16 (1918), S. 225.

das Blut angreifen und die Selbstheilung des Körpers behindern würden.[31] Stattdessen empfahl sie typische Naturheilanwendungen zur Unterstützung der körpereigenen Abwehrkräfte und zur Ausscheidung von Giftstoffen; zum Beispiel warme Darmeinläufe, Vollbäder, Dreiviertelpackungen und Fasten.

In der darauffolgenden Ausgabe der *Volksgesundheit*, die am 1. September 1918 erschien, war die »Spanische Grippe« erneut das Titelthema. Nun meldete sich der Naturheilarzt und zweite Redakteur der Zeitschrift, Adolf Keller-Hoerschelmann (1879–1969), zu Wort und konstatierte einleitend, dass die »anfangs unschuldig auftretende Seuche« seit einiger Zeit »täglich ziemlich viel Opfer« fordere. Weil sich deshalb in der Bevölkerung immer mehr Angst breit mache, sei es angebracht, einige Ratschläge zu erteilen. Keller-Hoerschelmann wiederholte dabei einerseits die bereits von Lucci-Purtscher hervorgebrachten Behandlungsansätze der Naturheilkunde und kritisierte andererseits die staatlichen Schutzmaßnahmen. Diese seien weitgehen nutzlos, weil sich die Krankheit über die Luft verbreite und deshalb jegliches Hindernis überwinde. Anstatt sich vor der »Spanischen Grippe« zu schützen, sollten die Menschen ihren Körper gegenüber der Krankheit »widerstandsfähig« machen.[32] Dies sollte sowohl durch regelmäßige Wasser-, Licht- und Luftbäder geschehen als auch durch eine Umstellung der Ernährung auf vegetarische Rohkost. Dadurch werde das Blut von Giftstoffen gereinigt und die Haut abgehärtet. So versicherte Keller-Hoerschelmann den Leser*innen der *Volksgesundheit*, dass ein gesundheitsoptimierter Körper gar nicht mehr an der »Spanischen Grippe« erkranke oder diese zumindest ohne Komplikationen überstehe.

Dieselben Argumente und Handlungsanweisungen präsentierte Keller-Hoerschelmann kurze Zeit später auch in der Broschüre *Die Grippe – ihre Verhütung und Heilung*. Darin vertiefte er seine These, dass es keinen effektiven Schutz vor einer Infektion mit der »Spanischen Grippe« geben könne, weil der Erreger der Krankheit über die Luft übertragen werde und dabei jegliches Hindernis durchdringe. Um diese Annahme zu begründen, griff der Schweizer Naturheilarzt auf neueste Erkenntnisse der Mikrobiologie zurück. So wies er in der Broschüre darauf hin, dass der französische Arzt Charles Nicolle (1866–1936) experimentell bewiesen habe, dass die Grippe durch einen »virus filtrant« hervorgerufen werde, der »mit der stärksten Vergrößerung unter dem Mikroskop« nicht wahrnehmbar sei und »die feinsten Bakterienfilter passieren« könne.[33] Trotz dieser Feststellung würden in der Schweiz immer mehr Maßnahmen zum Schutz vor dem Erreger gefordert, die bei näherer

31 Ebd., S. 226.

32 Keller-Hoerschelmann, Adolf: Die Spanische Grippe, in: Volksgesundheit, 11/17 (1918), S. 241.

33 Keller-Hoerschelmann, Adolf: Die Grippe. Ihre Verhütung und Heilung, Olten 1918, S. 5; siehe zur Suche nach dem Grippe-Erreger durch Nicolle und andere Wissenschaftler*innen: Spinney, Laura: Pale Rider. The Spanish Flu of 1918 and How It Changed the World, London 2017, S. 176–186.

Betrachtung gar keine Wirkung zeigen könnten. So habe beispielsweise vor kurzem ein Schweizer Arzt in mehreren Tageszeitungen eine allgemeine Maskenpflicht nicht nur für Ärzt*innen und Pflegepersonal, sondern für die gesamte Schweizer Bevölkerung verlangt.[34] Jedoch biete nach »Stand der modernen Forschung von Pasteur und Nicolle« eine solche Maske gar keinen Schutz vor einer Infektion, weil sie »von den ultravisiblen Bazillen mit Leichtigkeit durchdrungen« werden könne. Anstatt vor der Krankheit zu schützen, würde eine Maskentragepflicht die Bevölkerung nur verängstigen und dadurch der Grippe-Pandemie »ungeheuer Vorschub« leisten. Insbesondere »nervöse Seelen« würden unter den »Verhütungsmaßregeln mehr leiden […] als durch die Krankheit.«[35]

An diesen Beispielen aus der *Volksgesundheit* und Keller-Hoerschelmanns Broschüre zeigt sich ein typischer Mechanismus im Aushandlungsprozess um Gesundheitswissen und legitime Behandlungspraktiken zwischen der Naturheilkunde und der wissenschaftlichen Medizin. Weil viele führende Vertreter*innen der Naturheilbewegung wie Lucci-Purtscher und Keller-Hoerschelmann eine universitäre Medizinausbildung absolviert hatten und aufmerksam die neuesten Erkenntnisse der »Schulmedizin« und Naturwissenschaften verfolgten, konnten sie sich an den medizinischen Fachdiskursen beteiligen. Dabei griffen sie auf wissenschaftliches Wissen zurück, um die eigenen, oftmals nicht-evidenzbasierten Naturheilanwendungen zu legitimieren und zugleich die Behandlungsmethoden der wissenschaftlich arbeitenden Ärzt*innen infrage zu stellen. Zwar regten sie damit kritische Debatten innerhalb der wissenschaftlichen Medizin an. Jedoch gaben naturheilkundliche Akteur*innen wissenschaftliche Erkenntnisse meistens verkürzt wieder und ergänzten Lücken in der eigenen Argumentation mit subjektiven Erfahrungsberichten und Verschwörungserzählungen. So behauptete Keller-Hoerschelmann unter anderem, dass bei den Cholera- und Pestepidemien mehr Leute »aus Angst vor der Ansteckung« gestorben seien als durch die Folgen einer Infektion.[36]

Mit dieser Kommunikationsstrategie trieb die Naturheilbewegung einerseits die Delegitimierung der wissenschaftlichen Medizin voran. Andererseits hatte die Infragestellung der schulmedizinischen Behandlungsmethoden die Stärkung der eigenen Behandlungsansätze und der damit verbundenen Gesundheitsvorstellungen zum Ziel.[37] So behauptete Keller-Hoerschelmann in seiner Broschüre

---

34 Der zitierte Aufruf durch den Arzt E. Hegg erschien unter anderem am 21. Oktober 1918 im *Berner Intelligenzblatt*. Hegg begründet seine Forderung einer allgemeinen Maskenpflicht mit der Feststellung, dass auch symptomlose Infizierte die Spanische Grippe übertragen können und dadurch die Ausbreitung der Infektionskrankheit maßgeblich vorantreiben.

35 Keller-Hoerschelmann: Die Grippe, S. 8f.

36 Keller-Hoerschelmann: Die Grippe, S. 9.

37 Die Herstellung und Popularisierung von (Gegen-)Wissen ist ein wichtiges Instrument sozialer Bewegungen, um Menschen gegen (vermutete) Missstände zu mobilisieren. Auch in der Corona-Pandemie ist dieser Mechanismus zu beobachten: Reichardt, Sven; Pantenburg, Jo-

über die »Spanische Grippe«, dass das »epidemische Auftreten der Grippe« durch »Maßnahmen der öffentlichen Gesundheitspflege« überhaupt nicht verhütet werden könne. Vielmehr liege die »Disposition zu Infektionskrankheiten […] in der Blutbeschaffenheit«. Wer »schlechtes Blut« habe, der werde »leichter von dem Grippe-Bazillus befallen.«[38] Wichtiger als sämtliche Schutzmaßnahmen, Hygienevorschriften und Medikamente sei deshalb »die persönliche Gesundheitspflege zur Stärkung der Widerstandskraft des einzelnen Menschen«.[39] Damit wiederholte Keller-Hoerschelmann die bereits in der *Volksgesundheit* vorgebrachte Meinung, dass der beste Schutz vor der »Spanischen Grippe« eine aktive Gesundheitspflege sei. Um »Stoffwechsel- und andere Gifte« auszuscheiden, müssten in erster Linie die Haut, die Lunge, der Darm und die Nieren gepflegt werden.[40] Dazu würden sich tägliche Licht-, Luft- und Sonnenbäder sowie Dampf- und Vollbäder eignen. Die Haut könne auch mit Abwaschungen, Massagen und reichhaltigen Ölen gepflegt werden. Für die Stärkung der Lungenfunktion empfahl Keller-Hoerschelmann gezielte »Lungenpflege« durch »Tiefatmung im Freien [und] viel Aufenthalt in guter Luft.«[41] Nicht zuletzt spiele auch die Ernährung eine wichtige Rolle bei der Gesundheitspflege. Zu empfehlen seien insbesondere »Rohkost-Mahlzeiten«, um die Verdauung zu regulieren und Verstopfungen vorzubeugen.[42]

Vorbeugen statt Heilen: Durch Lebensreform die Gesundheit optimieren

Die Gesundheitsvorstellungen der Naturheilbewegung gründeten maßgeblich auf der Annahme, dass die meisten Menschen in modernen Gesellschaften durch eine ungesunde Lebensweise anfällig für Infektions- und sogenannte Zivilisationskrankheiten geworden seien. Vor allem die Stadtbevölkerung ernähre sich falsch, pflege den eigenen Körper nicht genügend, bewege sich zu wenig in der frischen Luft und sei im Alltag zu viel Stress ausgesetzt. Durch eine selbstverantwortliche Umgestaltung des persönlichen Lebensstils sei es jedoch möglich, wieder an Gesundheit und Widerstandskraft zu gewinnen. Dazu sollte auf industriell verarbeitete Lebensmittel, Fleisch, Alkohol, Zucker und Salz verzichtet und der Körper durch Sport, Gymnastik, Sonnenbäder und andere Übungen gestärkt und abgehärtet werden. Als Sammelbegriff für diese selbstreformerischen Praktiken breitete sich ab 1900 die Bezeichnung »Lebensreform« aus. Im engeren Sinne setzten sich Akteur*innen aus der Naturheil-, Vegetarier- und Freikörperkultur-Bewegung für

---

hannes; Sepp, Benedikt: Corona-Proteste und das (Gegen-)Wissen sozialer Bewegungen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 71/3-4 (2021), S. 22–27.

38 Keller-Hoerschelmann: Die Grippe, S. 18.

39 Ebd., S. 11.

40 Ebd., S. 11.

41 Ebd., S. 16.

42 Ebd., S. 21.

diese lebensreformerischen Gesundheitspraktiken ein. Zahlreiche Verbindungen gab es auch zur Jugend-, Antialkohol-, Reformpädagogik- und Freiwirtschaftsbewegung.[43]

Die Lebensreform war die konsequente Erweiterung der Naturheilkunde. Sie umfasste nicht mehr nur die Krankenbehandlung, sondern beinhaltete auch Ratschläge und Handlungsanweisungen für eine umfassende Neugestaltung der gesamten Lebensweise. Grundlegend dafür war die Idee, dass der Mensch seine Gesundheit durch eigene Verhaltensweisen beeinflussen und sogar bewusst lenken könne.[44] Dazu werde lediglich das notwendige Wissen über die richtige Ernährung, Körperpflege oder Freizeitgestaltung benötigt: Welche Nahrungsmittel sind gesund? Wie bereite ich eine Rohkostmahlzeit zu? Welche Produkte gibt es im Reformhaus zu kaufen? Wie kleide ich mich, damit genügend Luft an die Haut gelangt? Wie lange darf ich nackt in der Sonne baden? Lebensreformerische Akteur*innen verknüpften diese Wissensbestände und Handlungsanweisungen nicht nur mit spezifischen Gesundheits-, Körper- und Naturvorstellungen, sondern vermittelten auch grundlegende Menschenbilder und umfassende Gesellschaftsentwürfe. So wurde die Idee vom selbstverantwortlichen Individuum, das für seine eigene Gesundheit verantwortlich ist, auf viele weitere Lebensbereiche ausgeweitet. Überall sollte der einzelne Mensch sich selbst verändern, um nicht nur persönliche Schwächen auszubessern, sondern die Gesellschaft als Ganzes umzugestalten. Dieser Appell zur Selbstverantwortung und Selbstoptimierung prägte letztlich auch die Reaktion der Naturheilbewegung auf die Influenza-Pandemie: Jede einzelne Person sollte sich eigenverantwortlich schützen, und wer dazu nicht in der Lage war, wurde in Übereinstimmung mit sozialdarwinistischen Anschauungen selbst für seine bzw. ihre Erkrankung verantwortlich gemacht.[45]

43 Siehe zur Geschichte der Lebensreform u.a.: Fritzen, Florentine: Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006; Wedemeyer-Kolwe, Bernd: Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland, Darmstadt 2017; Rindlisbacher: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950).

44 Siehe zur Optimierung der Gesundheit durch lebensreformerische Praktiken: Graf, Simon: Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund. Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen, in: Body Politics, 1/1 (2013), S. 139–157; Möhring, Maren: Essen als Selbsttechnik. Gesundheitsorientierte Ernährung um 1900, in: Aselmeyer, Norman; Settele, Veronika (Hg.): Geschichte des Nicht-Essens. Verzicht, Vermeidung und Verweigerung in der Moderne, Berlin 2018, S. 39–60.

45 Vgl. Rindlisbacher: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950), S. 107ff.

Fazit

Die Influenza-Pandemie von 1918 stürzte die wissenschaftliche Medizin in eine Wissens- und Behandlungskrise. In Unkenntnis über den viralen Erreger konnten nur die Symptome der um sich greifenden Krankheit behandelt werden. Ebenso war die Entwicklung einer wirksamen Impfung nicht möglich. In der Folge erlebten alternative Behandlungsmethoden und damit verbundene Gesundheits- und Krankheitsvorstellungen einen Aufschwung. Während sich einige Erkrankte mit traditionellen Arzneien oder mit teils kuriosen Wundermitteln zu kurieren versuchten, setzten auch akademisch ausgebildete Ärzt*innen auf ungewöhnliche Anwendungen wie heiße Bäder, Wickel oder Diäten, um ihre Patient*innen zu behandeln. Die Naturheilbewegung versuchte diese medizinische Wissenskrise zu nutzen, um ihre Therapieansätze offensiv zu bewerben und die Behandlungsmethoden der »Schulmedizin« und die staatlichen Schutzmaßnahmen infrage zu stellen.

Dabei ist es wichtig, zu verstehen, dass die Pandemie die Auseinandersetzungen zwischen wissenschaftlicher Medizin und Naturheilkunde nicht hervorbrachte, sondern lediglich die seit dem frühen 19. Jahrhundert andauernden Aushandlungsprozesses über legitime Medizinalbehandlungen und gültiges Gesundheitswissen intensivierte und für eine breite Öffentlichkeit sichtbar machte.[46] So basierte die naturheilkundliche Ablehnung fiebersenkender Medikamente und präventiver Impfungen auf holistischen Gesundheits- und Krankheitsvorstellungen, die bereits über viele Jahrzehnte hinweg in den Kreisen der Naturheilbewegung zirkulierten. Entscheidend war dabei die Idee, dass sich der Körper der erkrankten Person bei einer Infektion mit der »Spanischen Grippe« selbst heilen könne und die behandelnden Ärzt*innen nur unterstützend eingreifen dürften. Noch besser, als die Patient*innen mit naturheilkundlichen Methoden zu heilen, seien jedoch vorbeugende Maßnahmen gegen die Krankheit durch einen gesundheitsorientierten Lebensstil. Mit der sogenannten Lebensreform sollten die Menschen durch spezifische Ernährungs-, Körper- und Gesundheitspraktiken dazu angeleitet werden, die eigene Widerstandsfähigkeit so weit zu optimieren, dass eine Influenza-Erkrankung keine schwerwiegenden Komplikationen mehr verursachen würde. Damit war letztlich eine Individualisierung und Entsolidarisierung der Pandemiebewältigung verbunden, die einer staats- und autoritätskritischen Haltung naturheilkundlicher Akteur*innen Vorschub leistete: Wer davon überzeugt war, dass die persönliche Gesundheit ausschließlich vom eigenen Handeln abhängt, lehnte kollektive Vorsorge-

46 Siehe zu den Mechanismen, wie Seuchen soziale Spannungen verschärfen, und welche Rolle sie bei der Aushandlung von Identitäten spielen: Thießen, Malte: Infizierte Gesellschaften. Sozial- und Kulturgeschichte von Seuchen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 65/20-21 (2015), S. 11–18.

und Schutzmaßnahmen wie eine Maskentragepflicht oder Impfungen (auch wenn diese für die Influenza noch gar nicht zur Verfügung standen) ab.

Diese Gesundheitsvorstellungen und die damit verbundenen Handlungsanweisungen waren zuletzt auch in der Corona-Pandemie sichtbar.[47] Trotz zahlreicher Ähnlichkeiten lassen sich aber keine validen Aussagen darüber machen, ob die Maßnahmenkritik aus denselben Bewegungen und Milieus wie 1918 kam. Zwar weisen neuere Studien darauf hin, dass die Naturheil- und Lebensreformbewegungen auch nach 1945 ihre Natur-, Körper- und Gesundheitsvorstellungen sehr aktiv weiter propagierten und damit beispielsweise die neuen sozialen Bewegungen und alternativen Milieus der 1970er und 1980er Jahre beeinflussten.[48] Zuletzt gab es auch erste Versuche, lebensreformerische Akteur*innen mit heutigen Maßnahmenkritiker*innen zu vergleichen.[49] Es sind jedoch noch weiterführende Studien notwendig, die nicht nur Ähnlichkeiten postulieren, sondern die Kontinuität lebensreformerischer Denkmuster sowie personelle und organisatorische Verbindungslinien anhand historischer Quellen nachweisen. Dabei ist es auch wichtig, den jeweiligen soziokulturellen Kontext in die Untersuchung miteinzubeziehen. Während 1918 noch nicht einmal die Existenz von Viren wissenschaftlich bewiesen war und es weder Infektionstests noch wirksame Impfungen gab, verfügten die Gesundheitsbehörden während der Corona-Pandemie über umfassendes Wissen über den Erreger und konnten das weltweite Infektionsgeschehen in Echtzeit mitverfolgen und die Bevölkerung über die Entwicklungen informieren. Trotz dieses Wissensvorsprungs waren die Proteste gegen die Pandemiemaßnahmen und medizinischen Behandlungsmethoden 2020 viel stärker als noch 1918. Um diese Zusammenhänge besser zu verstehen und die Entstehung von gesundheitsbezogenem Protestverhalten und der damit verbundenen Wissenschaftskritik analysieren zu können, ist eine vertiefte Erforschung lebensreformerischer Akteur*innen und anderer alternativer Bewegungen nach 1945 erforderlich.

---

47 Vgl. Thießen, Malte: Auf Abstand. Eine Gesellschaftsgeschichte der Coronapandemie, Frankfurt a.M./New York 2021.

48 Vgl. Siegfried, Detlef; Templin, David (Hg.): Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980. Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert, Göttingen 2019; Locher, Eva: Natürlich, nackt, gesund. Die Lebensreform in der Schweiz nach 1945, Frankfurt a.M. 2021.

49 Siehe u.a.: Speit: Verqueres Denken.

Literatur

Arnold, Catharine: Pandemic 1918. The Story of the Deadliest Influenza in History, London 2018.

Bundesamt für Statistik: Die Spanische Grippe von 1918. Todesfälle in der Schweiz auf Rekordniveau, 22.11.2018, in: https://www.bfs.admin.ch/bfs/de/home/statistiken/kataloge-datenbanken/publikationen.assetdetail.6467464.html (04.10.2021).

Dinges, Martin: Einleitung. Medizinkritische Bewegungen zwischen »Lebenswelt« und »Wissenschaft«, in: Ders. (Hg.), Medizinkritische Bewegungen im Deutschen Reich. (ca. 1870–1933), Stuttgart 1996, S. 7–38.

Eckart, Wolfgang Uwe; Jütte, Robert: Medizingeschichte. Eine Einführung, Köln 2014.

Fangerau, Heiner; Labisch, Alfons: Pest und Corona. Pandemien in Geschichte, Gegenwart und Zukunft. Freiburg/Basel/Wien 2020.

Fritzen, Florentine: Gesünder leben. Die Lebensreformbewegung im 20. Jahrhundert, Stuttgart 2006.

Graf, Simon: Leistungsfähig, attraktiv, erfolgreich, jung und gesund. Der fitte Körper in post-fordistischen Verhältnissen, in: Body Politics, 1/1 (2013), S. 139–157.

Heyll, Uwe: Wasser, Fasten, Luft und Licht. Die Geschichte der Naturheilkunde in Deutschland, Frankfurt a.M. 2006.

Hieronimus, Marc: Krankheit und Tod 1918. Zum Umgang mit der Spanischen Grippe in Frankreich, England und in dem Deutschen Reich, Münster 2006.

Jahn, Stefanie: »Spanische Grippe« und Homöopathie. Die Behandlung der Pandemie im internationalen Vergleich, Essen 2015.

Jütte, Robert: Geschichte der Alternativen Medizin. Von der Volksmedizin zu den unkonventionellen Therapien von heute, München 1996.

Keller-Hoerschelmann, Adolf: Die Grippe. Ihre Verhütung und Heilung, Olten 1918.

Keller-Hoerschelmann, Adolf: Die Spanische Grippe, in: Volksgesundheit, 11/17 (1918), S. 241–242.

Krabbe, Wolfgang R.: Naturheilbewegung, in: Kerbs, Diethart; Reulecke, Jürgen (Hg.), Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933, Wuppertal 1998, S. 77–85.

Kury, Patrick: Das Virus der Unsicherheit. Die Jahrhundertgrippe von 1918/19 und der Landesstreik, in: Rossfeld, Roman; Koller, Christian; Studer, Brigitte (Hg.): Der Landesstreik. Die Schweiz im November 1918, Baden 2018, S. 390–411.

Kutzner, Steffen: Heißes Bad gegen Coronavirus? Andres Bircher stellt bei TV-Interview falsche Behauptungen auf, in: https://correctiv.org/faktencheck/2020/04/16/heisses-bad-gegen-coronavirus-andres-bircher-stellt-bei-tv-interview-falsche-behauptungen-auf/ (04.10.2021).

Lauterburg, Bernhard: Die schlimmste Überraschung war die absolute Ohnmacht…, in: Schweizerische Ärztezeitung, 99/21 (2018), S. 681–683.

Lengwiler, Martin; Rothenbühler, Verena: Macht und Ohnmacht der Ärzteschaft. Geschichte des Zürcher Ärzteverbands im 20. Jahrhundert, Zürich 2004.

Locher, Eva: Natürlich, nackt, gesund. Die Lebensreform in der Schweiz nach 1945, Frankfurt a.M. 2021.

Lucci-Purtscher, Gisela: Die Spanische Grippe, in: Volksgesundheit, 11/15-16 (1918), S. 225–227.

Möhring, Maren: Essen als Selbsttechnik. Gesundheitsorientierte Ernährung um 1900, in: Aselmeyer, Norman; Settele, Veronika (Hg.): Geschichte des Nicht-Essens. Verzicht, Vermeidung und Verweigerung in der Moderne, Berlin 2018, S. 39–60.

Nachtwey, Oliver; Schäfer, Robert; Frei, Nadine: Politische Soziologie der Corona-Proteste, Basel 2020.

Regin, Cornelia: Selbsthilfe und Gesundheitspolitik. Die Naturheilbewegung im Kaiserreich (1889 bis 1914), Stuttgart 1995.

Reichardt, Sven; Pantenburg, Johannes; Sepp, Benedikt: Corona-Proteste und das (Gegen-)Wissen sozialer Bewegungen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 71/3-4 (2021), S. 22–27.

Rengeling, David: Die Influenza-Pandemie als Tatsache, in: Engelschalt, Julia; Maibaum, Arne (Hg.): Auf der Suche nach den Tatsachen. Proceedings der 1. Tagung des Nachwuchsnetzwerks »INSIST«, 22.-23. Oktober 2014, Berlin (INSIST-Proceedings, 1), 2015, S. 98–112.

Rengeling, David: Vom geduldigen Ausharren zur allumfassenden Prävention. Grippe-Pandemien im Spiegel von Wissenschaft, Politik und Öffentlichkeit, Baden-Baden 2017.

Rindlisbacher, Stefan: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950). Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen, Berlin u.a. 2022.

Rusterholz, Armin: »Das Sterben will nicht enden!«. Die Spanische Grippe-Epidemie 1918/19 in der Schweizer Armee mit besonderer Berücksichtigung der Glarner Militäropfer, Arni 2008.

Salfellner, Harald: Die Spanische Grippe. Eine Geschichte der Pandemie von 1918. Im Vergleich mit COVID-19, Prag 2020.

Siegfried, Detlef; Templin, David (Hg.): Lebensreform um 1900 und Alternativmilieu um 1980. Kontinuitäten und Brüche in Milieus der gesellschaftlichen Selbstreflexion im frühen und späten 20. Jahrhundert, Göttingen 2019.

Sonderegger, Christian: Die Grippeepidemie 1918/19 in der Schweiz, Lizentiatsarbeit Universität Bern 1991.

Sonderegger, Christian; Tscherrig, Andreas: Die Grippepandemie in der Schweiz 1918–1919, in: Kramer, Daniel; Pfister, Christian; Segesser, Daniel Marc: »Woche

für Woche neue Preisaufschläge«. Nahrungsmittel-, Energie und Ressourcenkonflikte in der Schweiz des Ersten Weltkrieges, Basel 2016, S. 259–283.
Speit, Andreas: Verqueres Denken. Gefährliche Weltbilder in alternativen Milieus, Berlin 2021.
Spinney, Laura: Pale Rider. The Spanish Flu of 1918 and How It Changed the World, London 2017.
SRF Tagesschau: Die auffälligen Parallelen zwischen den Pandemien, in: https://www.srf.ch/news/schweiz/spanische-grippe-und-covid-19-die-auffaelligen-parallelen-zwischen-den-pandemien (04.10.2021).
Thießen, Malte: Auf Abstand. Eine Gesellschaftsgeschichte der Coronapandemie, Frankfurt a.M./New York 2021.
Thießen, Malte: Infizierte Gesellschaften. Sozial- und Kulturgeschichte von Seuchen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, 65/20-21 (2015), S. 11–18.
Vasold, Manfred: Die Spanische Grippe. Die Seuche und der Erste Weltkrieg. Darmstadt 2009.
Wedemeyer-Kolwe, Bernd: Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland, Darmstadt 2017.
Winkle, Stefan: Geißeln der Menschheit. Kulturgeschichte der Seuchen, Düsseldorf/Zürich 1997.
Wirz, Albert: Die Moral auf dem Teller. Dargestellt an Leben und Werk von Max Bircher-Benner und John Harvey Kellogg, Zürich 1993.
Witte, Wilfried: Tollkirschen und Quarantäne. Die Geschichte der Spanischen Grippe, Berlin 2008.
Wolff, Eberhard (Hg.): Lebendige Kraft. Max Bircher-Benner und sein Sanatorium im historischen Kontext, Baden 2010.
Wolff, Eberhard: Der erzählte Zaubertrank. Kräuterpfarrer Künzle und die Spanische Grippe von 1918, in: Schweizerische Ärztezeitung, 99/22 (2018), 733–735.
Wolff, Eberhard: Moderne Diätetik als präventive Selbsttechnologie. Zum Verhältnis heteronomer und autonomer Selbstdisziplinierung zwischen Lebensreformbewegung und heutigem Gesundheitsboom, in: Lengwiler, Martin/Madarász, Jeannette (Hg.): Das präventive Selbst. Eine Kulturgeschichte moderner Gesundheitspolitik

Die Krise des Szenarios

Das Grippepandemieszenario und seine blinden Flecken

Kevin Hall & Klaus Scheuermann

1. Die Krise des Szenarios, oder: Wie wir unvorbereitet wurden

> »Das öffentliche Leben in Frankfurt ist nahezu zusammengebrochen. Die Krankenhäuser wissen nicht, wohin mit den vielen Grippe-Kranken und jenen, die sich für grippekrank halten und doch nur eine Erkältung haben. Alle Betten sind belegt, die Patienten stehen auf den Gängen und geben ihre Viren an jeden noch gesunden Klinik-Mitarbeiter weiter. Schon jetzt ist jeder vierte Bürger krank. Auch jeder vierte Polizist, Feuerwehrmann und Bankkaufmann. Und wie stark die zweite Grippe-Welle sein wird, weiß keiner.« (F.A.Z. vom 07.02.2009, S. 48.)

Dies ist ein Auszug aus einem Zeitungsbericht über eine szenariobasierte Tabletop-Übung in den Räumen der F.A.Z. mit Vertreter*innen der Frankfurter Krankenhäuser im Frühjahr 2009. Die vom Institut für Management- und Wirtschaftsförderung sowie dem F.A.Z.-Institut organisierte Übung sollte den Kliniken dabei helfen, die Dinge zu identifizieren, auf die es im Fall einer Grippepandemie ankommt. Der Artikel gibt das Fazit der Übungsteilnehmer*innen wieder: Viele Kliniken, Städte und Gemeinden seien nur mangelhaft vorbereitet. Als sich das SARS-Coronavirus-2 im Frühjahr 2020 ausgehend von der chinesischen Stadt Wuhan weltweit ausbreitete, mussten viele Staaten feststellen, dass sie trotz zahlreicher Notfallpläne, Übungen zum Ausbruchsmanagement und Frühwarnsysteme zur Detektion neuer Erreger paradoxerweise mangelhaft vorbereitet waren (Mezes und Opitz 2020, S. 381).

Der Kulturanthropologe Andrew Lakoff (2008, S. 400) stellt mit Bezug auf die US-Gesundheitsbehörden und Sicherheitsexpert*innen die Frage, wie es zu diesem Unvorbereitetsein kam. Im Zentrum seiner Überlegungen steht ein Wechsel zum Paradigma der Vorbereitung (engl. *preparedness*), das wesentlich mit der Wissenstechnik des Szenarios arbeitet. Vor diesem Hintergrund argumentieren wir, dass ein bestimmtes Szenario – das Grippepandemieszenario (im Folgenden kurz Grip-

peszenario) – bis 2019 als das paradigmatische Pandemieszenario[1] diente und Netzwerke bildete, die zwar den Bereich des Denkbaren erweiterten und soziale Koordination ermöglichten, aber gleichzeitig auch zwei eng miteinander verbundene ›blinde Flecken‹ beinhaltete. Das Grippeszenario sowie seine anschließenden Pandemiepläne und Übungen erwiesen sich angesichts der Herausforderungen der COVID-19-Pandemie als zu begrenzt. Sie hatten die Notwendigkeit und Möglichkeit einer zeitlich unbegrenzten Kontaktpersonennachverfolgung (KPNV) nicht bedacht. Gleichzeitig wurde das Grippeszenario der hierfür zentralen Bedeutung der lokalen Gesundheitsämter nicht gerecht, insofern es weder die Problematik der notwendigen Personalausstattung, noch die Möglichkeiten der Generierung von Zusatzpersonal oder die Herausforderungen eines permanent fluktuierenden Personalbedarfs imaginieren konnte. Diese ›blinden Flecken‹, so unser Argument, waren zentrale Bestandteile des ›Unvorbereitetseins‹ der deutschen Bundesregierung und anderer Staaten Europas im Hinblick auf die COVID-19-Pandemie. Dieses Argument wollen wir im Folgenden in drei Schritten ausführen:

Im ersten Schritt unseres Arguments stellen wir das Szenario als eine Wissenstechnik vor, welche die Ungewissheiten künftiger Großschadenslagen vorstellbar und bearbeitbar macht. Hierzu nutzt sie eine Krisenrhetorik, die Handlungsspielräume im Sinne ›harter Zwangsalternativen‹ beschränkt (Koselleck 2006, S. 207; Anderson 2021). Das Szenario verstehen wir dabei als eine Problemdefinition, die zur Bildung von Akteur-Netzwerken dienen kann (Callon 2006). Im zweiten Schritt arbeiten wir die Problemdefinition des Grippeszenarios in Deutschland anhand von Pandemieplänen heraus und zeigen am Beispiel der Länderübergreifenden Krisenmanagementübung Exercise (LÜKEX), wie das Grippeszenario in

1 Pandemien sind zu unterscheiden von Epidemien. Eine Epidemie bezeichnet ein lokal oder regional begrenztes, überdurchschnittliches Fallaufkommen (Bonita, Beaglehole & Kjellström 2006, S. 119). Eine Pandemie bezeichnet dagegen »[e]ine neu, aber zeitlich begrenzt in Erscheinung tretende, weltweite starke Ausbreitung einer Infektionskrankheit mit hohen Erkrankungszahlen und i.d.R. auch mit schweren Krankheitsverläufen.« (Robert Koch-Institut 2015, S. 99) Neben Influenza- und Coronaviren haben auch andere Erreger wie bspw. *Vibrio cholerae* (verantwortlich für bislang sieben Cholera-Pandemien), *Yersinia pestis* (der Erreger der drei Pestpandemien) und HIV Pandemien ausgelöst. Dem Anthropologen Alex de Waal zufolge problematisiere die laufende HIV/AIDS Pandemie die obige ereignishafte Pandemiedefinition wegen ihres langsamen Krankheitsverlaufs (de Waal 2021, S. 113). Influenza erhielt seine besondere Stellung in der Pandemieplanung nach dem Fund eines neuen Stammes der Vogelgrippe (H5N1) in Hongkong in 1997. Die WHO befürchtete, dass dieses Influenzavirus eine Pandemie auslösen könnte, die so verheerend wie die Grippepandemie von 1918–20 sein könnte. Sie begann daraufhin, erstmals einen Pandemieplan zu entwickeln, und empfahl ihren Mitgliedsstaaten, eine eigene Influenzapandemieplanung zu initiieren (WHO 1999, S. 5–7). Viele Länder kamen dieser Forderung nach. Zur Geschichte der Pandemieplanung in Deutschland siehe Hall (2021, S. 130ff.); für den US-amerikanischen Kontext siehe Caduff (2015).

der Bildung eines Akteur-Netzwerks wirksam wurde. In diesem Akteur-Netzwerk wurde der spezifische Aufgabenbereich der kommunalen Gesundheitsämter in der Pandemie auf eine hauptsächlich koordinative Rolle beschränkt. Im dritten Schritt zeigen wir, wie sich die Problemdefinitionen des imaginierten Grippeszenarios in der COVID-19-Pandemie darstellten. Durch die veränderte Problemlage ergab sich eine andere Rolle für die Gesundheitsämter. In dieser realen Pandemie sollten sie als zentraler Akteur mittels einer KPNV in nie dagewesenem Maßstab zur Eindämmung der Infektionen beitragen. Mit der umfangreichen Personalaufstockung und dem damit einhergehenden organisatorischen Wandel benennen wir zwei lokale Folgeprobleme, die so weder in den imaginierten Grippeszenarien noch in den dazugehörigen Pandemieplänen vorhergesehen oder vorbereitet waren.

Für unsere Argumentation greifen wir auf Daten aus einschlägigen Pandemieplänen und Berichten über die LÜKEX 2007 und 2013, auf 34 Interviews mit 17 Gesundheitsämtern und auf eine dreieinhalbmonatige teilnehmende Beobachtung im Bereich der KPNV eines Gesundheitsamtes zurück, die wir von August 2020 bis April 2021 erhoben haben. Die Interviews sowie die teilnehmende Beobachtung wurden ermöglicht durch eine Kooperation mit dem Robert Koch-Institut (RKI) im Rahmen des Projekts »Die Verwaltung der Kontaktverfolgung unter COVID-19« an der Universität Marburg. Das Projekt untersucht u.a. die Frage, mit welchen organisatorischen Strategien die Gesundheitsämter in der Pandemie lokal versuchen, die massive Arbeitslast zu bewältigen und den Auf- und Ausbau der KPNV voranzubringen.

2. Das Krisenszenario als Wissenstechnik und ›Übersetzung‹

Etwa seit den 1990er Jahren gab es ein Mantra bei Expert*innen der Gesundheitssicherheit: Die Frage ist nicht ob, sondern wann die nächste Pandemie kommt.[2] So beginnt etwa auch die damalige Frankfurter Stadträtin für Umwelt und Gesundheit Dr. Manuela Rottmann das Vorwort des Kommunalen Pandemieplans der Stadt Frankfurt a.M. mit den Worten: »Alle Experten sind sich einig, dass eine erneute Influenzapandemie kommen wird. Wenn auch Zeitpunkt, Subtyp des Erregers

2 Der Kulturanthropologe Carlo Caduff hat in seiner Ethnografie über die Pandemieplanung der USA anhand einiger führender Influenzaforscher – vor allem Robert Webster und Michael T. Osterholm – den unausweichlichen Charakter der apokalyptischen Pandemieprophezeiungen herausgearbeitet (Caduff 2015, S. 1–3). Diese Unausweichlichkeit einer Influenzapandemie findet sich auch im britischen Nationalen Risikoregister wieder: »The consensus view among experts is that there is a high probability of another influenza pandemic occurring. It is impossible to forecast its timing or the nature of its impact.« (Cabinet Office 2015, S. 13, 19).

und die Dimension nicht genau vorhergesagt werden können« (Stadtgesundheitsamt der Stadt Frankfurt a.M. 2008, S. 1).[3] Die von Rottmann angesprochenen Unsicherheiten über den Zeitpunkt, den Subtyp des Erregers und das Schadensausmaß erschweren den jeweiligen Staaten eine adäquate Pandemievorbereitung.

Die Ungewissheiten zukünftiger Großschadenslagen, wie dem Nuklearkrieg, Hurrikans, Stromausfall oder auch Seuchenausbrüchen stellen epistemische Herausforderungen dar. Der Physiker und Kybernetiker Herman Kahn entwickelte während des Kalten Krieges in den 1960er Jahren die Szenario-Technik, um die Ungewissheiten dieser Großschadenslagen in Gegenwart und Zukunft mittels einer imaginierten, projizierten Zukunft zu regieren. Ihr Motto wird häufig verkürzt auf den Satz »Das Undenkbare denken!« (Opitz & Tellmann 2011, S. 36). Die Szenario-Technik soll also die Teilnehmer*innen aus ihren alltäglichen Denk- und Handlungsmustern herausholen und mit einer radikal neuen Situation konfrontieren. Dabei versuchen Szenarien ausdrücklich nicht, die Zukunft mithilfe von Modellen oder gar Computersimulationen vorherzusagen. Vielmehr soll die Ausarbeitung plausibler Szenarien die Unsicherheiten der *Unknown Unknowns* (Cooper 2006) – die unbekannten Wissenslücken – reduzieren und sie vorstellbar und somit handhabbar machen. An die Stelle von Wahrscheinlichkeiten und der epistemologischen Autorität des Erfahrungswissens tritt also die narrative Plausibilität (Opitz & Tellmann 2011, S. 30). Hierfür schlug Kahn vor, »eine hypothetische Sequenz von Ereignissen mit dem Ziel zu konstruieren, die Aufmerksamkeit auf Kausalprozesse und Entscheidungspunkte zu lenken« (Kahn 1967, S. 6; zitiert nach Aligica 2004, S. 75; unsere Übersetzung). Diese Entscheidungspunkte sind als temporäre Wendepunkte zu verstehen. Beispielsweise deutet die eingangs erwähnte Übung, durch die Erkrankungen in Polizei und Feuerwehr, den Zusammenbruch der sozialen Ordnung an, der abgewendet werden muss. Insofern folgen Szenarien einer gleichzeitig diagnostischen und prognostischen Krisenlogik (Anderson 2021, S. 168). Dem Historiker Reinhart Koselleck zufolge besteht die Krise in einem Zwang zur Entscheidung und »zum Handeln unter dem Vorgebot der Zeitnot« (Koselleck 2006, S. 213; Anderson 2021, S. 168). Rhetorisch operiert die Krisendiagnose somit mit »harten Zwangsalternativen«, die den Entscheidungsspielraum einengen (Koselleck 2006, S. 207). Zur Identifikation der entsprechenden Kausalprozesse und Entscheidungspunkte müssen zwei Fragen gestellt werden: (1) Wie könnte sich eine beliebige, hypothetische Situation Schritt für Schritt entwickeln? (2) Welche Alternativen gibt es für jede*n Akteur*in zu jedem Schritt, um den Prozess abzuwenden

3 Auch der Nationale Pandemieplan des RKI von 2007 enthält die Elemente der Eintrittswahrscheinlichkeit, der Ungewissheit über den Zeitpunkt und den Verweis auf Expert*innen (hier Robert Webster): »Obwohl der genaue Zeitpunkt und das Ausmaß einer zukünftigen Influenzapandemie nicht vorhergesagt werden können, glauben viele Experten, dass es Anzeichen gibt, die auf eine kurz bevorstehende Pandemie hindeuten.« (RKI 2007, S. 7)

oder abzumildern? Die Antworten auf diese Fragen erzeugen notwendig ›blinde Flecken‹ durch den Ausschluss von Handlungsoptionen.

In ihrer konkreten Ausgestaltung nutzt die Szenario-Technik verschiedene Übungsformate mit unterschiedlichen Graden der Immersion: zum Beispiel Tabletop-, Stabsrahmen- oder operative Rollenspielübungen mit Kompars*innen und realen Einsatzkräften. Anhand eines Drehbuchs werden die Ereignisse des Szenarios von den Teilnehmer*innen durchgespielt. Dabei unterscheidet die Kulturanthropologin Limor Samimian-Darash (2021) Szenarioübungen nach dem Grad, in dem das Szenario auf gewohnte und bekannte Ereignisse zurückgreift. Übungen eines bekannten Ereignisses, die so nahe wie möglich am ausgearbeiteten Drehbuch vollzogen werden, um Pläne und bestimmte Reaktionen zu proben, folgen Samimian-Darash zufolge einer simulativen Logik (engl. *simulative*) mit vorgegebenen, begrenzten Lösungsmöglichkeiten. In der simulativen Logik gibt es wenig Raum für Unerwartetes. Demgegenüber bezeichnet sie Übungen, deren Skript dynamisch in der Interaktion mit den Teilnehmenden fortgeschrieben wird, als einer szenaristischen Logik (engl. *scenaristic*, das Drehbuch fortschreibend) folgend (Samimian-Darash 2021, S. 5). Unsicherheiten werden hierbei durch vielfältige kleine Ereignisse und deren Ergebnisse erzeugt (Samimian-Darash 2021, S. 8–9). In der simulativen Übung werden eingeübte Abläufe und Kommunikationsketten demonstriert, während szenaristische Übungen Lücken in der eigenen Vorbereitung identifizieren sollen. Die Szenario-Übung besteht in beiden Fällen aus einem zweistufigen Prozess: Der parallelen Erarbeitung von Plänen zur Bewältigung eines Szenarios sowie eines Drehbuchs einerseits und der Übung andererseits. Beide Prozesse finden in engem Austausch mit den Teilnehmer*innen statt.

Aus den obigen Ausführungen wird deutlich, dass die Szenario-Technik nicht nur als Technik zur Generierung neuen Wissens verstanden werden sollte. Vielmehr versammelt sie eine Reihe von Akteur*innen zur Ausgestaltung der Pläne und Drehbücher sowie zur Übungsdurchführung. Die Szenario-Technik kann auch unter dem Gesichtspunkt der Mobilisierung sozialer Gruppen verstanden werden. Diesen Prozess verstehen wir in Anschluss an Michel Callons »Sozio-Logik der Übersetzung« als Bildung von Akteur-Netzwerken (Callon 2006). Callons Begriff der ›Übersetzung‹ umfasst vier Elemente. Die ›Problematisierung‹ bezeichnet den Prozess, in dem ein*e Akteur*in ein Problem so definiert, »dass andere es als ihr Problem akzeptieren« können (Belliger & Krieger 2006, S. 40). Der Übersetzungsprozess kann eine Anpassung der Problemdefinition erforderlich machen, so dass die potenziellen Partner*innen durch die Lösung des Problems der*des Übersetzenden ihre eigenen Probleme lösen können. Diesen Prozess beschreibt Callon als ›Interessement‹, weil der*die übersetzende Akteur*in die potenziellen Partner*innen für Funktionen, Identitäten oder auch Rollen im vorgeschlagenen Lösungsweg zu interessieren versucht. Der Begriff des ›Enrolment‹ beschreibt die tatsächliche Übernahme der angebotenen Rollen im Netzwerk durch die Partner*innen. Das

Netzwerk wird daraufhin weiter gefestigt durch den Prozess der ›Mobilisierung‹, der im weitesten Sinne die Entstehung und Pflege von Tauschbeziehungen zwischen den Netzwerkpartner*innen umfasst (Belliger & Krieger 2006, S. 40–41). Im folgenden Abschnitt beschränken wir uns auf die Darstellung der ›Problematisierung‹ und das ›Enrolment‹ in der Übung, um zu zeigen, wie einerseits die Problemdefinition Rollen für die Gesundheitsämter im Grippeszenario festlegte und andererseits im ›Enrolment‹ Akteur*innen auf die Ausgestaltung des Szenarios einwirken.

3. Das Grippeszenario

Das Grippeszenario wollen wir hier als ›Problematisierung‹ untersuchen. Wie wir im folgenden Abschnitt zeigen werden, definiert es maßgeblich drei Probleme: Erstens, ein unabänderlicher Verlauf der Pandemie; zweitens, die Gesundheitsversorgung einer Masse von Erkrankten; und drittens, eine verängstigte bzw. ›panische‹ Öffentlichkeit (Hall & Wolf 2021). Aus diesen Problemdefinitionen folgten verengte Handlungsoptionen und eine marginalisierte Rolle für die Gesundheitsämter im Akteur-Netzwerk des Grippeszenarios.

3.1 Die Problemdefinition

Anhand einer historischen Rekonstruktion der deutschen Pandemieplanung wollen wir die Problemdefinition des Grippepandemieszenarios herausarbeiten. Verschiedenen Autor*innen zufolge erzeugte ein neuer Begriff von Infektionskrankheiten ab dem Ende der 1980er Jahre Anknüpfungspunkte für Sicherheitsstrateg*innen und Notfallplaner*innen. Dieser Begriff der neuen und vermehrt auftretenden Infektionskrankheiten (engl. *emerging (and re-emerging) infectious diseases*) bündelt Globalisierungsnarrative, vulnerable Körperbilder und sich wandelnde soziale und kulturelle Muster zu einem Bedrohungsszenario für die westlichen Industrienationen (Weir & Mykhalovskiy 2010, S. 29; Braun 2008; Collier & Lakoff 2008; King 2002, 2004).

In Deutschland befasste sich seit 1998 die zivilmilitärische »Arbeitsgruppe Seuchenschutz« mit dem Verfassen von Notfallplänen für Seuchenausbrüche und Grippepandemien. Sie bestand aus Mitarbeiter*innen des RKI,[4] Infektiolog*innen aus

4 Das RKI ist die obere Bundesbehörde für Krankheitsüberwachung und -prävention im Geschäftsbereich des Bundesgesundheitsministeriums (BMG). Diese Struktur spiegelt sich im föderalen System Deutschlands auf der Länderebene. Hier sind die Landesgesundheitsämter als Landesoberbehörde dem jeweiligen Ministerium mit dem Ressort Gesundheit nachgeordnet. Die Kreisgesundheitsämter stellen in dieser Hierarchie die unterste Landesbehörde dar. Da Katastrophenschutz und somit Pandemieplanung Landessache ist, musste der Pan-

Krankenhäusern mit Isolierstationen sowie dem medizinischen Dienst der Bundeswehr (Fock et al. 1999; Fock 1999; Fock et al. 2001). Aus dieser Initiative entwickelte das RKI seinen Nationalen Pandemieplan. Die Bundesländer und Kommunen griffen den Plan parallel zu seiner Entstehung auf und übersetzten ihn in ihre eigenen Planungen (Amt für Gesundheit 2012; GMK 2016; RKI 2007, 2016; Stadtgesundheitsamt Frankfurt a.M. 2008).

Aus heutiger Sicht überraschend ist, dass all diesen Plänen ein immer gleicher, unabänderlicher Verlauf der pandemischen Wellen wie auch der entsprechenden menschlichen Reaktions- und Verhaltensweisen zugrunde liegt. Dieser Verlauf wird in den Pandemieplänen folgendermaßen imaginiert: Jede Welle spielt sich innerhalb von ca. acht Wochen ab. Zum vierwöchigen Höhepunkt der Welle erkranken zwei Drittel aller Infizierten (bspw. Stadtgesundheitsamt Frankfurt a.M. 2008, S. 9–10). Die Pandemiewellen sind damit den saisonalen Grippewellen nachempfunden. Die Anzahl der Infizierten gibt den Schweregrad des Szenarios wieder. Leicht, Mittel und Schwer heißt, dass sich den Plänen zufolge 15, 30 oder 50 Prozent der Bevölkerung infizieren.

Mit dem Meltzer-Modell – benannt nach dem Gesundheitsökonomen Martin Meltzer von den US-amerikanischen Centers for Disease Control and Prevention (CDC) – unterfüttert das Szenario die Schweregrade mit konkreten Zahlen für Arztkonsultationen, Krankenhauseinlieferungen und Todesfälle (Meltzer et al. 1999). Die Zahlen verleihen dem Szenario eine narrative Dichte und richten die Aufmerksamkeit auf die primäre Gesundheitsversorgung. Hierbei ist anzumerken, dass Meltzer et al. (1999) weder die Erkrankungsraten noch andere epidemiologische Daten simulierten. Die klinischen Erkrankungs- und Todesraten übernahmen sie aus früheren Influenzaepidemien und -pandemien (Meltzer et al. 1999, S. 660). Die Gesamtinfektionsraten (inklusive asymptomatisch Infizierter) waren Annahmen, um konkrete Zahlen berechnen zu können, wobei das 50-Prozent-Szenario erst im deutschen Kontext auftauchte und an die bislang verheerendste Grippepandemie von 1918–20 angelehnt war (Fock et al. 2001, S. 971).

Das Meltzer-Modell wurde im Kontext der deutschen Grippepandemiepläne zu einer Technologie für Pandemieplaner*innen auf Kreis-, Landes- oder Bundesebene, um die jeweilige Belastung der primären Gesundheitsversorgung (Arztkonsultationen und Krankenhauseinweisungen) sowie den Bedarf an Impfstoffen, Medikamenten und Schutzausrüstung zu berechnen. Tabelle 1 zeigt beispielhaft, wie dieses Modell in der LÜKEX 2007, die wir im nächsten Abschnitt näher diskutieren werden, mit dem Szenario »Influenza-Pandemie« wirksam wurde. Hier erscheinen die Infizierten, schwer Erkrankten und Toten als ein statistisch unabänderlicher Fakt,

demieplan auf nationaler Ebene von der Gesundheitsministerkonferenz der Länder (GMK) beschlossen werden.

weil weder die Pläne, noch das Szenario der LÜKEX 2007 den Folgen der Influenzapandemie, Fall- und Sterbezahlen bei erfolgreichen Maßnahmen gegenüberstellen.

Tabelle 1: Das Meltzer-Modell in der LÜKEX 2007[5]

Lükex 2007 Influenza-Pandemie		
Modell-Rechnung: Auswirkungen einer Pandemie in Deutschland		
Erkrankungsrate – 15 % der Bevölkerung	Konsultationen	6.500.000
	Krankenhauseinweisungen	190.000
	Tote	51.000
Erkrankungsrate * 30 % der Bevölkerungen * Planungsannahme für LÜKEX 2007	Konsultationen	13.000.000
	Krankenhauseinweisungen	370.000
	Tote	102.000
Erkrankungsrate – 50 % der Bevölkerung	Konsultationen	22.000.000
	Krankenhauseinweisungen	620.000
	Tote	172.000
Saisonale Influenza	Konsultationen	ca. 2–4.000.000
	Krankenhauseinweisungen	ca. 20.000
	Tote	ca. 10.000

Der projizierte, unabänderliche Verlauf des Szenarios zusammen mit der zivilmilitärischen Ausrichtung der ursprünglichen Planungsgruppe hatte vor allem drei Konsequenzen für die wahrgenommenen Handlungsoptionen in Pandemien:

3.1.1 Der unabänderliche Verlauf der Pandemie

Die erste Folge war eine unabänderliche Temporalität der Pandemie. Die Pläne unterteilen den Pandemieverlauf in vier Phasen: (a) vor der Welle, (b) während der Welle, (c) Höhepunkt der Welle und (d) nach der Welle. Hieran schließen die drei zentralen Strategien von ›Eindämmung‹, ›Schutz‹ und ›Folgenminderung‹ des nationalen Grippepandemieplans an (GMK 2016). Bei den geringen Infektionszahlen vor der Welle gilt es, das Influenzavirus einzudämmen (GMK 2016, S. 30). Rigorose KPNV,

5 Tabelle adaptiert nach Wagner 2009, S. 524.

Isolation und Quarantäne sind in der Eindämmungsphase angezeigt. Bei ansteigenden Fallzahlen sollen in der Schutzphase die vulnerablen Gruppen und Einrichtungen geschützt werden. Die KPNV soll in dieser Phase nur noch solange durchgeführt werden, wie sie von den Gesundheitsämtern mit ihren personellen Ressourcen zu bewältigen ist. Zum Höhepunkt der Welle sieht die Strategie zur Folgenminderung u.a. arbeitsorganisatorische Maßnahmen, Besuchsregelungen und kohortierte Behandlung von Erkrankten vor, um die Überlastung der medizinischen Infrastruktur zu verhindern (GMK 2016, S. 39–42). Die Maßnahmen der Quarantäne und KPNV erachten die Pläne dann als undurchführbar. Im Frankfurter Pandemieplan von 2008 heißt es hierzu: »Quarantänemaßnahmen sind angesichts einer steigenden Zahl von Erkrankten nicht mehr praktikabel, da ein großer Teil der Bevölkerung die Definition der Kontaktperson erfüllt.« (Stadtgesundheitsamt Frankfurt a.M. 2008, S. 29) Entsprechend schilderten Mitarbeitende von Gesundheitsämtern in unseren Interviews die KPNV während der Grippepandemie von 2009/2010 als Maßnahme, deren Durchführbarkeit sich als zeitlich eng begrenzt darstellte. So erläuterte der Amtsleiter von Gesundheitsamt 5:

> »[KPNV] ist eigentlich unsere Routine-Aufgabe. Nur in dieser Menge ist das natürlich so extrem, wie wir es nur bei der Schweinegrippe am Anfang hatten. Da war das genauso. Da hatten wir auch die Ersten, die zurückkamen, dann kamen immer mehr, dann kamen immer mehr, dann kamen bis zu 80 Telefonate für eine Person am Tag. Dann haben wir gemerkt: Das geht so überhaupt nicht. Wir können ja nicht nur telefonieren. Ich muss ja noch was anderes machen. Und dann hat man nach und nach sortiert. […] Wobei das bei der Schweinegrippe ja ein relativ überschaubarer Zeitraum war. Das hat sich steil aufgeschaukelt. Dann hat man gesehen: Jetzt haben wir die Kontrolle verloren. Und dann haben wir ja sofort aufgehört. Dann haben wir die ganzen Faxe, die reinkamen, nur noch gestapelt und haben die gar nicht mehr angerufen. Wir haben die Kontaktpersonennachverfolgung nach relativ kurzer Zeit vollkommen eingestellt. Wie viele Wochen waren das? Vielleicht sechs Wochen oder so. Und dann haben wir gesagt: Nein, das brauchen wir gar nicht mehr anrufen, weil das ist sowieso klar, was die haben.« (Amtsleiter, Gesundheitsamt 5)

Dieses Vorgehen stellte der Virologe Christian Drosten[6] in seinem Podcast »Coronavirus-Update« im Norddeutschen Rundfunk als den »Lehrbuchfall für Pandemie-Kontrolle« dar: »Man kann das nicht aufhalten. Man muss das letztendlich ein bisschen laufen lassen«, sagte Drosten in Bezug auf die projizierten Grippepandemien

6 Christian Drosten gehörte zum Entdeckerkreis des ersten SARS-Coronavirus, welches die SARS-Pandemie von 2002/2003 auslöste. Seit 2017 leitet er das Institut für Virologie am traditionsreichen Berliner Universitätsklinikum Charité. In der COVID-19-Pandemie war er beteiligt an der Entwicklung des ersten Diagnosetestkits.

(Hennig & Drosten 2021, S. 6). Der unabänderliche Verlauf der Pandemie macht dieser Vorstellung zufolge eine ›Durchseuchung‹ der Bevölkerung unvermeidbar.

3.1.2 Die Engführung auf die medizinische Versorgung

Die angenommene Unabänderlichkeit des Pandemieverlaufs sowie der zivilmilitärische Hintergrund der ursprünglichen Planungsgruppe um Fock et al. (2001) rückte Krankenhäuser und Rettungsdienste und deren Ausstattung sowie Einsatzbereitschaft in den Fokus der Interventionen. Die Pläne auf kommunaler Ebene geben üblicherweise detailliert Auskunft über Zahlen von Behandlungsplätzen und notwendigen Vorräten an Schutzausrüstung (Amt für Gesundheit 2012, S. 41; Stadtgesundheitsamt Frankfurt a.M. 2008, S. 46, 50). Nicht die Verhinderung von Erkrankungen, sondern die Versorgung von Patient*innen steht im Zentrum der Pläne. Der Grund hierfür liegt unter anderem in der wahrgenommenen Möglichkeit einer pharmakologischen Prophylaxe mittels antiviraler Medikamente und einer schnellen Anpassung der Impfstoffe. So kontrastierte der Amtsleiter von Gesundheitsamt 14 die Maßnahmen im Pandemieplan mit den aktuellen Maßnahmen während der COVID-19-Pandemie:

> »Während wir die Influenzapläne operativ in Richtung dieser Gegenmaßnahmen ausgerichtet hatten und einfach bei einer Influenzapandemie wir auch davon ausgegangen sind, dass wir sehr schnell eine riesengroße Anzahl von Erkrankten haben, wir aber die Möglichkeit haben, eben über Prophylaxen und Impfungen das Ganze zu unterbrechen, ist natürlich diese Kontaktpersonennachverfolgung und Quarantänisierung und diese Containment-Maßnahmen nachgeordnet gewesen gegenüber dem, was wir eigentlich halt an Gegenmaßnahmen gemacht hätten.« (Amtsleiter, Gesundheitsamt 14)

Die Festlegung auf einen sehr gut erforschten Erregertyp, die Grippeviren, rückte das Grippeszenario in die simulative Logik Samimian-Darashs: Der Erwartungsraum der epidemiologischen Eckdaten des pandemischen Virus ist bekannt und wird von den Plänen lediglich im Sinne der Bereitschaft der Primärversorgung behandelt. Pharmakologische Therapien, Prophylaxen und sogar Impfstoffe, so die Annahme, sind grundsätzlich erforscht, erprobt und verfügbar oder können schnell angepasst werden. Der Fall, dass ein Erreger nicht von den bekannten Therapien abgedeckt sein könnte, war zwar denkbar, gelangte aber nicht als konkretes Szenario mit einer Lösungsstrategie in die Pandemiepläne.

Diese Problematik pharmakologischer Maßnahmen war jedoch nicht die einzige Schwachstelle der Pandemiepläne. Krankenhauseskalationsmodelle sahen eine Kohortierung von Krankenhäusern vor. Das heißt, die Pläne legten genau fest, welche Krankenhäuser die Grippepatient*innen primär aufnehmen sollten, und ab wann Grippepatient*innen in weitere Krankenhäuser zu leiten waren (Hessisches Sozialministerium 2007, S. 76, 83). Die Pläne regulierten also auf der operativen

Ebene Patientenströme. Der Amtsleiter von Gesundheitsamt 5 wies in diesem Zusammenhang auf ein weiteres Problem – die Personalverknappung – hin:

> »Also wir haben uns überlegt, wie wir mit den Kommunen zusammenarbeiten können, wenn massenhaft kranke Menschen in die Arztpraxen strömen und die Krankenhäuser überfluten und haben versucht, mit den Kommunen zu regeln, wie man das dann regeln kann, also wenn die Ärzte selber krank werden, wenn praktisch ein Zelt aufgebaut werden muss, und so weiter. Die Überlegungen jetzt, einzelne nachzuverfolgen ist in den Pandemieplänen gar nicht drin, weil die Pandemiepläne erst dann anfangen, wenn die Kontaktpersonenverfolgung gar nicht mehr möglich ist. Dann fangen die Pandemiepläne an.« (Amtsleiter, Gesundheitsamt 5)

Der Amtsleiter beschreibt hier das Aufstellen von Fieberambulanzen in Zelten, um Grippepatient*innen von anderen Patient*innen beim Eingang zum Krankenhaus abzusondern oder sie gegebenenfalls auch gänzlich in Zelten zu behandeln, wenn die Krankenhäuser voll sind. Das Problem der Pandemiepläne konnte nicht die KPNV oder gar die Bereitstellung des hierfür notwendigen Personals sein, weil sie erst für den Zeitraum planten, nachdem die KPNV schon eingestellt war.

3.1.3 Der Personalmangel

Mit steigenden Fallzahlen wird zwangsläufig irgendwann auch das medizinische Personal krank. Hieraus leitet sich das dritte Problem des Szenarios ab: der Personalmangel. Es gibt zu wenig Personal aufgrund der Erkrankungen. Aber die Pläne gehen weiter und schreiben der Bevölkerung einen allgemeinen Unwillen zu, auszuhelfen oder überhaupt in der Pandemie zur Arbeit zu gehen. In diesem Zusammenhang stellen sich Pandemieplaner*innen die Bevölkerung als panische Masse vor (Hall & Wolf 2021). Die zeitliche Verdichtung von Infektion, Erkrankung und Tod auf bloß vier Wochen ist eine furchtbare Vorstellung mit klaren psychosozialen Folgen. Das Szenario geht also davon aus, dass Menschen aus Angst vor Ansteckung ihrem Beruf fernbleiben und aus Sorge um ihre Gesundheit, wie in der eingangs dargestellten szenariobasierten Tabletop-Übung, massenhaft die Notaufnahmen verstopfen. Panik führt in diesen Szenarien zu einem Mangel an Menschen an den richtigen Orten und einem Überschuss von Menschen an den falschen Orten. Diese Annahme dient als projizierter Mechanismus der Selbstregulation und lässt einen umfangreichen Lockdown als unnötig erscheinen, weil – so heißt es im Frankfurter Pandemieplan – »[w]ährend der Pandemiephase [.] viele Bürger aus Angst vor Ansteckung Massenveranstaltungen freiwillig meiden« werden. Außerdem sei eine Kontrolle ohnehin unmöglich (Stadtgesundheitsamt Frankfurt a.M. 2008, S. 25).

Die Grippepandemiepläne buchstabieren den Verlauf der Pandemie, die Zahl der Infizierten, schwer Erkrankten und Toten, aber auch die genauen Behandlungskapazitäten und die zu erwartenden Reaktionen der Bevölkerung bis ins kleinste

Detail aus. Sie überließen nichts dem Zufall, außer dass möglicherweise ein anderes Atemwegsvirus als ein Influenzavirus einmal pandemisch werden könnte.

3.2 Die Übung als ›Enrolment‹

Das Akteur-Netzwerk aus Mitarbeiter*innen des RKI, Infektiolog*innen aus Krankenhäusern mit Isolierstationen, sowie dem medizinischen Dienst der Bundeswehr legte die Grundlage der Pandemiepläne mit einem Fokus auf die operativen Einsatzkräfte (Krankenhäuser und Rettungsdienste). Das Meltzer-Modell erlaubte ihnen die möglichen Unsicherheiten der Zukunft bis ins kleinste Detail derartig auszubuchstabieren, dass Grippepandemien an sich keine Überraschungen mehr bereithielten. Diese simulative Logik versuchte die LÜKEX 2007 mit dem Titel »Influenza-Pandemie« aufzubrechen. Bei der LÜKEX handelt es sich um ein Übungskonzept des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK) im Geschäftsbereich des Bundesinnenministeriums (BMI), das mit Übungszyklen arbeitet. Die Übung selbst stellt dabei zwar den Höhepunkt des zweijährigen Übungszyklus dar. Ihr geht aber eine fast anderthalbjährige Vorbereitungsphase voraus, welche der Auswertungsbericht der LÜKEX 2013 »Außergewöhnliche biologische Bedrohungslagen« als ›Herzstück‹ der Übung bezeichnet (BBK 2014, S. 7). In dieser Phase lädt die Projektgruppe am BBK Expert*innen oder Vertreter*innen von Fachorganisationen zu den jeweiligen Übungsaspekten auf Themenworkshops ein. Der Anspruch der Netzwerkbildung wird dabei in den verschiedenen Auswertungsberichten der Übungszyklen explizit hervorgehoben. So heißt es im Auswertungsbericht der LÜKEX 2007:

> »Im Rahmen der Übungsvorbereitung lernten sich [.] Vertreter der unterschiedlichen Institutionen und Behörden neu kennen bzw. bereits bestehende Kontakte konnten intensiviert werden. Neben einem bereichsübergreifenden, fachlichen Erfahrungs- und Informationsaustausch wurden Netzwerke ›kurzer Drähte‹ geknüpft, die über die Übung hinaus bei der weiteren Krisenbewältigung und Pandemieplanung sicherlich erfolgreich zum Tragen kommen werden.« (BBK 2008, S. 10)

Angesichts von rund 2.000 teilnehmenden Personen an der LÜKEX 2013 und den rund 3.000 Teilnehmenden an der LÜKEX 2007 wird der Grad der durch die Übung erzeugten Vernetzung deutlich. Neben verschiedenen Behörden auf Bundes- und Landesebene bindet die Übung auch immer den öffentlichen Sektor, und hier vor allem die Betreiberfirmen kritischer Infrastrukturen, mit ein. Für die Erstellung des Übungsdrehbuchs der LÜKEX 2007 organisierte das BBK thematische Arbeitskreise, unter anderen zu den Themen »medizinische Versorgung, Grundversorgung der Bevölkerung, Luft- und Straßenverkehr« (BBK 2008, S. 6). In den Arbeitskreisen führte das BBK »relevante Institutionen, Behörden und Verbände der freien Wirt-

schaft [zusammen] und [bündelte] die Expertise von Vertretern spezieller Bereiche« (BBK 2008, S. 6). Das Übungsdrehbuch vollzog die Pandemie entlang einzelner Ereignisse, mit denen die übenden Krisen- und Verwaltungsstäbe der teilnehmenden Organisationen und Verwaltungen konfrontiert wurden. Innerhalb des durch das Grippeszenario festgelegten Problemrahmens generierte die Übungsleitung spontan auch neue, unerwartete Ereignisse im Sinne einer szenaristischen Logik.

Diese Offenheit des Drehbuchs ist jedoch in zweierlei Hinsicht einzuschränken. Der oben beschriebene Problemrahmen des Grippeszenarios legte fest, wer zum Drehbuchschreiben eingeladen wurde und welche Problemfelder im Drehbuch behandelt wurden (Personalmangel, Sicherung der öffentlichen Ordnung und medizinischen Grundversorgung, Versorgung mit Therapeutika und Impfstoffen). Der Auswertungsbericht erkennt diesen Einfluss der Vorauswahl des Kreises von Drehbuchschreiber*innen an:

> »Kritisch bleibt auch anzumerken, dass kein Bundesverband der Sozialdienste und Pflegeberufe in die Übungsvorbereitungen einbezogen wurde, so dass die Übungsanteile zur Sicherstellung der Pflege im ambulanten wie stationären Bereich alleine auf der Fachkompetenz der Bundes- und Länderärztekammern basierten. Dagegen brachten sich die einbezogenen Institutionen im Bereich der pharmazeutischen Versorgung mit großem Engagement insbesondere in die Vorbereitung der Übung ein, was teilweise dazu führte, dass diese Problematik im Verhältnis zur Sicherstellung der ambulanten und stationären Versorgung über einen angemessenen Stellenwert hinaus in der Übungsdurchführung dominierte.« (BBK 2008, S. 8)

Die Einbeziehung anderer Drehbuchschreiber*innen hätte jedoch vermutlich keine Änderung des Problemrahmens oder gar der Strategie im Umgang mit der Influenzapandemie in der Übung erbracht. Die Offenheit des Drehbuchs wurde also nicht nur von der Vorauswahl der Drechbuchschreiber*innen, sondern auch dadurch eingeschränkt, wie der Amtsleiter von Gesundheitsamt 5 oben anmerkt, dass die »Pandemiepläne erst dann anfangen, wenn die Kontaktpersonenverfolgung gar nicht mehr möglich ist.« Den Gesundheitsämtern kam in dieser Konstellation nur die Rolle der Koordination der operativen Einsatzkräfte zu. So merkt der Auswertungsbericht der LÜKEX 2007 an: »Für den Bereich der Pandemieplanung sollten die Bundes- und Landesgesundheitsbehörden noch intensiver auf den privat organisierten Gesundheitsbereich zugehen.« (BBK 2008, S. 13) Wie wenig die Kreisgesundheitsämter einbezogen waren, wird auch daran deutlich, dass sich unter den Übungsteilnehmer*innen, die der Auswertungsbericht auf zehn Seiten aufzählt, nur vier Gesundheitsämter finden. Diese geringe Zahl wird noch dadurch verschärft, dass der Bericht an keiner Stelle erwähnt, welche Rolle den Gesundheitsämtern in der Übung zukam (BBK 2008). Sie waren beteiligte ›Nicht-Akteure‹.

4. Strategiewechsel in der COVID-19-Pandemie

Die COVID-19-Pandemie dient uns hier als Kontrastfolie, vor der sich die zu eng gefassten Annahmen und Handlungsoptionen des Grippeszenarios abheben. Diese ›blinden Flecken‹ wollen wir im Folgenden anhand unserer teilnehmenden Beobachtungen und Interviews mit Gesundheitsämtern darstellen. Wir beginnen mit dem Grad der wissenschaftlichen Ungewissheit über den Erreger, diskutieren, wie in der COVID-19-Pandemie der unabänderliche Verlauf in seiner Intensität durch die Alternativstrategie der Infektionseindämmung (Kontaktbeschränkungen und KPNV) in Frage gestellt wurde, und wie sich das Problem des Personalmangels des Grippeszenarios im Lockdown während der COVID-19-Pandemie für die Gesundheitsämter auflöste. Wir schließen mit den organisatorischen Folgeproblemen, welche der für die KPNV erforderliche Personalzuwachs mit sich brachte.

4.1 Der Grad der wissenschaftlichen Ungewissheit

Während der Erregertyp im Grippeszenario – die Influenzaviren – sowie die Interventionsmöglichkeiten relativ gut beschrieben sind (RKI 2007, S. 13ff.; RKI 2016, S. 11–38; Stadtgesundheitsamt der Stadt Frankfurt a.M. 2008, S. 18; Amt für Gesundheit Frankfurt a.M., S. 10) war SARS-CoV-2 im Dezember 2019, als es erstmals in der chinesischen Stadt Wuhan entdeckt wurde, noch völlig unbekannt. Der Bericht einer WHO-Kommission, die bereits im Februar 2020 China besuchte, betonte, dass SARS-CoV-2 weder mit SARS-CoV-1 von 2002/03 noch mit den bekannten Grippeviren vergleichbar sei, so dass etablierte Szenarien und Bekämpfungsstrategien an ihre Grenzen stießen (WHO 2020, S. 18).

Diese starke Abgrenzung zu den beiden bekannten Virentypen war jedoch noch bis März in Deutschland unter Expert*innen umstritten. Am 02.03.2020 besuchte Kevin Hall eine Podiumsdiskussion des Frankfurter House of Pharma. Dort trat die Frankfurter Virologin Sandra Ciesek auf, die später zusammen mit Christian Drosten den Podcast »Coronavirus-Update« im NDR moderieren und einem Laienpublikum die Pandemie erklären sollte. Während sie später zum Handeln aufrief (Hennig, Ciesek & Kluge 2020) relativierte sie auf dem Podium die erwartbare Gefahr von COVID-19 gegenüber einer Grippe. Die hohen Fatalitäten in China erklärte sie damals damit, dass in China nur symptomatische Fälle getestet würden. Dieser Vergleich mit Grippe hielt sich noch etwa eine Woche, bevor Bund und Länder in der zweiten Märzhälfte weitreichende Kontaktbeschränkungen in Form des sogenannten ›Lock-Downs‹ verhängten (Bartsch et al. 2020). Die Podiumsdiskussion und das Umschwenken auf die Strategie der Infektionseindämmung binnen weniger Tage zeigen den hohen Grad der wissenschaftlichen Ungewissheit, der selbst unter renommierten Wissenschaftler*innen vorherrschte.

4.2 Abflachung der Infektionswelle

Am Anfang der COVID-19-Pandemie gab es weder flächendeckende diagnostische Tests, um infizierte Personen zu entdecken, noch waren die genauen Modalitäten der Übertragung des Virus bekannt. Zudem waren noch keine Impfstoffe oder Medikamente vorhanden. Daher war die Bevölkerung der Krankheit zu Beginn der Pandemie praktisch ausgeliefert. Bei schweren Verläufen mussten sie sogar künstlich beatmet werden. Auch in der COVID-19-Pandemie trat also die medizinische Grundversorgung ins Zentrum der Überlegungen, aber in modulierter Form. Weil die Beatmungsplätze und Intensivbetten begrenzt waren, musste die Welle abgeflacht werden (Bartsch et al. 2020; Deutsche Forschungsgemeinschaft, DFG et al. 2020, S. 3, Drosten & Martini 2020). Eine unkontrollierte Ausbreitung des Virus im Sinne eines Laufen-Lassens bzw. der ›Durchseuchung‹ der Bevölkerung war folglich inakzeptabel. Es etablierte sich stattdessen eine doppelsträngige Pandemiestrategie, die mehr oder weniger umfangreiche Lockdown-Maßnahmen und eine umfassende sowie zeitlich erst einmal unbegrenzte KPNV der Gesundheitsämter kombinierte (Mezes & Opitz 2020, S. 391–392). Entsprechend hob die am 05.03.2020 veröffentlichte *Ergänzung zum Nationalen Pandemieplan – COVID-19 – neuartige Coronaviruserkrankung* des RKI die Trennung zwischen den Phasen ›Eindämmung‹, ›Schutz‹ und ›Folgenminderung‹ aus dem Grippepandemieplan auf. Entgegen der ursprünglichen Pandemieplanung seien neben variablen Maßnahmen der Kontaktreduktion die Fallermittlung, die Fallisolation sowie das Kontaktpersonenmanagement während der gesamten Epidemie essentiell und seien folglich ununterbrochen durchzuführen (RKI 2020, S. 7).

Zahlreiche Simulationen machten verschiedene Möglichkeiten zur Abflachung der Infektionswelle zu ihrem Gegenstand. Ausgehend von der gegenwärtigen Fallentwicklung stellten sie dem ›Laufen-Lassen‹ die Wirkung verschiedener kontakteinschränkender Maßnahmen entgegen. Die Simulation des Epidemiologen Neil Ferguson vom britischen Imperial College in London erhielt Mitte März große mediale Aufmerksamkeit, weil sie die britische Regierung zum Richtungswechsel in ihrem Coronamanagement von der ›Durchseuchung‹ zu Kontaktbeschränkungen veranlasste (Adams 2020; Anderson 2021). Zu diesem Zeitpunkt war in Deutschland der Strategiewechsel schon durch den COVID-19-Pandemieplan sowie den Beschluss umfangreicher Lockdown-Maßnahmen am 16. März eingeleitet worden. Neben anderen Faktoren spielte für die Entscheidungen zum Strategiewechsel vermutlich auch der oben erwähnte Bericht der WHO-Kommission, an dem auch das RKI teilnahm (WHO 2020, S. 24), eine Rolle. So schildert der Bericht Chinas beispiellosen Gebrauch rigoroser nicht-pharmakologischer Eindämmungsmaßnahmen, die von Hygiene- und Abstandregeln, über spezifische Lockdown-Maßnahmen, bis hin zu einer umfassenden KPNV inklusive der Isolation von Patient*innen und Quarantäne von Kontaktpersonen reichten. Dabei betrieb China bereits im Februar 2020 eine

akribische und personalintensive Fallermittlung und KPNV: Allein in Wuhan übernahmen damals 1.800 epidemiologische Teams von mindestens fünf Personen die Nachverfolgung von 10.000 Fällen täglich (WHO 2020, S. 8).

Mit dem Strategiewechsel hin zur unbegrenzten Infektionseindämmung und KPNV erhielten die 375 deutschen Gesundheitsämter *die* zentrale Rolle in der Eindämmung der Pandemie. Galt der erste Lockdown im März noch ausschließlich der Entlastung der medizinischen Primärversorgung, so wurde die Wiederaufnahme der Lockdown-Maßnahmen im Herbst 2020 insbesondere mit der Notwendigkeit begründet, die Gesundheitsämter vor einer Überforderung zu bewahren und sie zu einer effektiven KPNV zu befähigen (Hennig, Ciesek, Kluge 2020; DFG et al. 2020, S. 3). Diese Aufgabe konnten die von Unterfinanzierung und Personalknappheit betroffenen kommunalen Gesundheitsämter (Said et al. 2021, S. 1) jedoch personell mit ihrer Stammbelegschaft nicht bewältigen. Durch ihre zentrale Rolle in der Eindämmung waren die Gesundheitsämter also mit der Herausforderung konfrontiert, einen massiven Personalaufbau sowie einen Umbau ihrer Infektionsschutzbereiche und speziell ihrer KPNV voranzutreiben.

4.3 Der Auf- und Umbau der Gesundheitsämter

Das Grippeszenario operierte unter der Annahme einer grundsätzlichen Reduktion von Personal in allen Bereichen wegen Krankheit und Angst bzw. Verunsicherung seitens der Mitarbeiter*innen und der Allgemeinbevölkerung. Gerade die Suche nach neuen Mitarbeiter*innen wäre diesem Szenario zufolge also äußerst schwer geworden. Demgegenüber führten die umfangreichen Lockdown-Maßnahmen zu Anfang der COVID-19-Pandemie dazu, dass viele Menschen plötzlich ihre Arbeit verloren oder ihre beruflichen und anderen Vorhaben verändern oder unterbrechen mussten. Die Gesundheitsämter konnten auf dieses breite Reservoir zugreifen (eine Art pandemischer »Reservearmee«; Marx, 1962, S. 664). So erweiterten die Ämter ihr Personal nicht durch unbefristete Neueinstellungen, sondern gerade durch Einstellung von befristeten verwaltungsexternen Mitarbeiter*innen und den temporären Rückgriff auf Personal aus anderen Zweigen der Verwaltung (kommunalen Behörden, Landes- oder Bundesstellen) oder aus der Bundeswehr. Diese massive, temporäre Veränderung der Personalstruktur der Ämter war in keinem Szenario vorhergesehen und in keiner Planung vorbereitet worden. Die Gesundheitsämter, mit denen wir im Rahmen unserer Studie sprachen, erzählten von einer Versechs- bis Versiebenfachung ihres Personals. Diese Personalaufstockung ging einher mit organisatorischen Folgeproblemen hinsichtlich der Einarbeitung und der Arbeitsorganisation, die wir hier kurz anhand einer ethnographischen Vignette aus Kevin Halls teilnehmender Beobachtung in einem deutschen Gesundheitsamt verdeutlichen wollen:

Zu Beginn seiner teilnehmenden Beobachtung als Contact Tracer im Dezember 2020 musste Kevin Hall erst einmal eingearbeitet werden. Hierzu wurde ihm eine erfahrene Contact Tracerin zur Seite gestellt, die im August 2020 in dem Amt angefangen hatte. Am ersten Tag hörte Hall ihr nur bei den Telefonaten zu, ließ sich die Meldesoftware SurvNet, die Bedienung des Telefonapparates sowie die allgemeine Gesprächsführung mit der vermeintlichen Kontaktperson erläutern. Am zweiten Tag sollte sich Hall in die relevanten Rechtsverordnungen einlesen. Am dritten Tag konnte er unter Aufsicht mit der KPNV beginnen. Seine Betreuerin schilderte ein anderes Tempo zu Beginn ihrer Tätigkeit im August 2020. Damals schossen die Fallzahlen in die Höhe und sie habe schon am ersten Tag ihrer Arbeit direkt telefonieren müssen. Pro Telefonat habe sie gerade einmal fünf Minuten Zeit gehabt. Mittlerweile verteilte sich die Arbeit aber auf mehr Schultern, so dass mehr Zeit für die Einarbeitung und die Telefonate war. Das Amt war von 20 Personen erst auf 80 im September und dann auf 120 im Dezember angewachsen. Contact Tracer sammelten in dieser Zeit schnell Erfahrungen. Der stellvertretende Teamleiter der KPNV hatte erst einen Monat vor Hall angefangen und galt schon als erfahren. Ein so schneller Erwerb von Expertise war nur möglich durch den ständigen Austausch innerhalb des Teams und die Beschränkung auf einen Bereich. Hall musste nur die Tätigkeit der KPNV im privaten Bereich erlernen. Fallermittlung, KPNV in verschiedenen medizinischen Einrichtungstypen oder auch Schulen und Kitas blieben anderen Teams vorbehalten, die ähnlich spezialisiert waren. Schon nach zwei Wochen sollte Hall dann die Einarbeitung von neuem Personal übernehmen. Das Personal »altert schnell«, scherzte der Teamleiter bei der Übertragung dieser Aufgabe.

Diese Vignette zeigt, wie das Amt Spezialist*innen ausbildete, die erst durch Erfahrung und den Einsatz in anderen Teams nach und nach zu Generalist*innen im COVID-19-Management wurden. Trotz dieser zunächst relativ schnellen Einarbeitungszeit erwähnten mehrere Amtsleiter*innen in Interviews, dass sie sich eine Mindestverweildauer und eine Mindestarbeitszeit der Neuanfänger wünschten (zwischen drei bis sechs Monaten bei mindestens 20 Stunden pro Woche). Die Einarbeitung wurde als eine Investition angesehen, der eine Art Grenzkostenrechnung zugrunde lag, da sie unter Einsatz erfahrenen Personals stattfand.

Mit dem Personalzuwachs nahm auch der Aufwand der arbeitsorganisatorischen Koordination zu. So schilderten kleinere Ämter in unseren Interviews, dass sie nur ein ›universales Corona-Team‹ hatten, das alle Aufgaben erfüllte, während größere Ämter von einer entsprechend ausdifferenzierteren Arbeitsaufteilung zwischen mehreren Teams berichteten. Das Gesundheitsamt der Stadt Nürnberg etwa adaptierte für die organisatorische Ausdifferenzierung seiner rund 400 Mitarbeitenden das Fließbandmodell (Zimmermann et al. 2021). Demgegenüber erinnert die Teamstruktur im Amt von Hall mit seinen elf Teams an die Plattformorganisation von IT-Start-Ups (Ciborra 1996), die je nach Arbeitsaufkommen eine schnelle Umbildung und Umschichtung zwischen den Teams ermöglicht.

5. Schluss: Die ›blinden Flecken‹ der Pandemieplanung

Zusammenfassend lässt sich festhalten: Das vorpandemische Grippeszenario brachte verschiedene Akteure mit einem Fokus auf die operative Einsatzplanung und Patientenversorgung zusammen. Sie gestalteten das Szenario entlang einer simulativen Logik (Samimian-Darash 2021) aus. Pandemie wurde darin als Grippepandemie imaginiert. Dieses Grippeszenario projizierte einen unabänderlichen pandemischen Verlauf, eine sequenzielle Abfolge von Maßnahmen, starre Strukturen der Gesundheitsämter und Bürger*innen, die vor Angst oder aufgrund von Erkrankung zu Hause bleiben würden. Mithin begannen die Pandemiepläne zeitlich erst dort mit einer Detailbeschreibung der Aufgaben der Gesundheitsämter, wo die KPNV schon eingestellt worden war.

Die COVID-19-Pandemie stürzte dieses alte Szenario in die Krise: Angesichts des hohen Bedrohungspotenzials war ein Laufen-Lassen inakzeptabel. Zugleich zeigten mehrere asiatische Länder, dass es eine Alternative zur ›Durchseuchung‹ der Bevölkerung gab. Dies offenbarte die zu eng gefassten Handlungsalternativen des Grippeszenarios und führte zu einer Kehrtwende in der deutschen Strategie zur Pandemiekontrolle. In der COVID-19-Pandemie etablierte sich also eine neue und vergleichsweise strikte Strategie der Infektionseindämmung, die entgegen der alten Pandemieplanung auf eine Kombination von mehr oder weniger umfangreichen Lockdown-Maßnahmen mit einer zeitlich unbegrenzten KPNV setzte. Im Rahmen dieser Strategie eröffnete das angehaltene gesellschaftliche Leben im Lockdown vorher nicht antizipierte Möglichkeiten eines Personalaufbaus in den Gesundheitsämtern. Die Integration des neuen Personals erforderte organisatorische Umstrukturierungen in Form eines flexiblen Experimentierens mit verschiedenen mehr oder weniger arbeitsteiligen Arbeits- und Organisationsformen.

In unserer Gegenüberstellung des Grippeszenarios und des faktischen Umgangs mit der COVID-19-Pandemie haben wir am Beispiel der KPNV gezeigt, wie selektive Sichtweisen der Planung, Übung und Szenariobildung die alltägliche lokale Krisenbekämpfung und deren Gegebenheiten und Gelegenheiten prägten. Dabei führte die Engführung der Pandemieplanung auf das Grippeszenario dazu, dass die Notwendigkeit und die Möglichkeiten einer unbegrenzten Infektionseindämmung durch Lockdown-Maßnahmen und zeitlich unbegrenzte KPNV nicht in Betracht gezogen wurden. Die zentrale Rolle, welche Gesundheitsämter in der Infektionseindämmung direkt spielen könnten und in der COVID-19-Pandemie spielten, wurde übersehen. Dieses ›Übersehen‹ der zentralen Rolle sowie Belange und Bedürfnisse der Gesundheitsämter verstehen wir als Folge einer grundsätzlichen Schwäche einer auf Gesundheitssicherheit und Preparedness abstellenden Krisen- und Pandemievorbereitung, für welche die Vernachlässigung lokaler Grundlagen, Bedingtheiten und Situiertheiten nicht untypisch bzw. gar charakteristisch ist (Mezes & Opitz 2020, S. 398–399). Die hier vorgestellten Ergebnisse lassen uns

vermuten, dass sich die COVID-19-Pandemie – ähnlich paradigmatisch wie die große Grippepandemie von 1918–20 (Fock et al. 2001, S. 971) – in die Ausarbeitung von künftigen Pandemieszenarien, -übungen und -plänen einschreiben wird. Auf welche Weise dies geschehen wird, ist jedoch noch nicht absehbar. Wie sich in den fortlaufenden Änderungen der RKI-Richtlinien zur KPNV zeigt (RKI 2021), herrscht auch weiterhin ein großes Maß an wissenschaftlicher Ungewissheit. Gleichzeitig ist der Strategiewechsel zur Infektionseindämmung nicht irreversibel. Unter dem Eindruck steigender Impfquoten und erwarteter geringerer Krankheitsfolgen wurde die KPNV an den Gesundheitsämtern wieder sukzessive reduziert. So sind zur Zeit der Fertigstellung des Textes – im Februar 2022 während der fünften Infektionswelle (Omikronwelle) – große Bereiche der KPNV ausgesetzt oder gar eingestellt und den selbstverantwortlichen Bürger*innen überlassen. Trotzdem hat der Fokus auf ›das Lokale‹, d.h. auf die kommunalen Gesundheitsämter als zentrale Akteure der KPNV, die Handlungsspielräume der Prävention, wie auch jene der Bekämpfung von Infektionskrankheiten erweitert.

Literatur

Adam, David (2020): »Modelling the Pandemic. The simulations driving the world's response to COVID-19«, in: *Nature* 580 (7803) 16. April 2020, S. 316–318.

Aligica, Paul Dragos (2004): »The challenge of the future and the institutionalization of interdisciplinarity: notes on Herman Kahn's legacy«, in: *Futures* 36 (1), S. 67–83.

Amt für Gesundheit Frankfurt a.M. (2012): *Kommunaler Influenzapandemieplan. Update 2012*. Frankfurt a.M.: Stadt Frankfurt a.M..

Anderson, Warwick (2021): »The model crisis, or how to have critical promiscuity in the time of COVID-19«, in: *Social Studies of Science* 51 (2), S. 167–188.

Bartsch, Matthias, Annette Bruhns, Jürgen Dahlkamp, Michael Fröhlingsdorf, Hubert Gude, Dietmar Hipp, Julia Jüttner, Veit Medick, Lydia Rosenfelder, Jonas Schaible, Cornelia Schmergal, Ansgar Siemens, Lukas Stern, Steffen Winter (2020): »Geisterland«, in: *DER SPIEGEL* vom 14.03.2020, S. 28.

BBK (Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe) (2008): *Auswertungsbericht der dritten länderübergreifenden Krisenmanagementübung »LÜKEX 2007« der Projektgruppe LÜKEX*. https://www.bbk.bund.de/SharedDocs/Downloads/DE/Mediathek/Publikationen/LUEKEX/luekex07-auswertungsbericht.pdf?__blob=publicationFile&v=7 (Zugriff vom 05.09.2021).

BBK (2014): *Auswertungsbericht LÜKEX 13. Außergewöhnliche biologische Bedrohungslagen*. Bonn: BBK.

Belliger, Andréa, David J. Krieger (2006): »Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie«, in: *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Hg. von Andréa Belliger und David J. Krieger. Bielefeld: transcript, S. 13–50.

Bonita, Ruth, Robert Beaglehole und Tord Kjellström (2006): *Basic Epidemiology*. 2. Auflage. Genf: World Health Organization.

Braun, Bruce (2007): »Biopolitics and the Molecularization of Life«, in: *Cultural Geographies* 14 (1), S. 6–28.

Bundesministerium des Innern, Bundesministerium für Gesundheit (2007): Kurzfassung des Auswertungsberichts der dritten länderübergreifenden Krisenmanagementübung »LÜKEX 2007«. ww.bbk.bund.de/SharedDocs/Downloads/BBK/DE/Downloads/Luekex/LUEKEX07_Auswertungsbericht.html (Zugriff vom 04.03.2021).

Cabinet Office (2015): *National Risk Register of Civil Emergencies. 2015 edition*. London: Cabinet Office.

Caduff, Carlo (2015): *The Pandemic Perhaps. Dramatic Events in a Public Culture of Danger*. Oakland, CA: University of California Press.

Callon, Michel (2006): »Die Sozio-Logik der Übersetzung. Auseinandersetzungen und Verhandlungen zur Bestimmung von Problematischem und Unproblematischem«, in: *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Hg. von Andréa Belliger und David J. Krieger. Bielefeld: transcript, S. 51–74.

Ciborra, Claudio U. (1996): »The Platform Organization. Recombining Strategies, Structures, and Surprises«, in: *Organization Science* 7 (2), S. 103–118.

Collier, Stephen J. und Andrew Lakoff (2008): »The Problem of Securing Health«, in: *Biosecurity Interventions. Global Health & Security in Question*. Hg. von Andrew Lakoff und Stephen J. Collier. New York: Columbia University Press.

Cooper, Melinda (2006): »Pre-empting Emergence: The Biological Turn in the War on Terror«, in: *Theory, Culture and Society* 23 (4), S. 113–135.

de Waal, Alex (2021): *New Pandemics, Old Politics. Two Hundred Years of War on Disease and its Alternatives.* Cambridge, UK: Polity.

Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG), Fraunhofer-Gesellschaft, Helmholtz-Gemeinschaft, Leibniz-Gemeinschaft, Max-Planck-Gesellschaft, Nationale Akademie der Wissenschaften Leopoldina (2020): Gemeinsame Erklärung der Präsidentin der Deutschen Forschungsgemeinschaft und der Präsidenten der Fraunhofer-Gesellschaft, der Helmholtz-Gemeinschaft, der Leibniz-Gemeinschaft, der Max-Planck-Gesellschaft und der Nationalen Akademie der Wissenschaften Leopoldina. Coronavirus-Pandemie: Es ist ernst. Online: https://www.leopoldina.org/uploads/tx_leopublication/2020_Gemeinsame_Erklaerung_zur_Coronavirus-Pandemie.pdf (Zugriff: 23.04.2021)

Deutscher Bundestag 2013. Bericht zur Risikoanalyse im Bevölkerungsschutz 2012. https://dipbt.bundestag.de/dip21/btd/17/120/1712051.pdf (Zugriff vom 27.03.2020).

Drosten, Christian, Anja Martini (2020): Coronavirus-Update. Folge 09. Stand 09.03.2020. https://www.ndr.de/nachrichten/info/coronaskript116.pdf (Zugriff: 03.02.2022).

Fock, Rüdiger (1999): »›… und wenn sie kommt?‹ Editorial«, in: *Bundesgesundheitsblatt* 42 (10), S. 751–752.

Fock, Rüdiger, Angela Wirtz, Margarete Peters, Ernst-Jürgen Finke, Ulrich Koch, Dieter Scholz, Matthias Niedrig, H. Bußmann, Gerhard Fell und Heinz Bergmann (1999): »Management und Kontrolle lebensbedrohender hochkontagiöser Infektionskrankheiten«, in: *Bundesgesundheitsblatt* 42 (5), S. 389–401.

Fock, Rüdiger, Heinz Bergmann, Gerhard Fell, H. Bußmann, Ernst-Jürgen Finke, Ulrich Koch, Matthias Niedrig, Margarete Peters, Dieter Scholz und Angela Wirtz (2001): »Management und Kontrolle einer Influenzapandemie. Konzeptionelle Überlegungen für einen deutschen Influenzapandemieplan«, in: *Bundesgesundheitsblatt* 44 (10), S. 969–980.

Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 07.02.2009: Wenn die Große Grippe kommt – Klinikexperten: Krankenhäuser sind unzureichend auf Pandemie vorbereitet. Rhein-Main & Hessen – Frankfurt S. 48.

Gesundheitsministerkonferenz der Länder (GMK) Hg. (2016): *Nationaler Pandemieplan Teil I. Strukturen und Maßnahmen*. Berlin: GMK.

Hall, Kevin (2021): *Viren im Blick. Überwachung und Sichtbarkeit der Influenza in Deutschland*. Frankfurt a.M.: Campus.

Hall, Kevin, Meike Wolf (2021): »Whose crisis? Pandemic flu, ›communication disasters‹ and the struggle for hegemony«, in: *Health* 25 (3), S. 322–338.

Hennig, Korinna, Christian Drosten (2021): Coronavirus-Update. Folge 74. Stand 02.02.2021. https://www.ndr.de/nachrichten/info/coronaskript266.pdf (Zugriff: 02.03.2021)

Hennig, Korinna, Sandra Ciesek, Stefan Kluge (2020): Coronavirus-Update. Folge 61. Stand 20.10.2020. https://www.ndr.de/nachrichten/info/coronaskript236.pdf (Zugriff: 03.02.2022)

Hessisches Sozialministerium (HSM) (2007): *Krankenhaus-Einsatzplan für interne und externe Gefahrenlagen*. Stand 01.05.2007. Sonderschutzplan 3 im Aufgabenbereich 5 – Sanitätswesen – des Konzeptes Katastrophenschutz in Hessen. Wiesbaden: Hessisches Sozialministerium. https://innen.hessen.de/sites/innen.hessen.de/files/2021-09/sonderschutzplan_ab_5_plan_3_khep_hessen_2007.pdf (Zugriff: 03.02.2022)

Kahn, Herman, Anthony J. Wiener (1967): *The Year 2000: A Framework for Speculation on the Next Thirty-Three Years*. New York: Macmillan.

King, Nicholas B. (2002): »Security, Disease, Commerce: Ideologies of Postcolonial Global Health«, in: *Social Studies of Science* 32 (5–6), S. 763–789.

King, Nicholas B. (2004): »The scale politics of emerging diseases«, in: *OSIRIS* 19, S. 62–76.

Koselleck, Reinhart (1976): *Kritik und Krise. Eine Studie zur Pathogenese der bürgerlichen Welt*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Koselleck, Reinhart (2006): »Einige Fragen and die Begriffsgeschichte von ›Krise‹«, in: *Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 203–217.

Lakoff, Andrew (2008): »The generic biothreat, or, how we became unprepared«, in: *Cultural Anthropology* 23 (3), S. 399–428.

Marx, Karl (1962): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band. Buch I: Der Produktionsprozeß des Kapitals*. MEW Bd. 23. Berlin: Dietz.

Meltzer, Martin I., Nancy J. Cox, Keiji Fukuda (1999): »The economic impact of pandemic influenza in the United States: priorities for intervention«, in: *Emerging Infectious Diseases* 5 (5), S. 659–72.

Mezes, Carolin, Sven Opitz (2020): »Die (un)vorbereitete Pandemie und die Grenzen der Preparedness. Zur Biopolitik um COVID-19«, in: *Leviathan* 48 (3), S. 381–406.

Opitz, Sven, Ute Tellmann (2011): »Katastrophale Szenarien: Gegenwärtige Zukunft in Recht und Ökonomie«, in: *Sichtbarkeitsregime. Überwachung, Sicherheit und Privatheit im 21. Jahrhundert.* Hg. von Leon Hemple, Susanne Krasmann und Ulrich Bröckling. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 27–52.

Robert Koch-Institut (RKI) (2007): *Nationaler Pandemieplan Teil III. Wissenschaftliche Zusammenhänge der Pandemieplanung in Deutschland. Ein Bericht der Expertengruppe ›Influenza-Pandemieplanung‹ am Robert Koch-Institut*. Hg. von Udo Buchholz, Silke Buda, Walter Haas, Gérard Krause, Sabine Reiter und Irina Zuschneid. 2. aktualisierte Fassung. Berlin: Robert Koch-Institut.

Robert Koch-Institut (2015): *Infektionsschutz und Infektionsepidemiologie. Fachwörter – Definitionen – Interpretationen*. Berlin: Robert Koch-Institut.

Robert Koch-Institut (2016): *Nationaler Pandemieplan Teil II – Wissenschaftliche Grundlagen*. Berlin: Robert Koch-Institut.

Robert Koch-Institut (2020): *Ergänzung zum Nationalen Pandemieplan – COVID-19 – neuartige Coronaviruserkrankungen. Vorbereitungen auf Maßnahmen in Deutschland Version 1.0 (Stand 04.03.2020)*. Berlin: Robert Koch-Institut. Online: https://www.rki.de/DE/Content/InfAZ/N/Neuartiges_Coronavirus/Ergaenzung_Pandemieplan_Covid.html (Zugriff: 10.02.2022).

Robert Koch-Institut (2021): Kontaktpersonen-Nachverfolgung (KP-N) bei SARS-CoV-2-Infektionen, Stand: 14.1.2022. Online: https://www.rki.de/DE/Content/InfAZ/N/Neuartiges_Coronavirus/Kontaktperson/Management.html;jsessionid=BD54BEF70501469BA2B9E257D319E2A8.internet091?nn=13490888#doc13516162bodyText20 (Zugriff: 22.01.2022).

Said, Dunya, Simonn Brinkwirth, Angelina Taylor, Robby Markwarth, Tim Eckmanns (2021): The Containment Scouts: First Insights into an Initiative to Increase the Public Health Workforce for Contact Tracing during the COVID-19 Pandemic in Germany, in: *International Journal of Environmental Research and Public Health*, 2021, 18, 9325. https://doi.org/10.3390/ijerph18179325 (Zugriff: 04.02.2022).

Samimian-Darash, Limor (2021): »Governing the future through scenaristic and simulative modalities of imagination«, in: *Anthropological Theory*, online first: https://doi.org/10.1177/14634996211014116 (Zugriff: 04.02.2022).

Stadtgesundheitsamt der Stadt Frankfurt a.M. (2008): *Kommunaler Influenzapandemieplan Frankfurt a.M.*. Frankfurt a.M.: Stadt Frankfurt a.M..

Weir, Lorna, Eric Mykhalovskiy (2010): *Global Public Health Vigilance. Creating a World on Alert*. London und New York: Routledge.

World Health Organization (WHO) (1999): *Influenza Pandemic Plan. The Role of WHO and Guidelines for National and Regional Planning*. April 1999. Genf: World Health Organization.

World Health Organization (2020): Report of the WHO-China Joint Mission of Coronavirus Disease 2019 (Covid-19). 16.–24. Februar 2020. Online: https://www.who.int/docs/default-source/coronaviruse/who-china-joint-mission-on-covid-19-final-report.pdf (Zugriff: 14.10.2020).

Zimmermann, Roland, Ina Zimmermann, Philipp Bornschlegl, Katja Günter (2021): »Wellenreiten im Gesundheitsamt – Digitaler Wandel im Corona-Containment«, in: *HDM Praxis der Wirtschaftsinformatik* 58, S. 712–738.

Tracing Hysteria's Recent Trajectory

From a Crisis for Neurology to a New Scientific Object in Neuroimaging Research

Paula Muhr

Throughout its several millennia-long medical history that dates back to antiquity, hysteria has consistently been considered a mystery.[1] There are two major reasons for hysteria's mysteriousness. On the one hand, this disorder comprises an array of heterogeneous and mutually seemingly incompatible symptoms that often coexist in the same patient. These include partial or complete limb paralysis, permanent muscular contractions, involuntary tics and tremors, convulsive fits, loss of sensitivity to touch and pain, chronic pain, as well as various disturbances of vision, hearing and speech, to name just a few.[2] On the other hand, no undisputed organic cause has ever been found for these diverse somatic symptoms.[3] The earliest theories, which gave hysteria its name, attributed its symptoms to the wondering womb (i.e., hystera in Greek means uterus). By contrast, in the Middle Ages, hysteria was equated with demonic possessions.[4] In the ensuing centuries, doctors returned to defining hysteria's aetiology in naturalistic terms by variously attributing it to disturbances of the mind, brain, humoral fluids, passions, 'hysterical temperament' and, once again, the female reproductive system.[5] Following this meandering trajectory, hysteria reached the apex of its medical and cultural visibility in the late nineteenth and early twentieth centuries. This was primarily owing to the research conducted first by the French neurologist Jean-Martin Charcot and then by Charcot's former pupil and founder of psychoanalysis, Sigmund Freud.

---

1 For an overview of hysteria's history, see Micale, *Approaching Hysteria*, 19–29; and Trimble and Reynolds, "Brief History."

2 See, e.g., Charcot, *Diseases of the Nervous System*, 69–83; and Popkirov, *Funktionelle neurologische Störungen*, 35–181.

3 See Trimble and Reynolds, "Brief History," 3–10.

4 See Micale, *Approaching Hysteria*, 19–20.

5 See Micale, 20–24; and Trimble and Reynolds, "Brief History," 7–9.

Charcot considered hysteria a neurophysiological illness caused by a potentially reversible disturbance of brain function.[6] Conversely, Freud claimed that hysteria lacked any physiological basis and was caused by suppressed memories of some traumatic events from the patient's past.[7] Freud's psychogenic framing of hysteria dominated medicine in the twentieth century. However, in the second half of the twentieth century, as Freud's views started to be questioned by the medical community, hysteria became increasingly unpopular, both as a diagnosis and an object of sustained scientific enquiry.[8] In fact, the medical community soon dropped the very term 'hysteria' as a nosological designation and replaced it with a plethora of new diagnostic labels that have kept changing ever since.[9] In the process, hysteria seemed to disappear as a medical condition. Against this background, it is, perhaps, unsurprising that the currently dominant view in the humanities is that hysteria ceased to exist.[10]

Contrary to this view, since the turn of the twenty-first century, a growing number of epidemiological studies have shown that hysterical symptoms are prevalent in present-day neurological clinics, comprising approximately a fifth of all cases.[11] Such high prevalence means that regardless of "profession, setting or specialisation, anyone working in neurology will frequently (if not daily) encounter" patients with such symptoms.[12] Moreover, multiple contemporary medical studies have delivered empirical evidence that the physical characteristics of the present-day manifestations of hysteria overlap with the symptoms exhibited by Charcot's and Freud's patients.[13] Drawing on these studies, this chapter is informed by the view that, despite the fluctuating terminology used in the medical context to designate them, hysterical symptoms have neither disappeared nor have their clinical features changed over the centuries.

But, initially, apart from establishing their continued presence and the constancy of their clinical features, the medical community remained at a loss about how to deal with these baffling somatic symptoms that lack any apparent organic cause. In fact, for the major part of the first two decades of the twenty-first century,

---

6 See Charcot, *Diseases of the Nervous System*, 13–14, 278. For more details on Charcot's neurophysiological research on hysteria in which various visualisation techniques, including photography, played major epistemic functions, see Muhr, *From Photography to fMRI*, chapter 1.

7 Freud, *Standard Edition*, 147–54, 169–72.

8 Nicholson, Stone, and Kanaan, "Problematic Diagnosis," 1267–68.

9 For a detailed analysis of this process, see Muhr, *From Photography to fMRI*, chapter 2.

10 See, e.g., Bronfen, *Knotted Subject*, xi; and Micale, *Approaching Hysteria*, 29.

11 For an overview of these studies, see Carson and Lehn, "Epidemiology," 51.

12 Popkirov, *Funktionelle neurologische Störungen*, 6 (my translation).

13 See, e.g., Stone et al., "'Disappearance' of Hysteria," 14; Stone and Aybek, "Functional Limb Weakness," 213–28; and Stone and Vermeulen, "Functional Sensory Symptoms," 271–81.

the medical community even struggled with how to label the symptoms. Some medical experts continued, for a while, to refer to these symptoms as 'hysterical,' whereas others chose to use a host of other official and unofficial designations.[14] These included such diverse terms as conversion disorder, somatisation, somatoform disorder, medically unexplained, non-organic, pseudoneurological and psychogenic symptoms. It is only recently that neurologists have mainly settled on the current designation of functional neurological disorder.[15]

This chaotic situation prompted the American neurologist Mark Hallett to declare hysterical symptoms under all their various official and unofficial designations "a crisis for neurology" in an article published in 2006.[16] So far, humanities scholars have remained oblivious both to the high prevalence of hysterical symptoms in contemporary clinics and to Hallett's declaration of crisis. But as I will show in this chapter, although Hallett's declaration of crisis failed to reach a non-specialist audience, it proved to be highly productive in the medical context. This declaration, I will argue, played a role in the gradual transformation of hysteria into a new scientific object in the current neurological research, or more specifically, imaging neuroscience.

It should be noted that, in what follows, I will continue to use the terms 'hysteria' and 'hysterical' to summarily designate the heterogeneous somatic symptoms discussed in this chapter. In doing so, I do not mean to imply the existence of hysteria as a unitary transhistorical disease entity. Instead, in continuing to use the term hysteria, I primarily want to achieve two things. First, I aim to avoid the terminological confusion that has characterised the medical research into these symptoms during the period I am examining in this chapter. Second, and even more importantly, I want to emphasise that, as detailed above, present-day neurologists insist that, despite the changing terminology, the symptoms they are investigating are the same as those that stood at the centre of Charcot's and Freud's research more than a century earlier.

My analysis in this chapter is informed by the approach set forth by Lorraine Daston in her introduction to the edited volume *Biographies of Scientific Objects*.[17] This approach consists in examining "how a heretofore unknown, ignored, or dispersed set of phenomena is transformed into a scientific object that can be observed and manipulated, that is capable of theoretical ramification and empirical surprises, and that coheres, at least for a time, as an ontological entity."[18] As Daston perti-

14 See, e.g., Trimble and Reynolds, "Brief History," 3.

15 See Trimble and Reynolds, 3; and Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurologic Disorders*, ix–x.

16 Hallett, "Crisis for Neurology," 269.

17 See Daston, "Scientific Objects."

18 Daston, 5.

nently pointed out, although they "may not be invented," scientific objects "grow more richly real as they become entangled in webs of cultural significance, material practices, and theoretical derivations. In contrast to quotidian objects, scientific objects broaden and deepen."[19] Hence, this approach foregrounds "the distinctively generative, processual sense of the reality of scientific objects, as opposed to the quotidian objects that simply are."[20]

Following Daston, my aim in this chapter is to trace the transformation of hysteria from a set of somatic symptoms that the medical community had ignored for decades into a distinct scientific object, i.e., a clearly defined target of sustained and systematic neuroimaging research. I will thereby argue that Hallett's declaration of crisis provided an important impulse for transforming hysteria into a scientific object as it attributed medical significance to these heretofore overlooked symptoms. Finally, I will demonstrate that by generating new empirical insights into the neurological basis of hysteria, neuroimaging studies of this disorder have gradually stabilised hysteria as a scientific object in its own right by the end of the 2010s. Since it investigates the 'thickening and deepening' of hysteria as a scientific object of neuroimaging research, this chapter is conceived as an interdisciplinary enquiry situated at the intersection of science and technology studies (STS), historical epistemology and the history of medicine. But before we can turn to discussing the stabilisation of hysteria into a scientific object of neuroimaging studies, we must first examine what, according to Hallett, constituted the crisis at the beginning of the twenty-first century.

Declaration of Crisis and Its Effects on the Medical Community

As a neurologist specialising in disturbances of movement, Hallett's initial declaration of crisis for neurology—and much of his subsequent analysis—centred primarily on a particular set of hysterical symptoms, which, at the time, were known as psychogenic movement disorders.[21] These symptoms comprise different types of excessive involuntary movements, such as tremors, tics, permanent muscular contractions, gait disturbances and parkinsonism.[22] Yet, already in the second paragraph of his article, Hallett made it clear that his declaration of crisis encompassed a much larger set of highly heterogeneous somatic symptoms such

19 Daston, 13.

20 Daston, 13.

21 Hallett, "Crisis for Neurology," 269. The current designation for these symptoms is functional movement disorders. See Hallett, "Crisis Resolved," 971.

22 Hallett, "Crisis for Neurology," 270.

as "blindness, weakness, paralysis, sensory loss, aphonia, and, most frequently, psychogenic nonepileptic seizures (pseudoseizures)."[23]

Previously grouped under the medical label of hysteria, when Hallett wrote his article, these symptoms were jointly referred to by medical experts as "medically unexplained."[24] The common defining characteristic of these diverse symptoms—from blindness to gait disturbances—was that, despite looking like symptoms of organic diseases, they lacked an apparent organic cause. To be more exact, although these symptoms resulted in "severe impairment in social, occupational, or other important areas of functioning," when patients exhibiting them were submitted to systematic medical examination, doctors could not find any measurable abnormalities.[25] Thus, apart from a vague and, by that time, already contested assumption that psychological factors might somehow contribute to the symptoms' formation, there was no medical knowledge about the physiological basis of these symptoms.[26] If anything, these symptoms appeared physiologically impossible and unreal, which, at the time, served as a sufficient justification to interchangeably designate them as 'hysterical,' 'medically unexplained' or 'psychogenic.'

Hallett's formulation of the crisis that these symptoms came to represent in the first decade of the twenty-first century is worth quoting to its full extent as it effectively sums up the problems the medical community was facing. "The nature of the crisis is that there are many patients, we don't understand the pathophysiology, we often don't know how to make the diagnosis, we don't know how to treat the patients, the patients don't want to hear that they have a psychiatric disorder and they go from doctor to doctor, psychiatrists don't seem interested anyway, and the prognosis is terrible."[27]

If we unpack this statement, it becomes apparent that, according to Hallett, hysterical symptoms represented a twofold crisis from the medical point of view. First, they represented what could be termed a crisis of knowledge, which consisted in the medical community's lack of understanding of the symptoms' nature. Importantly, as Hallett further explained, this lack of understanding encompassed both the symptoms' potential causes and the underlying mechanism that determined the

23 Hallett, 269.

24 Hallett, 269. The official medical labels at the time included somatoform disorders, somatisation disorder and conversion disorder. See APA, *DSM-IV*, 445–57. For a detailed discussion of how the medical category of hysteria was transformed into these nosological labels, which by the mid-2010s then gave way to other nosological designations, see Muhr, *From Photography to fMRI*, chapter 2.

25 APA, *DSM-IV*, 452.

26 "Because psychological factors are so ubiquitously present in relation to general medical conditions, it can be difficult to establish whether a specific psychological factor is etiologically related" to these symptoms. APA, 453.

27 Hallett, "Crisis for Neurology," 269.

symptoms' clinical evolution.[28] Second, and as the direct consequence of the crisis of knowledge, hysterical symptoms also represented what could be called a crisis of action for the medical community. Simply put, doctors were at a loss about how to deal with the patients either in terms of diagnosis or medical treatment. Not knowing what course of action to take when faced with these puzzling symptoms, "[n]eurologists generally sent the patients away without any plan."[29]

The situation that Hallett described was not new. In fact, accounts of undiagnosable and, therefore, essentially untreatable patients who exhibited unexplainable somatic symptoms without any detectable organic basis abound in the medical literature in the late twentieth century.[30] However, in such accounts, the patients were declared to be problematic or frustrating and summarily dismissed as attention-seeking simulators who did not suffer from any genuine illness.

What is perhaps easy to overlook at a superficial glance is that by designating the medical community's inability to deal with hysterical symptoms as a crisis, Hallett introduced a major semantic revision. He effectively shifted the blame away from the patients. In Hallett's reinterpretation, the patients were no longer problematic. Instead, it was the doctors who were unable to help the patients (i.e., the crisis of action) because they lacked an understanding of the nature of the baffling hysterical symptoms (i.e., the crisis of knowledge). But importantly, Hallett's assertion of the crisis was not a mere passive acknowledgement of medicine's shortcomings. I argue that this assertion actively signalled—and thus further reinforced—a gradually emerging change of medical attitudes towards hysteria. My argument is supported by two aspects of Hallett's assertion of crisis, which foreground such changing attitudes towards present-day manifestations of hysteria.

The first aspect is that Hallett directly challenged the widespread view in the medical community I mentioned earlier, according to which hysteria patients were simulators who voluntarily produced fake symptoms to deceive their doctors. While challenging this view, Hallett nevertheless admitted that diagnostically differentiating between hysteria and malingering could be difficult in clinical practice due to multiple puzzling clinical features of hysterical symptoms. These features included the symptoms' "abrupt onset; spontaneous remissions;" considerable variations in "severity, and body distribution; decrease or disappearance with distraction," as well as "response to placebo, suggestion, or psychotherapy."[31] Yet despite these puzzling

28 "Although psychiatric etiology is very likely relevant in most cases, we don't really know this for sure, and the pathophysiology is unknown." Hallett, 269.

29 Hallett, "Crisis Resolved," 971.

30 See, e.g., Hahn et al., "Doctor-Patient Relation." For a more detailed analysis of this situation, see Muhr, *From Photography to fMRI*, section 2.2.3.

31 Hallett, "Crisis for Neurology," 270.

features, Hallett forcefully insisted that hysterical symptoms "are not 'not real.' They are very real and a major problem for the patient."[32]

This statement is highly significant because by acknowledging the reality of hysterical symptoms, Hallett effectively foregrounded their medical relevance. The implication was that because they suffer from what Hallett designated as 'very real' symptoms, these patients, of whom there are many, could no longer be simply sent away as malingerers. Instead, their complaints had to be taken seriously. This, in turn, meant that these patients warranted clinical intervention to alleviate their suffering. But since there were no known clinical interventions that helped these patients,[33] Hallett's statement also meant that the seemingly unexplainable hysterical symptoms had to be paid scientific attention to uncover their hidden nature. In other words, to potentially solve the crisis of action, the medical community first had to address the underlying crisis of knowledge. And as Hallett explicitly pointed out in his article, already at that point, some researchers were "becoming interested" in investigating hysteria, but there was "a long way to go."[34] In 2006, when Hallett published his article, there were many open questions. For example, how to provide reliable empirical evidence for the physical reality of hysterical symptoms despite their apparent lack of organic basis? How to investigate the symptoms' specificity despite their heterogeneity and the tendency to fluctuate when submitted to examination? Moreover, how to reliably differentiate hysterical symptoms from similar symptoms of other diseases?

This brings us to the second aspect in which Hallett's declaration of crisis expressed changing attitudes to hysteria. Apart from foregrounding the physical reality of hysterical symptoms, Hallett also explicitly rejected Freud's purely psychogenic theory of hysteria, which had dominated medicine throughout the twentieth century. Admittedly, Hallett conceded that a psychological factor might have aetiological relevance in some patients. Yet, he insisted that it was "not clear how this [psychological factor] generates" the hysterical symptom in question.[35] And since Freud's approach failed to account for the development of symptoms, Hallett forcefully concluded that "[w]e now need a better theory."[36]

32 Hallett, 270.

33 Hallett, 269.

34 Hallett, 271. In fact, Hallett himself was part of such a group of researchers, who in October 2003 "gathered together to discuss the state of the art regarding psychogenic movement disorders" in the framework of the inaugural international meeting dealing with this subset of hysterical symptoms. Hallett et al., *Psychogenic Movement Disorders*, vii. The result of this meeting was a book published in 2006, the same year in which Hallett declared hysteria to be a crisis for neurology. See Hallett et al.

35 Hallett, "Crisis for Neurology," 269.

36 Hallett, 269.

Moreover, in opposition to Freud's claim that hysterical symptoms defy physiology, Hallett posited that such symptoms are determined by a distinct, even if at the time still unknown, pathophysiology.[37] Hence, the implication entailed in Hallett's call for a new theory was that one possible way out of the crisis was to develop an understanding of the hysterical symptoms' unknown pathophysiology through medical research. However, the challenge, so it would seem, lay in how to determine what might constitute this unknown neurological pathophysiology. After all, the only accepted medical fact about hysteria at that point was that patients showed no detectable local nerve damage or structural brain pathology.[38]

But notably, by the time Hallett declared hysterical symptoms a crisis for neurology, a handful of studies that used different functional neuroimaging technologies to examine the potential pathophysiology of these symptoms had already appeared. To be more exact, ten functional neuroimaging studies of somatic hysterical symptoms were published from 1995 to 2006.[39] Three of the early studies used SPECT (single-photon emission computed tomography), whereas four used PET (positron emission tomography).[40] Three subsequent studies used fMRI (functional magnetic resonance imaging), a newer technology that by the mid-2010s became dominant in this research.[41] Each of these different functional neuroimaging technologies allowed researchers to indirectly measure and visualise hysteria patients' neural activity and thus make inferences about how their brains function. However, each technology entailed the use of a different measurement procedure and generated data about the neural activity that had different spatial and temporal resolutions.[42] In addition to using different neuroimaging technologies, the ten initial studies also investigated different hysterical symptoms. One study focused on patients with hysterical blindness, another two on hysterical sensory disturbances, whereas the rest investigated hysterical paralysis.

---

37 Hallett, 269.

38 Hallett, 270.

39 Burgmer et al., "Movement Observation"; Halligan et al., "Hypnotic Paralysis"; Mailis-Gagnon et al., "'Hysterical' Anesthesia"; Marshall et al., "Hysterical Paralysis"; Spence et al., "Disorder of Movement"; Tiihonen et al., "Cerebral Blood Flow"; Vuilleumier et al., "Sensorimotor Loss"; Ward et al., "Differential Brain Activations"; Werring et al., "Visual Loss"; and Yazici and Kostakoglu, "Cerebral Blood Flow."

40 Tiihonen et al., "Cerebral Blood Flow"; Vuilleumier et al., "Sensorimotor Loss"; Yazici and Kostakoglu, "Cerebral Blood Flow"; Halligan et al., "Hypnotic Paralysis"; Marshall et al., "Hysterical Paralysis"; Spence et al., "Disorder of Movement"; and Ward et al., "Differential Brain Activations."

41 Burgmer et al., "Movement Observation"; Mailis-Gagnon et al., "'Hysterical' Anesthesia"; and Werring et al., "Visual Loss."

42 For a succinct overview of these technologies, the mutual comparison concerning their respective epistemic possibilities and limitation, and their gradual introduction into hysteria research, see Muhr, *From Photography to fMRI*, sections 2.3.1–2.3.3.

Yet, regardless of their differences, all ten studies had in common that they implemented some type of functional neuroimaging technology with the explicit aim of linking hysterical symptoms to an abnormal pattern of brain activity. Put differently, in the context of these neuroimaging studies, the search for the unknown pathophysiology underlying hysterical symptoms was defined in terms of a potentially detectable disturbance of function that affected one or more brain regions. And although Hallett did not explicitly mention any of these studies in his declaration of crisis, their scientific goals seemed to perfectly align with his call to action that foregrounded the need for scientific research into hysteria's underlying pathophysiology.[43]

Until 2006, neuroimaging studies of hysterical symptoms were still few in number, although they already clearly indicated the emergence of a new research approach.[44] After Hallett declared the crisis, such studies have continually grown in number.[45] Importantly, my intention in this chapter is not to posit a causal relationship between Hallett's declaration of crisis and the growing number of neuroimaging studies of hysterical symptoms from 2007 onwards, as this would be a gross and unwarranted oversimplification.[46] However, it appears to me that by declaring a medical crisis, Hallett lent urgency to any research approach that could productively address the baffling hysterical symptoms and thus provide at least provisional insights into these symptoms' unknown pathophysiology. Prior to Hallett's declaration, neuroimaging studies of hysteria could have been written off as seemingly useless and wastefully expensive investigations into exceedingly rare symptoms that lacked broader clinical or scientific significance. After Hallett's declaration, such studies could be claimed to offer critical epistemic insights into vaguely understood and, until that point, under-researched symptoms, which affected many patients.

In short, what I am suggesting is that Hallett's designation of hysterical symptoms as a crisis for neurology served as an impetus for, at the time, already emerg-

---

43 It is safe to assume that Hallett was well acquainted with the early neuroimaging findings since the book he co-edited in 2006 contained an article that provided a systematic overview of functional neuroimaging studies of hysteria from 1995 to 2004. See Fink, Halligan, and Marshall, "Neuroimaging of Hysteria."

44 See my analysis about the initial emergence of fMRI-based hysteria research as a sustained scientific practice in the mid-2010s in Muhr, *From Photography to fMRI*, section 2.3.3.

45 See, e.g., Balachandran et al., "Stress"; Blakemore et al., "Aversive Stimuli"; Hassa et al. "Motor Inhibition"; Stone et al., "Simulated Weakness"; and van Beilen et al., "Conversion Paresis."

46 Elsewhere, I have examined how the gradual re-biologisation of psychiatry, the intensifying of broader neuroimaging investigation of the neural underpinning of various cognitive functions in healthy individuals and in clinical populations, as well as the adoption of fMRI as the dominant functional neuroimaging technology have all played roles in establishing neuroimaging research on hysteria as a sustained scientific practice. See Muhr, *From Photography to fMRI*, sections 2.3.1–2.3.3.

ing neuroimaging research into these symptoms by justifying the wider medical salience of this research in its early stages.[47] Two aspects support this assumption. First, several neuroimaging studies explicitly quoted Hallett's declaration of crisis to emphasise the medical relevance of their investigation.[48] Second, following his declaration of crisis, Hallett took an active part in the neuroimaging research into hysteria. Since 2006, he has co-authored multiple neuroimaging studies of hysterical symptoms and several major systematic reviews that summarised the interim results of the ongoing neuroimaging research into hysteria.[49] At a more general level, Hallett has also significantly contributed to catalysing broader medical research into hysteria. He has co-edited a seminal textbook on hysterical/functional neurological symptoms published in 2016 and recently co-founded an international professional society that gathers health professionals and scientists to "advance scientific research pertaining to functional neurological disorders."[50]

So far, we have examined Hallett's declaration of crisis and its effects on mobilising neuroimaging research into the neurophysiological basis of hysterical symptoms. But although in his 2006 article Hallett foregrounded the medical relevance of hysterical symptoms, in his description, these symptoms were still vaguely defined as "medically unexplained."[51] As I will argue in the remainder of this chapter, it is owing to the preliminary insights that the neuroimaging research has generated over the following decade and a half that hysterical symptoms have "attain[ed] their heightened ontological status" as a scientific object.[52] This new status, so I suggest, is also reflected in the fact that, especially in the research context, these diverse symptoms are now jointly referred to as manifestations of functional neurological disorder.[53]

---

47 My analysis is informed by Lorraine Daston's pertinent insight that to be transformed into scientific objects, "phenomena that exist on the fringes or beneath the surface of the scientific collective consciousness" have to be charged with cultural and epistemic significance so as to "rivet scientific attention" and thus become not just visible but also perceived as amenable to sustained research activity. Daston, "Scientific Objects," 6.

48 See, e.g., Schrag et al., "Dystonia," 771.

49 See, e.g., Hallett, "Crisis Resolved"; Perez et al., "Research Agenda"; and Voon et al., "Involuntary Nature."

50 "About Us," Functional Neurological Disorder Society, accessed May 15, 2022, https://www.fndsociety.org/about-us/. See also Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurologic Disorders*. For an analysis of how the broader medical research into hysteria has both been influenced by and fed into the neuroimaging research into this disorder, see Muhr, *From Photography to fMRI*, section 2.4.2.

51 Hallett, "Crisis for Neurology," 270.

52 Daston, "Scientific Objects," 10.

53 See, e.g., Hassa et al., "Amygdala Activity," 1, 613156.

Transforming Hysteria into an Increasingly Coherent Scientific Object

Elsewhere, I have analysed the neuroimaging research into hysteria within the first two decades of the twenty-first century by systematically examining preliminary theoretical assumptions and empirical notions that have heuristically shaped this research.[54] Here, however, I want to approach this research from a different perspective. This section will summarise four initial insights into hysteria's underlying neuropathology that neuroimaging research has delivered so far. In doing so, I intend to show that, as a result of these insights, hysterical symptoms have been gradually transformed from a loose set of seemingly mysterious, medically unexplained manifestations into a more clearly defined and "coherent category of investigation."[55] The neuroimaging insights include that, first, hysteria is distinct from simulations; second, hysterical symptoms differ from similar symptoms of organic diseases; third, hysterical symptoms intensify in stressful situations; and fourth, hysterical symptoms might be underpinned by microscopic neuroanatomical anomalies.

Hysteria Is Distinct from Intentional Simulation

Since 2006, multiple fMRI studies have explicitly compared hysterical symptoms to intentional simulation.[56] Their shared aim was to determine how the genuine hysterical symptoms differ from the feigned counterparts at the neural level. In most studies, patients with acute hysterical limb paralysis that lasted only a few days or patients with chronic hysterical paralysis that lasted several months to several years were compared to healthy individuals asked to feign limb paralysis.[57] Only one study, authored by Voon et al., departed from this approach and focused on the symptom of hysterical tremor. Moreover, unlike the other studies, Voon et al. did not compare the brain activity patterns across different groups of subjects—i.e., hysteria patients and healthy individuals. They opted instead for another type of experimental design called within-subjects analysis, which entails comparing the brain activity in the same group of subjects across different experimental conditions.[58] Specifically, Voon et al. compared the brain activity of hysteria patients experiencing involuntary intermittent hysterical tremor in their affected arm to the same hysteria patients' brain activity while they were voluntarily imitating the tremor with the same arm.

---

54 See Muhr, *From Photography to fMRI*, chapter 4.

55 Daston, "Scientific Objects," 8.

56 See Cojan et al., "Inhibition"; Hassa et al., "Motor Inhibition"; Stone et al., "Simulated Weakness"; van Beilen et al., "Conversion Paresis"; and Voon et al., "Involuntary Nature."

57 See, e.g., Cojan et al., "Inhibition," 1027–28; and Stone et al., "Simulated Weakness," 963.

58 Voon et al., "Involuntary Nature," 226.

Importantly, the differences among the fMRI studies that contrasted hysterical symptoms with intentional simulation were not limited to the type and chronicity of the symptom they investigated or to decisions on how many groups of subjects to recruit. What also differed across the studies was the kind of task that participants performed while the scanner measured their brain activity. In some studies, the experimental subjects were instructed to actively move a designated limb on cue in a prescribed way (e.g., flexing their foot or wrist).[59] Conversely, in another study, the subjects were asked to sometimes perform and sometimes withhold the prepared movement.[60] In yet another study, the subjects were told to simply relax and not oppose the motion that one of the experimenters passively imposed onto their limbs.[61] Moreover, even the instructions to healthy subjects on how to simulate hysterical paralysis varied across studies. For instance, in one study, the healthy participants were merely told to pretend that their limb "was too weak and heavy to move."[62] By contrast, in a more recent study, healthy subjects underwent a six-day systematic training on how to simulate hysterical paralysis convincingly.[63]

This concise analysis has foregrounded that fMRI and comparable neuroimaging technologies do not provide any straightforward, unmediated access to hysteria patients' underlying brain dysfunction. Instead, to provide potential insights into hysteria's pathophysiology, fMRI has to be embedded into carefully constructed experimental settings. This means that researchers have to make multiple interpretational decisions while designing and conducting their fMRI-based experiments. As the examples above have shown, such decisions include—but are not limited to—choosing which particular hysterical symptom to study, how many participants to recruit, whether or not to include a group of healthy control subjects and which experimental task to use.[64] Importantly, all such decisions have far-reaching epistemic consequences as they inform the findings of neuroimaging studies.

Taking this into account, we should not be surprised that all fMRI studies into the neurophysiological differences between hysterical symptoms and intentional simulation discussed above obtained mutually disparate experimental results.[65]

---

59 Stone et al., "Simulated Weakness," 962–63; and van Beilen et al., "Conversion Paresis," 5, e25918.

60 Cojan et al., "Inhibition," 1028.

61 Hassa et al., "Motor Inhibition," 720.

62 Stone et al., "Simulated Weakness," 963.

63 Hassa et al., "Motor Inhibition," 720.

64 Other important decisions, whose analysis is beyond the scope of this chapter, are various technical parameters of fMRI data acquisition and details of multistage statistical analysis to which the resulting data have to be submitted in order to yield interpretable results. For a detailed analysis of these aspects of fMRI imaging, see Muhr, *From Photography to fMRI*, chapter 3.

65 Compare, e.g., Cojan et al., "Inhibition," 1026; and Hassa et al., "Motor Inhibition," 719.

What needs to be emphasised, however, is that, despite mutual inconsistencies, all studies converged on one point. Without exception, the imaging results disclosed that distinctly different brain activation patterns underpinned genuine hysterical symptoms as opposed to those that were intentionally simulated.[66] But from study to study, these differential activations patterns occupied diverse anatomical brain regions that only partly overlapped across studies.[67]

Thus, on the whole, the fMRI studies that compared hysterical symptoms to intentional simulation have failed to identify a pattern of brain activation which could be used reliably to diagnostically differentiate between genuine hysteria patients and simulators. Yet despite this shortcoming, these fMRI studies managed to deliver cumulative evidence that genuine hysterical symptoms were underpinned by different neural mechanisms than malingering. In doing so, these studies provided empirical support to Hallett's initial claim that hysterical symptoms were distinct from intentional simulation and, therefore, 'real' in the physiological sense of the word. In effect, by empirically demonstrating that hysteria was distinct from simulation, these fMRI studies significantly heightened the status of hysteria as a scientific object that deserves to be the focus of sustained neuroimaging research. Simply put, it is owing to these fMRI studies that hysterical symptoms have grown "more richly real" in the medical context.[68]

Hysterical Symptoms Are Distinct from Similar Symptoms of Other Organic Diseases

More recently, several functional neuroimaging studies have directly addressed the well-known fact that many hysterical symptoms resemble symptoms of other diseases that are caused by detectable organic disturbances.[69] For centuries, such similarities have baffled medical practitioners and represented a considerable diagnostic challenge.[70] Due to the intensified systematic work on establishing and validating diagnostic criteria within the last two decades, the clinical differentiation between hysterical symptoms and their organic counterparts has become more reliable.[71] Yet, hardly anything is known about how such seemingly similar symptoms differ at the

66 See Cojan et al., "Inhibition," 1036; Hassa et al., "Motor Inhibition," 720; Stone et al., "Simulated Weakness," 968; van Beilen et al., "Conversion Paresis," 17, e25918; and Voon et al., "Involuntary Nature," 226.

67 For a detailed analysis of the individual findings of these four fMRI studies, see Muhr, *From Photography to fMRI*, section 4.1.1.

68 Daston, "Scientific Objects," 13.

69 Espay et al., "Functional Dystonia"; Espay et al., "Functional Tremor"; Schrag et al., "Dystonia"; and Szaflarski et al., "Facial Emotion Processing."

70 See, e.g., Charcot, *Diseases of the Nervous System*, 14.

71 See Gasca-Sala and Lang, "Diagnostic Criteria."

neural level. It is this particular knowledge gap that the authors of one PET and three fMRI studies chose to address.

In a PET study by Schrag et al. and an fMRI study by Espay et al., patients with hysterical contractures—i.e., permanent muscular contractions that are now called functional dystonia—were compared to patients with organic dystonia.[72] Another fMRI study by Espay et al. compared patients with hysterical tremor to patients with the organic counterpart of this symptom, called essential tremor.[73] Finally, an fMRI study by Szaflarski et al. compared patients suffering from intermittent hysterical attacks—now called functional non-epileptic seizures—to patients diagnosed with epilepsy.[74] In addition to hysteria patients and patients with comparable organic symptoms, each study also included a third group of healthy control subjects.

Similarly to the examples discussed in the previous subsection, these four studies investigated diverse symptoms and deployed very different experimental designs. In the PET study by Schrag et al., patients with hysterical and organic contractures as well as healthy subjects were merely asked to perform simple limb movements on cue while their brains were scanned.[75] By contrast, the three fMRI studies used a more complex experimental design that comprised multiple tasks. Specifically, in the fMRI studies of hysterical contractures and tremor, participants were engaged in a simple motor task of finger-tapping, as well as two additional experimental tasks. During the latter two tasks, the participants were exposed to two different types of emotional stimuli.[76] In one of these tasks, the subjects viewed images of standardised facial expressions of emotions such as sadness, happiness and fear. During another task, the subjects were shown "a series of offensive or disgusting images" from the International Affective Picture System (IAPS), a database of photographs that are widely used in current psychological research as standardised visual stimuli for inducing affective responses.[77]

The Szaflarski et al. study into hysterical seizures also used a task during which the participants were presented with standardised photographs of faces with different emotional expressions.[78] But unlike the purely task-based studies discussed so far, Szaflarski et al. additionally deployed a more novel fMRI-based approach referred to as the resting-state connectivity. In this approach, instead of engaging the

72 Schrag et al., "Dystonia," 770; and Espay et al., "Functional Dystonia," 136.

73 Espay et al., "Functional Tremor," 179.

74 Szaflarski et al., "Facial Emotion Processing," 193.

75 Schrag et al., "Dystonia," 772.

76 Espay et al., "Functional Dystonia," 138; and Espay et al., "Functional Tremor," 180–81.

77 Espay et al., "Functional Tremor," 180. For a detailed discussion of methodological and interpretative challenges entailed in using both the standardised emotional facial stimuli and the IAPS images in neuroimaging research into hysteria, see Muhr, *From Photography to fMRI*, section 4.3.2.

78 Szaflarski et al., "Facial Emotion Processing," 195.

subjects in an experimental task, the neuroimaging data is acquired while they are simply resting in the scanner and doing nothing.[79] The study's authors then applied different types of statistical analyses to the resting-state fMRI data to identify how the so-called intrinsic brain connectivity patterns—i.e., spontaneous interactions among various cerebral regions while the subjects are not engaged in any external task—differ across the two groups of seizure patients and healthy subjects.[80]

Unsurprisingly, since they focused on different hysterical symptoms, used different neuroimaging technologies (PET and fMRI), deployed different experimental paradigms (task-based and resting-state) and combined diverse affective and motor tasks, the four neuroimaging studies yielded very different results. But on the whole, each study found significant differences between hysteria patients and patients with similar organic symptoms at the neural level, either in terms of brain activation patterns or resting-state connectivity patterns.[81] Hence, taken together, these studies delivered preliminary empirical evidence that hysterical symptoms have a "distinctive cortical and subcortical pathophysiology" that distinguishes them from similar symptoms of other organic diseases.[82] Moreover, despite their mutually disparate results, in all four studies, hysteria's putative "pathophysiological signature" incorporated brain regions known to play a role in the neural processing of emotions.[83]

In short, these findings indicated that, unlike their organic counterparts, hysterical symptoms are associated with disturbances of emotion regulation. The authors of all four studies pointed out that they could not distinguish whether the disturbances they identified were causally related to hysterical symptoms or represented "compensatory changes" induced by the symptoms.[84] But despite their limitations, the four studies analysed in this subsection provided new empirical insights into the neurophysiological specificity of hysteria/functional neurological disorder. Hence, these studies further heightened this disorder's status as an increasingly distinct scientific object in neuroimaging research.

Hysterical Symptoms Are Reinforced through Negative Emotional Experiences

Another significant recent development in the neuroimaging research into hysteria is the emergence of studies that explicitly examine how stressful experiences and

79 Szaflarski et al., 193.
80 Szaflarski et al., 196.
81 Espay et al., "Functional Dystonia," 142–44; Espay et al., "Functional Tremor," 185; Schrag et al., "Dystonia," 780; and Szaflarski et al., "Facial Emotion Processing," 203.
82 Schrag et al., "Dystonia," 771.
83 Schrag et al., 780.
84 Schrag et al., 779.

negative emotional situations modulate various hysterical symptoms.[85] Also in this context, different studies have adopted a variety of experimental approaches to testing if and how acute stressful experiences worsen hysterical symptoms. To gain an overview of these versatile approaches and the initial insights they have generated so far, we will take a look at four exemplary fMRI studies published between 2016 and 2021.

In two such studies, researchers used standardised affectively charged images from the aforementioned IAPS database. But in each study, the visual stimuli were embedded into a very different type of task. For example, in their 2016 study, Blakemore et al. focused on hysteria patients with mixed motor symptoms, including paralysis, dystonia and tremor.[86] While lying inside the scanner, both patients and healthy control subjects were asked to exert consistent pressure on a force-measuring device that was placed in their hands. While performing this action, the participants were exposed to either pleasant or unpleasant images from the IAPS.[87] The participants' brain activity and the force output they produced were synchronously measured.

The comparison of the thus obtained results revealed that in healthy subjects, regardless of the affective content of images, the force output decayed gradually over time. In patients, however, the expected decay of force was absent when they viewed aversive images.[88] Even more interestingly, the neuroimaging data revealed that while viewing aversive images, patients had heightened activity across multiple brain regions involved in the processing of emotional salience.[89] Drawing these findings together, Blakemore et al. concluded that hysteria patients exhibited "heightened processing of emotional salience" when exposed to stressors.[90] Blakemore et al. further conjectured that this dysfunctional processing of negative affects elicited non-volitional "defensive behaviour" and modulated the patients' motor responses, thus resulting in a temporary worsening of their hysterical symptoms in stressful situations.[91]

Similarly to Blakemore et al., Hassa et al. in their 2021 study also focused on hysteria patients with mixed symptoms, which, in addition to motor disturbances and paralysis, included diverse sensory problems such as numbness, pain and hearing loss.[92] In their fMRI experiment, Hassa et al. exposed hysteria patients and

85 See, e.g., Allendorfer et al., "Psychological Stress"; Balachandran et al., "Stress"; and Blakemore et al., "Aversive Stimuli."
86 Blakemore et al., "Aversive Stimuli," 230.
87 For a detailed description of the task, see Blakemore et al., 230–32.
88 Blakemore et al., 233.
89 Blakemore et al., 234–38.
90 Blakemore et al., 229.
91 Blakemore et al., 229.
92 Hassa et al., "Amygdala Activity," 3, 613156.

healthy participants to unpleasant and neutral IAPS images, asking both groups of subjects to engage in an emotion regulation strategy called cognitive reappraisal. Specifically, "subjects were instructed to directly find an explanation that could reduce the emotional impact of the negative image; for example, when seeing images presenting war or violence they suggested themselves that the scenes were not real but made-up movie scenes, that blood was not real but theater blood, etc."[93] The fMRI findings revealed that, despite the cognitive reappraisal, when compared to healthy subjects, hysteria patients responded to unpleasant stimuli with abnormally increased activation of the amygdala, a subcortical structure known to be involved in the processing of negative emotions. Based on these findings, Hassa et al. suggested that explicit emotion regulation strategies seem ineffective in hysteria patients since these strategies "primarily operate on higher neural processing levels that are different from the amygdala."[94] In short, according to the authors of this study, aversive stimuli automatically trigger exaggerated affective responses in hysteria patients, which these patients are unable to suppress through conscious cognitive effort.

Two other mutually related fMRI studies focused on a single hysterical symptom—non-epileptic seizures.[95] In fact, both the 2019 study by Allendorfer et al. and the 2020 study by Balachandran et al. were conducted by the same research group and, instead of visual affective stimuli, used the same mathematical task to induce an acute stress response in experimental subjects. The task consisted of a control condition and a stressful condition. In the control condition, the subjects performed a simple subtraction while receiving positive feedback. In the stressful condition, the subjects were not only confronted with a more demanding mathematical problem but also, irrespective of their actual performance, received pre-recorded negative feedback (e.g., "You are not responding quickly enough for your answers to be counted.").[96] Thus, the stress-inducing task was not only cognitively more difficult but also included an additional "component of social evaluative threat."[97]

Apart from fMRI data, Allendorfer et al. also measured physiological stress responses, such as heart rate changes and the level of cortisol and alpha-amylase in saliva, whereas Balachandran et al. assessed the subjects' accompanying anxiety and mood disturbances. Based on the analyses of their respective fMRI datasets, both Allendorfer et al. and Balachandran et al. concluded that patients with hysterical

93 Hassa et al., 3, 613156.

94 Hassa et al., 8, 613156.

95 Allendorfer et al., "Psychological Stress"; and Balachandran et al., "Stress."

96 Allendorfer et al., "Psychological Stress," 3, 101967.

97 Allendorfer et al., 3, 101967. In specialist terms, this particular task is called the Montreal Imaging Stress Task.

seizures exhibit decreased neural responses to stress, especially in the so-called limbic brain regions, such as the amygdala and the hippocampus.[98] Allendorfer et al. also found that the decreased neural responses in these emotion-processing cerebral regions correlated with patients' dampened heart rate responses to perceived stress.[99] Moreover, Balachandran et al. established that the reduced reactivity of the hippocampus was associated with the severity of the patients' accompanying anxiety and mood disturbances.[100]

It is worth noting that the findings of hysteria patients' dampened neural responses to stress in the latter two studies contradicted the two studies analysed previously, which found abnormally enhanced neural responses to aversive stimuli in hysteria patients' emotion-processing brain regions. Some of the discrepancies are probably due to the different symptoms these studies investigated and the different types of stimuli and tasks they deployed. However, despite the unresolved discrepancies in their respective findings, all four studies had one salient point in common. They all suggested that hysteria patients have dysfunctional neural processing of stressful experiences, which, in turn, modulates the intensity of their symptoms and interfere with their cognitive abilities. These preliminary insights have provided a new empirical indication of hysteria's potential neurophysiological specificity and thus introduced a fruitful direction for future research. In doing so, these studies have "yield[ed] ever more layers of hidden structure" of hysteria, thus further stabilising and enriching its status as a scientific object in neuroimaging.[101]

Hysteria May Be Associated with Microscopic Anatomical Brain Changes

Finally, I would like to draw attention to a new research direction that has started to emerge within the neuroimaging investigation of hysteria in the 2010s. This research direction is driven by a slowly but continually growing number of studies that utilise novel statistically-based quantitative methods of imaging brain anatomy.[102] Such studies have begun to challenge the long-held view that hysteria patients entirely lack any underlying neuroanatomical damage. Admittedly, the absence of any visually identifiable anatomical anomaly in standard structural MRI scans is still used to support the diagnosis of hysteria in clinical contexts.[103] Hence, it is not hysteria patients' preservation of normal brain structure at the macro level that is currently

98 Allendorfer et al., 8, 101967; and Balachandran et al., "Stress," 107.
99 Allendorfer et al., "Psychological Stress," 8, 101967.
100 Balachandran et al., "Stress," 117.
101 Daston, "Scientific Objects," 13.
102 For a succinct overview of such studies, see Bègue et al., "Structural Alterations." See also Perez et al., "Research Agenda," 7–8, 102623.
103 Bègue et al., "Structural Alterations," 2, 101798.

coming into question. Instead, studies using new structural imaging methods suggest that hysteria patients might exhibit microscopic structural anomalies that remain invisible in standard MRI scans.

Several structural neuroimaging methods have so far been deployed in studies that focused either on patients with mixed symptoms or patients with a single hysterical symptom, such as seizures or paralysis.[104] Some of these methods allow researchers to examine various changes in the grey matter architecture of the patients' brains. For example, a method called voxel-based morphometry (VBM) enables an automated voxel-wise comparison of standard structural brain scans from hysteria patients and healthy subjects. Such a comparison serves to identify differences in the local grey tissue density across various anatomical structures between these groups of subjects.[105] Using this method, several studies have reported that, relative to healthy subjects, hysteria patients have either decreased or increased volume of different cerebral structures, such as the amygdala, insula and parts of the motor cortex.[106] Other studies that used different surface-based morphometric analyses detected changes in the cortical thickness, surface areas and curvatures of multiple subcortical and cortical brain structures.[107] More recently, researchers have also started to deploy state-of-the-art computational methods such as diffusion tensor imagining (DTI) to study possible changes in the patients' structural connectivity by visualising white matter tracts that physically connect various brain regions.[108]

The preliminary findings of such structural neuroimaging studies are mutually inconsistent, lack replication and are challenging to interpret.[109] To begin with, the actual medical meaning of the reported microscopic structural brain changes is currently far from evident. What is also an open question is how such structural abnormalities relate to functional disturbances that fMRI studies of hysterical symptoms have identified. Moreover, it remains unclear if the microscopic structural abnormalities reported so far might be causally related to the development of hysterical symptoms or if, conversely, they arise as a consequence of the illness.[110]

Overall, it can thus be said that the emerging structural neuroimaging research into hysteria has, until now, created more questions than answers. Yet, crucially, this research strand has opened up the possibility that hysteria's underlying pathophysiology may not be limited to a purely functional brain disturbance but could also entail associated microstructural anomalies. In doing so, the preliminary structural

104 See Bègue et al., "Structural Alterations," 4–10, 101798.
105 Perez et al., "Research Agenda," 8, 102623.
106 Bègue et al., "Structural Alterations," 3, 11–12, 101798.
107 Bègue et al., 12, 101798.
108 Bègue et al., 12–13, 101798.
109 Bègue et al., 14–15, 101798.
110 Bègue et al., 1, 101798.

neuroimaging findings have further strengthened the solidity of hysteria's status as a brain-based disorder. At the moment, it seems likely that the line of enquiry, which combines fMRI with structural imaging method to jointly search for hysteria's underlying structural and functional brain anomalies, will gain momentum in the coming years.

Thus, drawing things together, I argue that the various strands of neuroimaging research into hysteria discussed in this section testify to the increasing complexity and the continual intensification of the scientific endeavour to delineate the neurophysiological reality of the elusive hysterical symptoms. The novel neuroimaging technologies have enabled the exploration of connections between the patients' externally observable symptoms and their essentially invisible functional and structural brain pathologies, which had hitherto evaded scientists. Using these imaging technologies, present-day researchers have been able to generate "results, implications, surprises, connections manipulations, [and] explanations" that have opened up new epistemic perspectives of hysteria, thus heightening its "ontological status" as a genuine neurophysiological disorder and not a medically unexplainable phenomenon.[111]

Conclusion

To conclude, I have shown in this chapter that, a decade and a half after the American neurologist Mark Hallett designated it as a crisis for neurology, hysteria, now referred to as functional neurological disorder, has stabilised into an increasingly clearly defined scientific object of sustained neuroimaging research. As my analysis has demonstrated, this process has been facilitated by the insights into hysteria's underlying pathophysiology generated by multiple neuroimaging studies. These studies have revealed that hysteria is distinct from intentional simulation and organic disorders with similar symptomatology, that the clinically observable intensification of hysterical symptoms in stressful situations has a neural basis, and that, in addition to functional brain disturbance, the symptoms may be underpinned by subtle anatomical brain anomalies. Currently, these insights are preliminary, highly fragmentary and far removed from any clinical application. Yet, they have transformed hysteria from a collection of elusive symptoms loosely defined as medically unexplained into what is now perceived as a genuine brain-based disorder. Moreover, I have argued that in the process, these heretofore ignored symptoms have gradually coalesced into a scientific object in its own right, which is now "solid, capacious, ordered, intricate and deep enough to sustain research and theoretical explication."[112]

111 Daston, "Scientific Objects," 10.

112 Daston, 7.

However, as Mark Hallett admitted in the follow-up article published in 2019, the crisis he had initially declared in 2006 has not yet been resolved. Much remains unknown about hysteria's functional and structural neuropathophysiology since, to quote Hallett, "the brain is complicated."[113] Moreover, as my analysis has pointed out, none of the neuroimaging methods used in the research provides a transparent window into the patients' brains. Instead, using these methods is associated with a host of methodological challenges, which, as we have seen, often lead to mutual discrepancies across the studies. As detailed in this chapter, reconciling such discrepancies is far from straightforward. But gradually, researchers are becoming increasingly better at dealing with and, in part, even resolving some of the methodological challenges entailed in the neuroimaging research on hysteria. This might be why Hallett has predicted that, in another ten years, "the crisis will be over."[114]

I am not a medical expert. But to me, Hallett's prediction seems somewhat overoptimistic. Despite the intensifying neuroimaging research into hysteria, what has emerged so far is a series of more or less isolated and, to some extent, mutually inconsistent insights that have failed to be synthesised into an overarching, unifying framework. For example, what currently eludes researchers is how and under which conditions various functional and structural brain anomalies they have discovered so far mutually interact to give rise to a particular type or a particular combination of co-occurring hysterical symptoms. Moreover, it is unclear whether and to what extent adverse life experiences might contribute to the development or exacerbation of hysterical symptoms and if such environmental factors dynamically interact with other contributing factors, such as genetic predisposition and personal traits.

In line with Hallett, I too think that the medical insights into hysteria will "thicken and quicken with [the continued] inquiry."[115] However, as centuries of its winding medical history have shown, hysteria is a difficult nut to crack due to its highly heterogeneous manifestations, which might not even all have the same underlying neurophysiological mechanisms. Moreover, as even Charcot argued more than a century earlier, it is conceivable that various individual differences across patients, such as their psychological and physical makeup, personal habits and sociocultural conditions, additionally shape hysterical symptoms thus contributing to their variability.[116] And none of these accompanying factors can be readily studied through neuroimaging alone. Therefore, it appears to me that solving hysteria's mystery by identifying its presumed underlying neuropathophysiology, should it occur, will take longer than another decade. And even if the crisis of knowledge is solved one day, this would not immediately alleviate the crisis of action. Translating

113 Hallett, "Crisis Resolved," 973.

114 Hallett, 973.

115 Daston, "Scientific Objects," 13.

116 Charcot, *Diseases of the Nervous System*, 400.

the insights won through medical research into actual clinical practice by developing novel diagnostic and treatment approaches that, in turn, can effectively resolve the lingering crisis of action would surely take much longer.

Bibliography

Allendorfer, Jane B., Rodolphe Nenert, Kathleen A. Hernando, Jennifer L. DeWolfe, Sandipan Pati, Ashley E. Thomas, Neil Billeaud, Roy C. Martin, and Jerzy P. Szaflarski. "FMRI Response to Acute Psychological Stress Differentiates Patients with Psychogenic Non-Epileptic Seizures from Healthy Controls: A Biochemical and Neuroimaging Biomarker Study." *NeuroImage: Clinical* 24 (2019): 101967. https://doi.org/10.1016/j.nicl.2019.101967.

American Psychiatric Association (APA). *Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders: DSM–IV*. 4th ed. Washington, DC: American Psychiatric Association, 1994.

Balachandran, Neha, Adam M. Goodman, Jane B. Allendorfer, Amber N. Martin, Krista Tocco, Valerie Vogel, W. Curt LaFrance Jr., and Jerzy P. Szaflarski. "Relationship Between Neural Responses to Stress and Mental Health Symptoms in Psychogenic Nonepileptic Seizures after Traumatic Brain Injury." *Epilepsia* 62, no. 1 (2021), 107–19. https://doi.org/10.1111/epi.16758.

Bègue, Indrit, Caitlin Adams, Jon Stone, and David L. Perez. "Structural Alterations in Functional Neurological Disorder and Related Conditions: A Software and Hardware Problem?" *NeuroImage: Clinical* 22 (2019): 101798. https://doi.org/10.1016/j.nicl.2019.101798.

Blakemore, Rebekah L., Indrit Sinanaj, Silvio Galli, Selma Aybek, and Patrik Vuilleumier. "Aversive Stimuli Exacerbate Defensive Motor Behaviour in Motor Conversion Disorder." *Neuropsychologia* 93 (2016): 229–41. https://doi.org/10.1016/j.neuropsychologia.2016.11.005.

Bronfen, Elisabeth. *The Knotted Subject: Hysteria and Its Discontents*. Princeton: Princeton University Press, 1998.

Burgmer, Markus, Carsten Konrad, Andreas Jansen, Harald Kugel, Jens Sommer, Walter Heindel, Erich B. Ringelstein, Gereon Heuft, and Stefan Knecht. "Abnormal Brain Activation during Movement Observation in Patients with Conversion Paralysis." *NeuroImage* 29, no. 4 (2006): 1336–43. https://doi.org/10.1016/j.neuroimage.2005.08.033.

Carson, Alan J., and Alexander Lehn. "Epidemiology." In Hallett, Stone, and Carson, *Handbook of Clinical Neurology,* 47–60.

Charcot, Jean-Martin. *Clinical Lectures on the Diseases of the Nervous System, Delivered at the Infirmary of La Salpêtrière. Vol. 3.* Translated by Thomas Savill. London: New Sydenham Society, 1889.

Cojan, Yann, Lakshmi Waber, Alain Carruzzo, and Patrik Vuilleumier. "Motor Inhibition in Hysterical Conversion Paralysis." *NeuroImage* 47 (2009): 1026–37. https://doi.org/10.1016/j.neuroimage.2009.05.023.

Daston, Lorraine. "Introduction: The Coming into Being of Scientific Objects." In *Biographies of Scientific Objects*, edited by Lorraine Daston, 1–14. Chicago: University of Chicago Press, 2000.

Espay, Alberto J., Thomas Maloney, Jennifer Vannest, Matthew M. Norris, James C. Eliassen, Erin Neefus, Jane B. Allendorfer, Robert Chen, and Jerzy P. Szaflarski. "Dysfunction in Emotion Processing Underlies Functional (Psychogenic) Dystonia." *Movement Disorders* 33 (2018): 136–45. https://doi.org/10.1002/mds.27217.

Espay, Alberto J., Thomas Maloney, Jennifer Vannest, Matthew M. Norris, James C. Eliassen, Erin Neefus, Jane B. Allendorfer, Anthony E. Lang, and Jerzy P. Szaflarski. "Impaired Emotion Processing in Functional (Psychogenic) Tremor: A Functional Magnetic Resonance Imaging Study." *NeuroImage: Clinical* 17 (2018): 179–87. https://doi.org/10.1016/j.nicl.2017.10.020.

Fink, Gereon R., Peter W. Halligan, and John C. Marshall, "Neuroimaging of Hysteria." In Hallett, Stone, and Caroson, *Psychogenic Movement Disorders, 230–37.*

Freud, Sigmund. *The Standard Edition of the Complete Psychological Works of Sigmund Freud. Vol. 1, Pre-Psychoanalytic Publications and Unpublished Drafts (1886–1899)*, translated and edited by James Strachey. London: Vintage, 2001.

Gasca-Salas, Carmen, and Anthony E. Lang. "Neurologic Diagnostic Criteria for Functional Neurologic Disorders." In Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurological Disorders*, 193–212.

Hahn, Steven R., Kenneth S. Thompson, Thomas A. Wills, Virginia Stern, and Nancy S. Budner. "The Difficult Doctor-Patient Relationship: Somatization, Personality and Psychopathology." *Journal of Clinical Epidemiology* 47, no. 6 (1994): 647–57. https://doi.org/10.1016/0895-4356(94)90212-7.

Hallett, Mark. "Functional Movement Disorders: Is the Crisis Resolved?" *Movement Disorders* 34, no. 7 (2019), 971–74. https://doi.org/10.1002/mds.27713.

Hallett, Mark. "Psychogenic Movement Disorders: A Crisis for Neurology." *Current Neurology and Neuroscience Reports* 6, no. 4 (2006): 269–71. https://doi.org/10.1007/s11910-006-0015-x.

Hallett, Mark, Stanley Fahn, Joseph Jankovic, Anthony E. Lang, C. Robert Cloninger, and Stuart C. Yudofsky, eds. *Psychogenic Movement Disorders: Neurology and Neuropsychiatry*. Philadelphia: Lippincott Williams & Wilkins, 2006.

Hallett, Mark, Jon Stone, and Alan Carson, eds. *Functional Neurologic Disorders.* Vol. 139 of *Handbook of Clinical Neurology*, edited by Michael J. Aminoff, Francois Boller, and Dick F. Swaab. Amsterdam: Elsevier, 2016.

Halligan, Peter W., Bal S. Athwal, David A. Oakley, and Richard S. Frackowiak. "Imaging Hypnotic Paralysis: Implications for Conversion Hysteria." *Lancet* 355, no. 9208 (2000): 986–87. https://doi.org/10.1016/s0140-6736(00)99019-6.

Hassa, Thomas, Esther De Jel, Oliver Tuescher, Roger Schmidt, and Mircea A. Schoenfeld. "Functional Networks of Motor Inhibition in Conversion Disorder Patients and Feigning Subjects." *NeuroImage: Clinical* 11 (2016): 719–27. https://doi.org/10.1016/j.nicl.2016.05.009.

Hassa, Thomas, Stefan Spiteri, Roger Schmidt, Christian Merkel, and Mircea A. Schoenfeld. "Increased Amygdala Activity Associated With Cognitive Reappraisal Strategy in Functional Neurologic Disorder." *Frontiers in Psychiatry* 12 (2021), 613156. https://doi.org/10.3389/fpsyt.2021.613156.

Mailis-Gagnon, Angela, and Keith Nicholson. "Nondermatomal Somatosensory Deficits: Overview of Unexplainable Negative Sensory Phenomena in Chronic Pain Patients." *Current Opinion in Anaesthesiology* 23, no. 5 (2010): 593–97. https://doi.org/10.1097/aco.0b013e32833dd01c.

Marshall, John C., Peter W. Halligan, Gereon R. Fink, Derick T. Wade, and Richard S. Frackowiak. "The Functional Anatomy of a Hysterical Paralysis." *Cognition* 64, no. 1 (1997): B1–8. https://doi.org/10.1016/s0010-0277(97)00020-6.

Micale, Mark S. *Approaching Hysteria: Disease and Its Interpretations*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 1995.

Muhr, Paula. *From Photography to fMRI: Epistemic Functions of Images in Medical Research on Hysteria*. Bielefeld: transcript, 2022.

Nicholson, Timothy R., Jon Stone, and Richard A. Kanaan. "Conversion Disorder: A Problematic Diagnosis." *Journal of Neurology, Neurosurgery & Psychiatry* 82 (2011): 1267–73. https://doi.org/10.1136/jnnp.2008.171306

Perez, David L., Timothy R. Nicholson, Ali A. Asadi-Pooya, Indrit Bègue, Matthew Butler, Alan J. Carson, Anthony S. David, et al. "Neuroimaging in Functional Neurological Disorder: State of the Field and Research Agenda." *NeuroImage: Clinical* 30 (2021), 102623. https://doi.org/10.1016/j.nicl.2021.102623.

Popkirov, Stoyan. *Funktionelle neurologische Störungen: Erkennen, verstehen, behandeln*. Basingstoke: Springer, 2020.

Schrag, Anette E., Arpan R. Mehta, Kailash P. Bhatia, Richard J. Brown, Richard S. Frackowiak, Michael R. Trimble, Nicholas S. Ward, and James B. Rowe. "The Functional Neuroimaging Correlates of Psychogenic Versus Organic Dystonia." *Brain* 136 (2013): 770–81. https://doi.org/10.1093/brain/awt008.

Spence, Sean A., Helen L. Crimlisk, Helen Cope, Maria A. Ron, and Paul M. Grasby. "Discrete Neurophysiological Correlates in Prefrontal Cortex during Hysterical and Feigned Disorder of Movement." *The Lancet* 355, no. 9211 (2000): 1243–44. https://doi.org/10.1016/s0140-6736(00)02096-1.

Stone, Jon, and Selma Aybek, "Functional Limb Weakness and Paralysis." In Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurological Disorders*, 213–28.

Stone, Jon, Russell Hewett, Alan Carson, Charles Warlow, and Michael Sharpe. "The 'Disappearance' of Hysteria: Historical Mystery or Illusion?" *Journal of the Royal Society of Medicine* 101, no. 1 (2008), 12–18. doi:10.1258/jrsm.2007.070129.

Stone, Jon, and Marinus Vermeulen, "Functional Sensory Symptoms," In Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurological Disorders*, 271–81.

Stone, Jon, Adam Zeman, Enrico Simonotto, Martin Meyer, Rayna Azuma, Susanna Flett, and Michael Sharpe. "fMRI in Patients with Motor Conversion Symptoms and Controls with Simulated Weakness." *Psychosomatic Medicine* 69, no. 9 (2007): 961–69. https://doi.org/10.1097/psy.0b013e31815b6c14.

Szaflarski, Jerzy P., Jane B. Allendorfer, Rodolphe Nenert, W. Curt LaFrance Jr., Helen I. Barkan, Jennifer DeWolfe, Sandipan Pati, Ashley E. Thomas, and Lawrence Ver Hoef. "Facial Emotion Processing in Patients with Seizure Disorders." *Epilepsy & Behavior* 79 (2018): 193–204. https://doi.org/10.1016/j.yebeh.2017.12.004.

Tiihonen, Jari, Jyrki Kuikka, Heimo Viinamäki, Johannes Lehtonen, and Juhani Partanen. "Altered Cerebral Blood Flow during Hysterical Paresthesia." *Biological Psychiatry* 37, no. 2 (1995): 134–35.
https://doi.org/10.1016/0006-3223(94)00230-z.

Trimble, Michael, and Edward H. Reynolds. "A Brief History of Hysteria: From the Ancient to the Modern." In Hallett, Stone, and Carson, *Functional Neurologic Disorders, 3–10.*

Van Beilen, Marije, Bauke M. De Jong, Esther W. Gieteling, Remco Renken, and Klaus L. Leenders. "Abnormal Parietal Function in Conversion Paresis." *PLoS ONE* 6, no. 10 (2011): e25918. https://doi.org/10.1371/journal.pone.0025918.

Voon, Valerie, Cecile Gallea, Naoki Hattori, María Bruno, Vindhya Ekanayake, and Mark Hallett. "The Involuntary Nature of Conversion Disorder." *Neurology* 74, no. 3 (2010): 223–28. doi:10.1212/wnl.0b013e3181ca00e9.

Vuilleumier, Patrik, Christian Chicherio, Fred Assal, S. Schwartz, D. Slosman, and T. Landis. "Functional Neuroanatomical Correlates of Hysterical Sensorimotor Loss." *Brain* 124 (2001): 1077–90. https://doi.org/10.1093/brain/124.6.1077.

Ward, Nick S., David A. Oakley, Richard S. Frackowiak, and Peter W. Halligan. "Differential Brain Activations during Intentionally Simulated and Subjectively Experienced Paralysis." *Cognitive Neuropsychiatry* 8, no. 4 (2003): 295–312. https://doi.org/10.1080/13546800344000200.

Werring, David J., Louise Weston, Edward T. Bullmore, Gordon T. Plant, and Maria A. Ron. "Functional Magnetic Resonance Imaging of the Cerebral Response to Visual Stimulation in Medically Unexplained Visual Loss." *Psychological Medicine* 34, no. 4 (2004): 583–89. doi:10.1017/s0033291703008985.

Yazici, Kâzim M., and Lale Kostakoglu. "Cerebral Blood Flow Changes in Patients with Conversion Disorder." *Psychiatry Research: Neuroimaging* 83, no. 8 (1998): 163–68. https://doi.org/10.1016/s0925-4927(98)00039-0.

Autor*inneninformation

Manuel Bolz ist Kulturwissenschaftler an der Universität Hamburg. Zu seinen Forschungsinteressen zählen die Raum- und Stadtforschung, die Ethnographie von Emotionen und Gewalt, die Science and Technology Studies (STS) sowie die Anthropologie von Sexualität, Geschlecht und Körper.

Reiner Fenske, Dr. ist derzeit assoziierter Postdoc an der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der TU Dresden. Er forscht dort zur Zeitgeschichte institutionalisierter Entwicklungsforschung in ihren globalen Bezügen. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Sozial- und Kulturgeschichte des Kolonialismus, der Wissenschaftsgeschichte und der Geschichte der extremen Rechten.

Lukas Griessl, M.Sc ist Doktorand am Department of Sociology an der University of Essex. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen der Geschichte und Soziologie der Statistik, der Wissenschaftsphilosophie und der Soziologie des Nichtwissens.

Kevin Hall, Dr. ist assoziierter Wissenschaftler am Lehrstuhl für Politische Soziologie der Philipps-Universität Marburg. Er forscht zu gesellschaftlichen Transformationsprozessen in den Themenbereichen Biosicherheit, Digitalisierung der Gesundheitsverwaltung und Krankheitsüberwachung aus der Perspektive der Science & Technology Studies, Medizinanthropologie und Organisationssoziologie.

Annika Hammer, M. Ed. (Germanistik/Biologie) ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Neuere deutsche Literaturwissenschaft der Katholischen Universität Eichstätt-Ingolstadt und promoviert zu subtilen Störungen in der Literatur des 20. und 21. Jahrhunderts. Ihre Forschung ist im Feld des Ecocriticism verortet, Schwerpunkt ist die Gegenwartslyrik.

Paula Muhr, Dr. Phil., is a postdoctoral researcher at the Institute for History of Art and Architecture, Karlsruhe Institute of Technology (KIT) and a visual artist. She

studied visual arts, art history, theory of literature, and physics before receiving her Ph.D. in visual studies from the Humboldt-Universität zu Berlin and a postgraduate diploma in fine arts (Meisterschülerin) from the Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig. Her transdisciplinary research is at the intersection of visual studies, image theory, media studies, science and technology studies (STS), and history and philosophy of science. She examines knowledge-producing functions of new imaging and visualisation technologies in natural sciences, ranging from neuroscience over medicine to physics.

Hajo Raupach, M. A. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Geschichte Osteuropas und Ostmitteleuropas an der Helmut-Schmidt-Universität in Hamburg und verfasst seine Dissertation über Zukunftsvorstellungen in der späten Sowjetunion. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der russischen und sowjetischen Geschichte, der kulturhistorischen Bedeutung der Apokalypse sowie der Architekturgeschichte

Stefan Rindlisbacher, Dr. ist Postdoctoral Fellow am Leibniz-Zentrum für Zeithistorische Forschung in Potsdam und am Institut für Zeitgeschichte der Universität Wien. Er promovierte in Zeitgeschichte an der Universität Freiburg (Schweiz). Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Gesundheits- und Körpergeschichte, Umweltgeschichte und der Geschichte alternativer Bewegungen und Milieus.

Klaus Scheuermann ist assoziierter Wissenschaftler am Lehrstuhl für Politische Soziologie der Philipps-Universität Marburg. Er forscht zu den gesellschaftlichen Implikationen der Digitalen Epidemiologie auf der Basis von Science & Technology Studies, Surveillance Studies und Critical Data Studies.

Robert Stock, Dr. ist Juniorprofessor für Kulturen des Wissens am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin. Er forscht zu Dis/Abilities, digitalen Medien und musealer Inklusionspolitik, kulturellen Dekolonisierungsprozessen und luso-afrikanischem Film sowie Mensch-Tier-Technik-Verhältnissen.

Luboš Studený ist wissenschaftlicher Arbeiter am Institut für Zeitgeschichte der Akademie der Wissenschaften der Tschechischen Republik (ÚSD AV ČR) und promoviert an der Karls-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Transformationsgeschichte, Ideengeschichte und Geschichte der Kybernetik.

Mats Werchohlad, M.Sc. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Verkehr und Raum der Fachhochschule Erfurt und Mitglied des Bauhaus-Instituts für

Geschichte und Theorie der Architektur und Planung. Er arbeitet an der Modellierung technischer Infrastrukturen. Seine Forschungsschwerpunkte beleuchten die Schnittstellen von Bildung, Technik und Raum.

Johanna Wischner, Dr. wurde mit einer Dissertation zum Thema Fundamentalismusritik bei Petra Gehring an der TU Darmstadt promoviert. Sie arbeitet an der Schnittstelle zwischen theoretischer und praktischer Philosophie, mit einem Schwerpunkt auf der Philosophie des 20. Jahrhunderts, und ist Redaktionsmitglied von *Berliner Debatte Initial*.

Die Herausgeber*innen

Julia Engelschalt, M.A. ist wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Medizingeschichte der Universität Zürich. Sie promoviert an der Universität Bielefeld zur Geschichte der Tropikalität in der US-amerikanischen Kolonialmedizin und öffentlichen Gesundheit im frühen 20. Jahrhundert. Ihre Forschungsinteressen liegen an der Schnittstelle zwischen Medizin-, Wissenschafts-, Umwelt- und Imperialgeschichte.

Jason Lemberg, Dr. des. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl zur Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocaust an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. In seiner Promotion hat er sich mit Rüstungsforschung im Zweiten Weltkrieg befasst. Seine Forschungsinteressen liegen im Bereich der Universitäts- und Wissenschafts- sowie der Global- und Kolonialgeschichte.

Arne Maibaum, Dipl.-Soz.-Wiss. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur für Techniksoziologie der TU Chemnitz und promoviert an der TU Berlin zur Robotik als Wissenschaft und Wettkämpfen in der Wissenschaft. Seine Forschungsinteressen sind die Wissenschafts- und Techniksoziologie bzw. Science and Technology Studies speziell mit Blick auf Robotik und autonome Technik.

Andie Rothenhäusler, M.A. ist Doktorand am Institut für Geschichte der TU Darmstadt und forscht zu Technikakzeptanzdebatten und der Wahrnehmung des technischen Fortschritts in Westdeutschland in den 1980er Jahren. Inhaltlich beschäftigt er sich zudem mit historischer Zukunftsforschung, mit der Zeit- und Politikgeschichte der Bundesrepublik, mit digitaler Ethik sowie mit Wissenschaftskommunikation und Public History.

Meike Wiegand, M.Sc. ist wissenschaftliche Hilfskraft am Panel on Planetary Thinking der JLU Gießen. Ihre Forschungsinteressen liegen im Bereich der Epistemologie der Biowissenschaften. Aktuell arbeitet sie an der Schnittstelle von Epistemologie, Hermeneutik und Narratologie.